SCHRIFTEN: ¬2. ¬SERIE, ROMANE ; BD. 9, DAS LANDHAUS AM RHEIN ; 1. THEIL

Berthold Auerbach

Berthold Auerbachs

Schriften.

Zweite Serie.

Romane.

Neunter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.

Berthold Auerbachs

Romane.

Neunter Band.

Das Landhaus am Rhein.

Germ. (80)
807 f 69-11.

Erster Theil.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.

Dritte Auflage.

(26ſtes Tauſend.)

Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Das Landhaus am Rhein.

Erſter Theil.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

„Nur noch Augenblicke Geduld! dort winkt ein Mann, der mitfahren will," ſagte der Ferge. Im Kahne ſaß ein Mann mit Frau und Tochter.

Der Mann war von kleiner Geſtalt, mit grauen Haaren und röthlich funkelnder Geſichtsfarbe, blaue Augen ſchauten gutmüthig aber träumeriſch müde drein; ein die Oberlippe ganz bedeckender ſtruppiger Schnurrbart ſchien ſich in dies harmloſe Geſicht verirrt zu haben; er trug ein graues Sommergewand von jenem neumodiſchen Stoff, der überall derart weiß beſprenkelt iſt, als hätte ſich der Träger in einem Federbett gewälzt; eine zierliche, mit blauen und rothen Perlen geſtickte Bügeltaſche hing an einem Riemen über der rechten Schulter.

Die Frau, groß und ſtattlich, mit unruhigen Augen und ſcharfen Zügen, die einſtmals wol einnehmend geweſen waren, trug ein Kleid von mattgelber Seide; der weiße Schleier am grauen Hut war wie eine Binde am Turban um die Rundung gewunden. Sie warf den Kopf raſch zurück, ſah dann vor ſich nieder, als wollte ſie ſich nicht um den Fremden kümmern, und bohrte die Zwinge ihres großen Sonnenſchirms in das Bord des Kahns.

Neben dem Manne ſaß eine ſchlanke blonde Mädchengeſtalt in blauem Sommergewand; den kleinen, mit einem Vogelflügel verzierten braunen Hut hielt ſie am Gummiband in der Hand. Der Kopf war groß und ſchwer, die mächtige Stirn durch reichüberquellendes, in Flechten gelegtes Haar noch gewaltiger, und zwei dicke Locken legten ſich rechts und links auf Schulter und

Bruſt. Das Antlitz des Mädchens war heiter und unbefangen, klar wie der helle Tag, der über der Landſchaft leuchtete.

Jetzt ſetzte ſie den Hut auf, und die Mutter rückte ihr denſelben noch etwas zurecht. Dann wechſelte ſie ſchnell die rauhledernen Stulpenhandſchuhe mit glanzigen, die ſie aus der Taſche nahm, und während ſie mit Behendigkeit das Leder über die Hand zog, ſchaute ſie nach dem Ankömmling.

Ein großer und ſchöner junger Mann von markigem Körperbau, mit vollem, braunem Bart, einen Plaid über der Schulter und einen breitkrämpigen grauen Hut mit ſchwarzem Flor auf dem Haupte, kam rüſtigen Schrittes den Zickzackweg am ſteilen Ufer herab. Er ſtieg in den Kahn, grüßte ſtumm, indem er den Hut abzog; eine edle weiße Stirn, von tief braunem Haar beſchattet, zeigte ſich; Kühnheit und Entſchloſſenheit ſprach aus ſeinem Geſicht, das zugleich einen Vertrauen erweckenden Ausdruck hatte.

Das Mädchen ſchaute vor ſich nieder; die Mutter knöpfte ihr das Hutband nochmals auf und zu und wußte dabei, ſcheinbar unabſichtlich eine lange Locke auf die Bruſt, die andere auf die Schulter rückwärts zu legen.

Der Fremde ſetzte ſich fern von den Anderen nieder und ſchaute in den Strom, während der Kahn raſch dahin fuhr.

Der Kahn landete an der Inſel, auf welcher das weitläufige Kloſter, das nunmehr eine von Nonnen geleitete Erziehungsanſtalt für Mädchen iſt.

Man ſtieg aus.

„O wie ſchön!“ rief das Mädchen und deutete auf eine am Ufer ſtehende hochſtämmige Gruppe von Bäumen, die in der Runde und ſo nahe an einander ſtanden, als ob die Stämme aus Einer Wurzel erwachſen wären; ringsum innerhalb der Baumgruppe waren niedrige Bänke angebracht.

„Geh voran!“ ſagte die Frau mit einem verweiſenden Blicke und gab ſchnell ihrem Manne den Arm. Das Mädchen ging voran, der Fremde hinterdrein.

In den Büſchen ſangen die Nachtigallen, die Amſeln, Finken, Plattmönche, als wollten ſie laut verkünden: Hier iſt Paradieſesruhe und Niemand ſtört uns. Die dunklen Kiefern am Ufer mit ihrem breiten Schirmdach und die lange Reihe hellfarbiger Lärchenbäume landeinwärts waren von keinem Lüftchen bewegt, und in den blühenden Kaſtanienbäumen ſummten die Bienen.

Man kam an das Kloſter.

Das Gebäude war verſchloſſen, nirgends ein menſchliches Weſen zu ſehen.

Der alte Herr zog die Klingel, die Pförtnerin öffnete ein kleines Fenſter und fragte nach dem Begehr. Es wurde um Einlaß gebeten, aber die Pförtnerin erwiderte, das ſei heute nicht mehr möglich.

„Geben Sie meine Karte ab," ſagte der ältere Herr, und ſagen Sie der würdigen Mutter, daß ich mit Frau und Tochter da ſei."

„Erlauben Sie, daß auch ich meine Karte hinzufüge," ſagte der Fremde; die Drei ſchauten um beim Wohlklang dieſer Stimme. Der Fremde gab der Pförtnerin ſeine Karte, indem er hinzufügte: „Wollen Sie der würdigen Frau Oberin ſagen, daß ich Grüße von meiner Mutter bringe."

Auf der Karte ſtand: Erich Dournay.

Die Pförtnerin ſchloß das Schiebfenſter ſchnell.

„Ich hatte Sie für einen Franzoſen gehalten," ſagte der alte Herr in freundlichem Ton zu dem jungen Manne.

„Ich bin ein Deutſcher," erwiderte dieſer.

„Sie haben wol eine Verwandte im Kloſter und kennen die würdige Mutter auch?"

„Ich kenne hier Niemand."

Die Antworten Erichs waren rund und knapp, es gab keinerlei Anhalt zu Fortſetzung des Geſprächs. Der alte Herr ging mit den Frauen nach einem ſchönen Blumenbeet und ſetzte ſich mit ihnen auf die dort angebrachte Bank. Das Mädchen mochte aber keine Ruhe haben, es ging am Rande der Wieſe auf und ab und pflückte Veilchen.

Der junge Mann war wie eingewurzelt ſtehen geblieben und betrachtete die ſteinernen Stufen, die zur Kloſterthüre führten, als müßte er erkunden, welcherlei Schickſale bereits über dieſe Stufen aus- und eingegangen waren.

Nach einer Weile winkte die Pförtnerin; die Kloſterthüre wurde geöffnet, die Fremden traten ein. Hinter der zweiten Gitterthüre ſtanden zwei Nonnen in langen ſchwarzen Kleidern, mit dem hänfenen Knotenſtrick um die Hüfte. Die Größere, eine ältere Dame mit auffallend großer Naſe, ſagte: Die Frau Oberin bedaure, heute Niemand empfangen zu können; es ſei der Vorabend

ihrer Namensheiligen und da bleibe sie bis zu Sonnenuntergang immer allein. Ueberhaupt sei heute kaum thunlich, Fremde zuzulassen, denn die Kinder — so wurden die Zöglinge genannt — hätten ein Festspiel angeordnet, mit welchem die Oberin nach Sonnenuntergang begrüßt werden solle. Darum sei heute Alles in Unordnung; im großen Speisesaal sei ein Theater aufgeschlagen; indeß habe die Oberin befohlen, daß man den Fremden die Einrichtung des Klosters zeige.

Man ging nun im Geleite der beiden Nonnen durch den großen Kreuzgang. Der Schritt der Nonnen war laut und hart, denn sie trugen dicke hölzerne Sohlen, sogenannte Trippen, die mit zwei über die Strümpfe gezogenen Riemen am Fuße befestigt waren. Die kleinere, zierliche Nonne, deren feines Antlitz wie gepreßt und gefangen in der enganliegenden Capuze war, hielt sich scheu zurück und ließ der Andern das Wort. Jetzt sprach sie indeß mit dem Mädchen in französischer Sprache. Die Mutter nickte dem Vater zu mit dem vergnügten Ausdrucke: Da siehst du nun, wie gut es war, das Kind etwas Rechtes lernen zu lassen.

Der Vater sagte der deutschen Nonne, daß seine Tochter Lina erst vor einem halben Jahre aus dem Kloster zu Aachen zurückgekehrt sei.

Auch der junge Mann sagte einige Worte in französischer Sprache zu der zierlichen Nonne. Aber jetzt, und so oft er sie noch ansprach, zog sie sich immer wie verscheucht zurück, auffällig lächelnd und in sich zusammenkauernd, als ob sie fürchte, berührt zu werden..

Der Frühstücksaal, Lehrzimmer, Musikzimmer, die großen Schlafsäle wurden den Fremden gezeigt und überall mußte man Sauberkeit und Ordnung bewundern. In den Schlafgemächern der Kinder war es, als ob nicht wirkliche Menschen und nun gar unruhige Kinder hier wohnten, sondern als wäre Alles nur bereit, um Märchengestalten zu erwarten. Nur in einem Bettchen war es unruhig. Lina zog den Vorhang zurück und ein Kind mit großen braunen Augen schaute um. Auch der junge Mann war hinzugetreten.

„Was fehlt dem Kinde?“ fragte Lina.

„Weiter nichts, es hat nur Heimweh.“

„Wie heilen Sie das Heimweh?“ fragte die Frau.

„Ein Kind, das über Heimweh klagt, wird krank erklärt und muß zu Bette bleiben; wenn es dann aufſtehen darf, fühlt es ſich befreit und zu Hauſe.“

„Geht Alle fort! Alle fort! Manna ſoll kommen! Manna ſoll kommen!“ rief das Kind.

„Sie kommt noch zu dir,“ beſchwichtigte die Nonne und erklärte, daß das Kind eine Amerikanerin meine, von der allein es ſich beruhigen laſſe.

„Das iſt unſere Manna,“ ſagte Lina zu ihrer Mutter.

Die Dämmerung war eingebrochen, und über die Corridore, durch den goldenen Duft der Abendſonne huſchten in langen grünen, blauen und rothen Gewändern ſeltſame Geſtalten, die in den Zellen verſchwanden.

Man kam in den Speiſeſaal, wo im Hintergrund eine Waldlandſchaft mit Einſiedlerhütte aufgeſtellt war, und da lag mit rothem Bande angebunden ein junges Reh, das die Fremden mit ſeinen glänzenden Augen wunderſam anblickte, jetzt ſich aufraffte, am Bande zerrte und davonrennen wollte.

Die Franzöſin erklärte, daß die Kinder in Gemeinſchaft mit einer Schweſter, die ſehr viel Geſchick dazu habe, die Decorationen ſelbſt gemacht und große Chöre eingeübt hätten; eine Schülerin, ein vorzügliches Kind, habe das Stück verfaßt, das eine Scene aus dem Leben der Tagesheiligen behandelt.

Die deutſche Nonne mit der großen Naſe bedauerte, daß Niemand Fremdes zuſehen dürfe.

Als man den Speiſeſaal verließ, ſagte Lina zu der zierlichen Franzöſin, wie leid es ihr thue, ihre Jugendfreundin Hermanna Sonnenkamp nicht ſehen zu können, denn ſie müßte mit ihren Eltern ſchon heute Abend wieder zurückreiſen.

Man ging wieder durch lange Corridore, und als man die Treppe hinabſtieg, kam dieſelbe herauf eine ſchneeweiße Geſtalt mit Flügeln an den Schultern und einem ſchimmernden Diadem auf dem Haupte, von dem lange ſchwarze Locken auf Bruſt und Nacken herniederfloſſen. Ein dunkles, ſchwarzes Auge mit langen Wimpern und dichten Brauen glänzte aus dem blaſſen Antlitze heraus.

„Manna!“ rief Lina laut, und „Manna!“ tönte der Widerhall von der Wölbung.

Die Angeredete faßte ihre Hand, führte ſie die Treppe hinauf, von den Anderen weg und ſagte:

„Du, Lina? Ach, ich war nur bei dem armen Kinde, das ſich in Heimweh verzehrt. Ich dürfte ſonſt heut mit keiner Menſchenſeele ſprechen.“

„O, wie wunderbar ſiehſt du aus, wie herrlich! Du mußt dem Kinde ja wie ein lebendiger Engel erſchienen ſein! O und wie werden ſich daheim Alle freuen, wenn ich ihnen erzähle . . .“

„Sprich nicht davon. Entſchuldige mich bei deinen Eltern, daß ich ſo an ihnen vorbeiflog, und wer . . . wer iſt der junge Mann da bei Euch?“

Erich ſchien zu fühlen, daß von ihm die Rede ſei; er ſchaute auf nach der wunderſamen Erſcheinung, konnte aber nichts von den Formen des Antlitzes erkennen; er ſah nur die märchenhafte Geſtalt und zwei hellleuchtende Augen.

„Wir kennen ihn auch nicht,“ erwiderte Lina, „wir haben ihn erſt im Kahn geſehen. Aber ja,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „du kannſt erfahren, wer er iſt, er hat einen Gruß von ſeiner Mutter an die Oberin; da frag' einmal. Nicht wahr, er iſt ſchön?“

„O Lina, wie ſprichſt du! Möge die heilige Genovefa beim lieben Gott dir Verzeihung erbitten, daß du das geſagt, und mir . . .“ ſie bedeckte das Geſicht mit der Hand . . . „daß ich es gehört. Leb' wohl, Lina, grüße Alle draußen.“

Wie ſchwebend huſchte die geflügelte Erſcheinung den langen Corridor dahin, ſie verſchwand und hörte nicht mehr, daß Lina ihr nachrief, ſie werde morgen bei der Gräfin Wolfsgarten erzählen, wie ſie ſie geſehen.

Man verließ das Kloſter. Vor dem Thore ſagte der ältere Herr zu dem jungen Manne:

„Es iſt ein Glück für die Mädchen, von aller Welt entfernt auf einer Inſel im Kloſter erzogen zu werden.“

„Die Mädchen im Kloſter und die Jünglinge in der Kaſerne! Schöne Welt das!“ entgegnete Erich in ſcharfem Ton.

Ohne ein Wort der Erwiderung wandte ſich der ältere Herr ab und ging mit den Frauen einige Schritte davon; er ſchien keine fernere Gemeinſchaft mit einem Fremden von ſolcher revolutionären Geſinnung haben zu wollen.

Erich eilte zu dem Kahne und ließ ſich raſch überſetzen. Der Strom war wie lauter glühendes Gold; Erich tauchte die Hand in den Strom und wuſch ſich Stirn und Auge.

Er ſprang behend ans Land und ſchaute hinüber nach dem

Inselkloster; da sah er den Mann mit Frau und Tochter ebenfalls zum Kahn herabsteigen: er grüßte von ferne mit dem Hute und ging den jenseitigen Berg hinan nach der Burgruine, von wo man das Kloster überschauen konnte. Lange saß er hier oben und starrte hinüber nach dem Kloster auf der Insel. Er hörte Gesänge von Mädchenstimmen, er sah die lange Fensterreihe hell erleuchtet.

Die Nachtigall in den Büschen sang unablässig und Erich horchte hin nach dem Gesange des Vogels und dem Gesang der Kinder im Kloster, die sich ein Stück vom Ewigkeitstraume in die Wirklichkeit zauberten und eine Stunde zu singenden Engelchören wurden.

Er stieg den Berg hinab, und als er eben an den Gasthof kam, traf er den Mann mit den beiden Frauen, die sich zur Abreise auf den Bahnhof begaben.

Die Gaststube war leer. Während er aß, nahm er unwillkürlich ein Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag. Was sind Klöster? Was sind Burgruinen? Da ist die Welt, die bewegte, die heutige, die wirkliche.

Du kommst von einer Ausschau auf der Bergeshöhe ermüdet in der Gaststube an, unwillkürlich greifst du nach der Zeitung — warum das? Vielleicht weil das ermüdete Schauen und Denken, das auf die unbewegte Erscheinung der Natur gerichtet war, nun sich erfrischt, indem es sich auf die bewegte Erscheinung der Zeitgeschichte wendet; und du bist allein, du bedarfst eines anrufenden Wortes — da ist ein solches, das Jemand an Alle gerichtet hat; es erzählt dir von der Welt, die ihren Gang fortsetzt, derweil du träumtest und in weiter Ausschau dich verloren und dich gefunden hast.

Wir können uns kaum mehr denken, wie es zu anderen Zeiten war, da man ein Begegniß still austräumen konnte. Zu allen Stunden, sei es in schwerer Bedrängniß, wo uns das eigene Leben zur Last und die Welt gleichgiltig geworden, sei es in gehobener Empfindung, wo wir uns wie hinausversetzt aus aller Wirklichkeit fühlen — da kommt die Zeitung und fordert unsere Aufmerksamkeit und ruft uns an, als sollten wir in Gestaltung der Weltverhältnisse überall mitwirken.

Was ist dem jungen Manne jetzt Amerika? Und doch las er aufmerksam einen Bericht über die dortigen Zustände, worin der unausbleibliche, in Frieden vielleicht nicht zu schlichtende Kampf

zwiſchen den ſüdſtaatlichen Sklavenhaltern, den ſogenannten Feuerfreſſern und den nordſtaatlichen Abolitioniſten dargeſtellt war. Die Franzöſin hatte geſagt, daß eine Amerikanerin das an Heimweh leidende Kind tröſte und ſie agirt nun auch in dem heiligen Feſtſtück. Da ſpielt ein Kind mit der frommen Mythe, während es in ſeinem Heimatlande gährt!

Wieder waren die Gedanken Erichs im Kloſter und bei der wunderſamen Erſcheinung.

Als er eben das Blatt weglegen wollte, fiel ſein Auge auf eine Anzeige. Er las ſie wiederholt, dann bat er den Kellner, daß er das Blatt behalten dürfe, und begab ſich mit demſelben auf ſein Zimmer.

Zweites Kapitel.

Name: Erich Dournay. Charakter: Doctor der Philoſophie, Hauptmann a. D. . . . Ort woher: Name einer kleinen Univerſitätsſtadt . . . Reiſe wohin: 0 . . . Zweck der Reiſe: 0 . . .

So ſchrieb Erich früh am Morgen in das ordnungsmäßige Fremdenbuch des Gaſthofs und jetzt bemerkte er, daß vor ſeinem Namen eingeſchrieben ſtand: Landrichter Vogt mit Frau, geb. Landen, und Tochter aus . . . . , ein kleines Städtchen ſingenden Namens vom Oberrhein war genannt.

Das war alſo der Geſprenkelte von geſtern mit den beiden Damen.

Erich machte ſich mit ſeinem Reiſegepäck auf den Weg nach der Landungsbrücke, wo das Dampfſchiff anlegte. Der Morgen war friſch und klar, ringsum jauchzendes, ſingendes Leben, nur ein ſchmaler Wolkenſtreif hing noch wie ein Nebel in der halben Höhe der Gebirgskette. Mit feſtem Schritt, hoch aufgerichtet, frei aufathmend in der friſchen Morgenfrühe ging Erich dahin. Er ſtand am Geländer der Landungsbrücke und ſchaute hinein in die Wellen, wo jetzt ein Nebelſtreif ſich hob und in der Luft zerfloß. Dann ſtarrte er lange nach der Inſel hin, wo nun die Frühglocke läutete und die Kinder aus dem Schlafe rief, die geſtern Abend vor ſich ſelber zum Märchen geworden waren.

Er zog das Blatt aus der Taſche und las noch einmal die

Anzeige, in der die Bewerbung um eine einträgliche Hofmeisterstelle ausgeschrieben war.

Das Dampfschiff brauste heran, die Brust den Wellen entgegendrängend.

Erst auf dem Schiffe bemerkte Erich, daß auch zwei Nonnen aus dem Kloster — die Eine war die zierliche, scheue Französin — mit eingestiegen waren. Er grüßte; er wurde ohne Erwiderung verwundert angesehen. Die Nonnen nahmen ihr Brevier, setzten sich auf dem Verdecke nieder und beteten.

Auf dem zu Berg gehenden Schiffe waren noch wenig Reisegefährten, und die Morgenfrühe läßt ungesellig.

Erich setzte sich nicht weit von dem Steuermann, der fort und fort leise vor sich hinpfiff. Nachdenklich schaute er in den aufgewühlten Strom und in die Landschaft. Er preßte die feingeschnittenen Lippen fest zusammen, es schien, als ob er mit stummer Lippe den noch nie gehobenen Nibelungenschatz der Schönheit dieses Stromes und dieser Landschaft erkennen wolle. Er schüttelte oftmals den Kopf, wenn er hörte, wie da und dort zwei Menschen durch sogenannte Unterhaltung sich die Frische des Morgens und die stille Erquickung des landschaftlichen Anblicks verplauderten.

Erich hatte das Glück des schönen wohlumhegten Familienlebens und der höchsten Bildung genossen. Von den Eltern sorgfältig erzogen, war er in den Militärdienst eingetreten, gab denselben freiwillig auf und widmete sich den Studien. Es sind heute erst wenige Tage, seitdem er den Doctorgrad erworben. Er hatte mit großer Anstrengung diesen Abschluß beschleunigt, denn erst zwei Monate sind es her, seitdem sein Vater gestorben war.

Es war am Abend, als Erich zum Doctor ernannt war, da die Mutter mit ihm ging und ihn ermahnte, sich nun einige Tage freien Athemschöpfens zu gönnen.

Erst wenn Erich von der Reise zurückgekehrt war, wollten sie bestimmen, was nun aus ihnen werden solle. Die Mutter empfand es dabei schmerzlich und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß man aus dem stetigen, ordnungsmäßig sich fortsetzenden Lebensgange heraustreten und stündlich einem fraglichen, erst selbst zu schaffenden Dasein gegenüberstehe; sie hatte das nie gekannt und nie geahnt. Und mit einem Kummer, den sie zu unterdrücken suchte, aber nicht ganz verbergen konnte, sah sie, sich eines Wortes von Lessing erinnernd, ihren Sohn am Markte stehen und nach

Arbeit ausschauen. Sie hoffte indeß, daß sich das Widerstreben des Sohnes, sich durch eine Gunst eine Lebensstellung geben zu lassen, legen würde; vor Allem aber sollte er wieder seine Jugendfrische erhalten. Hätte die Mutter ihn jetzt gesehen, sie hätte gestaunt, wie schnell sich das bewerkstelligte; es war ein Glanz in seinen Augen und eine Farbe in seinem Antlitz, die in den besten und ruhigsten Tagen nicht leuchtender und blühender gewesen.

Nur um ihm ein Ziel zu geben, hatte sie ihm einen Gruß an die Oberin des Klosters aufgetragen. Jetzt war Erich bereits auf dem Rückwege. Eine einfache Anzeige in der Zeitung hatte seiner Reise eine ungeahnte Richtung gegeben.

Er hatte indeß jugendliche Spannkraft genug, um wegen des Zieles die Freuden des Weges nicht zu vergessen. Mit hellem Blick betrachtete er das Getriebe auf dem Schiffe, das Leben auf dem Strom und an den Ufern.

Schon an der zweiten Station stiegen die beiden Nonnen aus und die zierliche Französin nickte ihm rückwärts zu, als sie die kleine Flügeltreppe hinabstieg. Im Kahn faltete sie die Hände und schaute vor sich nieder; auch als sie ans Ufer stieg, schaute sie nicht mehr rückwärts.

Von Ort zu Ort wechselten die Reisegefährten; an einem Dorfe kam eine Schaar Wallfahrer, meist Frauen mit weißen Tüchern auf dem Haupte. An dem Halteplatz, wo sie ausstiegen, kam ein Trupp Turner in hellgrauen Gewändern auf das Schiff und stimmte auf dem Verdeck ein Lied an, während die Wallfahrer am Ufer sangen. In allen Städten und Dörfern, an denen man vorüberfuhr, tönten die Glocken, es war ein heller, klingender, blühender Frühlingstag und Erich fühlte jene Berauschung, die das rheinländische Leben über das Gemüth bringt, eine Spannung und Erhöhung aller Lebensgeister, von der sich nicht sagen läßt, von wannen sie kommt, wie sich nicht scheiden läßt, was dem Weine an den Bergen hier seine Würze, sein Feuer gibt. Es ist der Hauch des Stromes, der Duft der Berge, die Kraft des Bodens, es ist das Sonnenlicht, das wie im Weine, auch im Menschen glüht, einen beflügelten Frohmuth erzeugt, den Niemand abwehren und Niemand erklären kann.

Oftmals wurde auch Erich angesprochen, er hielt aber jede Genossenschaft ab; er wollte in sich allein sein inmitten der Menschenbewegung, inmitten der wonnigen Landschaft.

Es war hoher Mittag, als er bei dem Städtchen mit altersgrauem Thurme, das einen fröhlichen Namen in der ganzen Welt hat, ans Land ſtieg. Ein ſchlanker, blonder junger Mann ſtand hier am Ufer und ſah ihn ſcharf an, endlich rief er:

„Dournay!“

„Herr von Prancken!“ erwiderte Erich.

Die beiden reichten ſich die Hände.

Drittes Kapitel.

„Das iſt der Rhein! Kaum hat man ſich die Willkommhand gereicht, ſo heißt es: Laß uns trinken! Es muß der Strom vor Euren Augen ſein, der Euch beſtändig die Luſt nach Flüſſigem erregt.“

So ſagte Erich zu dem jungen Mann gleichen Alters, der ihm gegenüber ſaß und ſeine Hand mit dem ſtramm zugeknöpften Handſchuh auf den Kopf eines braunen Hühnerhundes gelegt hatte.

„Nun bitte; hier iſt die Weinkarte. Welchen Jahrgang und welches Gewächs? Trinken wir neuen, der noch luſtig iſt und ſich nicht zur Ruhe geſetzt hat?“

„Ja, jungen Wein, und von dem Berge hier, drauf der Sonnenſchein ſo wohlig ruht.“

Prancken befahl in knapper, militäriſcher Betonung dem wartenden Kellner:

„Eine Flaſche Ausleſe!“

Der Wein kam, er floß golden in die blinkenden Gläſer; die beiden Männer ſtießen an und tranken. Sie ſaßen in der Rebenlaube am Ufer, dort wo die Landſchaft ſich weit ausdehnt und der Blick ſich erlabend dahinſtreift über grünende Inſeln im Strom, über hellblinkende Wohnorte, über Wald, Berge und Rebengelände und prächtige Landhäuſer.

Die Triebwellen des Dampfſchiffes hatten ſich geglättet; die Kähne am Ufer waren wieder ruhig, hüben und drüben dröhnten die Bahnzüge nur von ferne; auf dem glatten Strom, in dem ſich da und dort weiße Wolken vom Himmel abſpiegelten, blinkten die Strahlen der Mittagsſonne, und im blühenden Fliederbuſch bei der Laube ſchlug die Nachtigall.

Otto von Prancken hatte in der Ueberraſchung ſich vielleicht zutraulicher gegen Erich benommen als erforderlich war; nun, da Erich ihn mit Sie anſprach, während ſie ſich früher Du genannt hatten, nickte er zufrieden. Prancken zog den Handſchuh raſch aus, reichte Erich nochmals die Hand und ſagte:

„Sie ſind wol auf einer Vergnügungsreiſe?“

„Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß vor zwei Monaten mein Vater geſtorben?“

„Doch, doch ... und ich bleibe unſerm guten Profeſſor ewig dankbar; das Bischen, was ich in der Cadettenſchule gelernt habe — es iſt freilich wenig genug — verdanke ich ihm ausſchließlich. Ach, welche Geduld und welchen unabläſſigen Eifer hatte Ihr guter Vater! Stoßen Sie mit an auf ſein Andenken!“

Die Gläſer klangen.

„Wenn ich einmal geſtorben bin,“ ſagte Erich bewegten Tones, „ſo wünſche ich, daß auch mein Sohn ſo mit einem Genoſſen beim Wein am hellen Mittag mein gedächte.“

„Ach, ſterben!“ entgegnete Prancken. „Sehen Sie, dort hat man gerade mitten in die Weinberge hinein den Friedhof verlegt. Man ſollte gar nicht ans Sterben denken und nun wird man immer daran erinnert.“

Erich erwiderte nichts, er ſtarrte nur hinüber und hörte, wie jetzt eben der Kukuk vom Kirchhof aus rief.

„Sind Sie Landwirth?“ fragte er, wie ſich aufraffend.

„Proviſoriſch. Ich habe auf unbeſtimmte Zeit den Lieutenantsrock ausgezogen und mir das Piedeſtal hoher Waſſerſtiefel erkoren.“

Während Prancken dies ſprach, nahm er eine Taſchenbürſte heraus und glättete ſein untadelhaft geſcheiteltes, etwas dünnes Haar.

Eine kurze Weile ſaßen die Beiden lautlos da und ſahen einander ſcharf muſternd an. Zwei linkiſche Menſchen, die ſich unbehilflich gegenüber ſtehen, bringen ſich gegenſeitig in Verlegenheit; zwei Gewandte, die ihre Gewandtheit kennen, ſind wie zwei Fechter, von denen Jeder zuerſt Haltung und Waffenführung des Andern kennen und deßhalb keinen Ausfall und keinen Hieb machen will.

Prancken beugte ſich über ſein Glas, roch die Blume des Weins und ſagte endlich halb lächelnd:

„Sie werden nun auch von Ihren weiland communiſtiſchen Anſichten bekehrt ſein.“

„Communiſtiſch? Das iſt eine bequeme Bannformel. Ich wünſchte, ich könnte Communiſt ſein; ich wünſchte, daß ich den Communismus für eine geſtaltungsfähige Form der Geſellſchaft halten könnte, was er doch nie und nimmer werden kann. Wir müſſen auf anderem Wege daran arbeiten, unſer Daſein von der Barbarei zu befreien, daß unſere Mitmenſchen, gleichberechtigt wie wir, an den gemeinſten Bedürfniſſen Noth leiden. Wir trinken hier in Ruhe den Wein des Berges, darauf jetzt dort arme gedrückte Menſchen ſich abmühen, die kaum je einen Tropfen dieſes Weines koſten."

„Wir haben heute Feiertag und da arbeitet Niemand," erwiderte Prancken und lachte laut auf.

Erich ging gerne auf die ſcherzhafte Wendung ein, er war reif genug, um nicht einen Widerſpruch der Principien perſönlich beſiegen zu wollen. Das Geſpräch kam in freundliche Gebiete und floß ruhig hin in Erinnerung an die Knabenzeit und an das Garniſonsleben. Erich hatte mit den Gardeofficieren in kameradſchaftlicher Weiſe verkehrt; er ſtand in einer beſondern Ehrenhaltung, durch ſein zurückgezogenes, den Studien gewidmetes Leben; aber bei aller Charakterſtrenge war er harmlos im Verkehr und ſeine Freudigkeit am Leben ſchien, oberflächlich betrachtet, ſich nicht in Widerſpruch zu ſetzen mit dem wilden Treiben um ihn her.

Die beiden Männer gingen in leichter Wechſelrede im Garten auf und ab.

In der ſteifen Haltung des Halſes, in der Art, wie ſie beim Gehen die Arme bewegten, erkannte man die beiden jungen Männer als Soldaten; aber das Stramme war bei Erich durch eine gewiſſe Geſchmeidigkeit gemildert. Prancken war elegant, Erich edel und zart; Prancken hatte in jedem Ton und jeder Bewegung etwas verbindlich Einnehmendes, Erziehung und Natur hatten ihm eine Weltgefälligkeit verliehen, ſein Benehmen hatte etwas Läßliches und dabei doch Gemeſſenes; Erich hatte nicht minder ſichere Formen, aber dabei Ungezwungenheit und Würde. Seine Stimme war ein ſchöner, kräftiger Bariton, während die Prancken tenorartig war. Auch in der Art des Sprechens ließ ſich die Verſchiedenheit der beiden jungen Männer erkennen. Erich ſprach jedes Wort ganz voll, er gab jedem Buchſtaben ſein Tonrecht; Prancken dagegen ſprach als wären ihm Vocale und Conſonanten

zu viel, als müßte er jede Anstrengung der Sprachorgane vermeiden; die Worte fielen ihm sozusagen von den Lippen und doch sprach er gern und mit sehr gewählten Spitzen. Prancken hatte jene gewaltsame Tonart des kurzen Galopps, der der fürstlichen Leibgarde eigen war; in jeder gewöhnlichen Aeußerung war etwas Rasselndes, Lärmendes, als ob man mit dem Wehrgehänge hantire und beständig aus einer Gesellschaft zur Vertilgung verschiedener Flaschen Sect käme oder sich dorthin begebe.

Erich hatte nun geraume Zeit in ernstem Studium in einer geschlossenen, fast klösterlich stillen Häuslichkeit gelebt, so daß ihm dieses ganze Behaben wieder neu und auffällig war.

„Herr Baron," unterbrach der hinzutretende Kellner, der eine Flasche hieländischen mousirenden Weines brachte, „Ihr Kutscher läßt fragen, ob er ausspannen soll?"

„Nein!" lautete die Antwort, und während er die Flasche im Eiskübel umhertrieb, fuhr er zu Erich fort:

„Ich will mir die kurze Freude dieser Begegnung mit Ihnen nicht stören lassen. Ach, Sie glauben nicht, wie entsetzlich langweilig die hochgepriesene Poesie der Landwirthschaft ist!"

Aus der entkorkten Flasche einschenkend, rief er lachend:

„Compost, und noch einmal Compost ist die Parole! Der Olymp ist ein Composthaufen und der darüber thronende Gott heißt Jupiter Ammoniak!"

Prancken sagte dies leichthin scherzend, dann trank er und drehte sich vergnüglich mit beiden Händen die Spitzen seines Schnurrbartes.

Erich lenkte zurück auf die Schönheit des rheinischen Lebens, aber auch hier fiel Prancken ein:

„Wenn nur einmal Jemand käme und dem lügnerischen Loreleiern von der Schönheit des rheinischen Lebens die Schminke wegätzte! Da sprechen die Poeten allzeit vom thauduftigen Morgen, und wir hatten heute einen Höhenrauch, als ob den Engeln im Himmel die Milch von ihrem Kaffee ins Feuer gelaufen wäre."

Erich lachte über den Einfall und am Glase nippend, sagte er:

„Aber die Luft des Weines!"

„Jawol," fiel Prancken ein, „das Trinken üben die hieländischen Schoppenstecher, aber ohne alle Poesie, wie ein Geschäft. Da sitzen sie stundenlang beisammen, es ist immer dieselbe Gesellschaft; sie haben dasselbe halb Dutzend Anekdoten in Garnison

und tauſchen ein verjährtes Witzwort aus. Dann gehen ſie heim mit rothem Kopf und mit Taumel in den Füßen und brüllen ein Lied, und das nennt man rheiniſche Fröhlichkeit. Das einzige Luſtige dieſer gemachten Rheinlüge iſt noch die Straußwirthſchaft."

„Was iſt denn das?"

„Da hat der ehrſame Pfahlbürger ein Fäßchen eigen Gewächs einliegen, das er nicht allein austrinken kann und mag. Nun ſteckt er einen grünen Strauß an ſeinem Hauſe aus, und die urdeutſche Familienſtube mit gemüthlich grünem Kachelofen und grauer Katze unter der Bank wird zur Wirthsſtube. Iſt man in der Schmiedgaſſe fertig, geht's in die Haſengaſſe, in die Kirchgaſſe, die Salzgaſſe und in die Capuzinergaſſe. Die Bürger trinken einander hilfreich ihren Wein ab; das iſt noch das einzig Schöne."

„So wollen wir uns des Weines freuen," entgegnete Erich. „Sehen Sie, wie die Sonne das edle Getränk, dem ſie ſo hold zugelächelt und das ſie ſo mühſam gezeitigt, noch einmal verklärt."

Mit einer Haſt, die ſeinem ſonſt ſo ruhigen Weſen fremd ſchien, leerte er das Glas.

„Ich habe es immer gedacht," entgegnete Prancken, „in Ihnen ſteckt ein Dichter. Ach, ich beneide Sie; ich möchte die Kraft haben, ein ſatyriſches Gedicht zu ſchreiben, ſo gepfeffert, daß ſich die ganze Welt die Zunge dran verbrennte."

Erich lächelte und erwiderte, daß er auch einmal geglaubt habe, er ſei zum Dichter berufen; er habe indeß erkannt, daß es ein Irrthum war, und ſei nun entſchloſſen, ſich in einem thätigen Lebensberufe zu verſuchen.

„Ja," ſagte er und zog das Zeitungsblatt aus der Taſche, „Sie können mir vielleicht einen lebenentſcheidenden Dienſt leiſten."

„Mit Freuden, wenn es nicht gegen . . ."

„Beruhigen Sie ſich, es hat nichts mit principiellen oder gar politiſchen Dingen zu thun. Sie könnten vielleicht als Freiwerber für mich auftreten."

„Alſo verliebt? Der ſchöne Erich Dournay, der Adonis der Garniſon, bedarf eines Freiwerbers?"

„Nichts von dem. Es handelt ſich nur um eine Hauslehrerſtelle. Sehen Sie die Zeitung, hier ſteht's: Ich ſuche für meinen fünfzehnjährigen Sohn einen Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung und weltmänniſchen Formen, der Unterricht und Leitung für eine

höhere Stellung zu übernehmen geneigt ist. Honorar nach Vereinbarung. Bei Abschluß der Erziehung lebenslängliche Jahresrente. Adresse und Zeugnisse abzugeben Bahnstation *** am Rhein."

„Ich kenne diese Anzeige, habe ja selber daran mitgearbeitet. Ich gestehe indeß, daß wir bei der Wahl des Ausdrucks „weltmännische Formen" an etwas Besonderes dachten."

„War damit vielleicht ein Adeliger gemeint?"

„Allerdings. Es handelt sich darum, daß ein Erzieher in einem bürgerlichen Hause und besonders einem eigenwilligen Zögling gegenüber eine unantastbare Ehrenstellung bewahrt."

„Gewiß, das ist durchaus angemessen und vortheilhaft. Vielleicht habe ich indessen statt des Barons einen Titel einzusetzen, der ein Rechtstitel für den Erzieher ist; seit wenigen Tagen heiße ich Doctor!"

Prancken nickte glückwünschend, aber schnell setzte er hinzu:

„Und daß Sie mit Hauptmannsrang den Dienst quittirten, vergessen Sie ganz? Ich gestehe, daß ich gerade die militärische Befähigung in dem Aufrufe ausdrücklich betonen wollte. Aber nein, Sie taugen nicht zum Bärenführer. Der Junge ist unbändig und tückisch wie eine amerikanische Rothhaut und weiß für jeden Charakter die Skalp-Locke zu finden, an der er ihn faßt und skalpirt; er hat das schon bei einem Halbdutzend Pädagogen erprobt."

„Vielleicht wäre dann der Versuch um so anreizender; vielleicht ist der Knabe nur, was man verzogen nennt, und solche Kinder sind nicht so schwer zurecht zu führen."

„Und wissen Sie, daß Massa Sonnenkamp Besitzer von vielen Millionen ist, und der Golderbe das weiß?"

„Das hindert nicht, reizt vielleicht nur noch mehr zum Versuch."

„Gut. Ich bringe Sie selbst zu dem mysteriösen Mann; ich habe das Glück, mich seiner besonderen Gunst zu erfreuen. Doch nein . . . besser, Sie fahren mit mir auf das Gut meines Schwagers; Sie müssen sich ja noch meiner Schwester Bella erinnern?"

„Wol, und ich nehme Ihre Gastfreundschaft an. Nur bitte ich, Herrn Sonnenkamp — mir ist, als hätte ich den Namen schon einmal gehört . . . doch immerhin — von meiner Ankunft zu benachrichtigen und mich dann allein bei ihm eintreten zu lassen."

Prancken warf einen fragenden Blick auf Erich, und dieser fuhr fort:

„Ich weiß Ihre freundliche Bereitwilligkeit wol zu ſchätzen, aber Sie wiſſen, daß ein Fremder, der als Dritter eingeführt iſt, ſich nicht ſo leicht und frei geben kann, wie ſich das in einem Zwiegeſpräche findet.“

Prancken zog ein Taſchenbuch heraus, und hielt den Silberſtift eine kurze Weile an die Lippen gedrückt. Er erwog, ob er recht thue, Erich zu empfehlen, ob es nicht beſſer wäre, ihn ſofort zu beſeitigen und einen Mann, der ſich ganz als ſeine Creatur erkannte, dafür zu ſetzen. Aber Erich wird dann ſelbſt einen Verſuch machen und vielleicht, ja höchſt wahrſcheinlich die Stelle gewinnen; da wäre es doch beſſer, ihn durch Dank gebunden zu haben. Und mitten in dieſe Erwägungen miſchte ſich auch eine Regung von Gutmüthigkeit.

Er ſchrieb ſofort auf eine Karte an Herrn Sonnenkamp, dieſer möge kein Engagement eingehen, da ein gelehrter vormaliger Artillerie-Officier zur Erlangung der Stelle bei ihm erſcheinen würde. Behutſam vermied er einſtweilen jede nähere freundſchaftliche Beziehung.

Die Karte wurde ſofort abgeſchickt. Als Prancken das Gummiband an ſeinem Taſchenbuche wieder zuſchnellte, ließ er es noch mehrmals auf- und niederſpielen, bis er das Taſchenbuch wieder einſteckte.

Er war nachdenklich geworden.

Viertes Kapitel.

Im offenen Wagen fuhren die beiden jungen Männer die Straße dahin, die bald bergan lenkte. Die Luft war voll thauiger Friſche und hoch über den Rebengeländen im Laubwalde ſangen die Nachtigallen, es war wie eine endloſe Kette von Geſang.

Die beiden Männer ſaßen ſchweigend. Jeder wußte, daß der Andere in ſeinen Lebenskreis eingetreten, und man konnte nicht ahnen, was daraus erfolgen würde.

Als Erich jetzt den Hut abthat, und Prancken das jugendfriſche Antlitz und den Ausdruck ruhiger Sicherheit in demſelben betrachtete, war es ihm, als hätte er ihn noch gar nicht geſehen. Er erwog, in welches Verhältniß von unberechenbaren Folgen er

ſich gebracht. Spott und gütiges Lächeln wechſelten in ſeinen Mienen, er murmelte ſogar unverſtändliche Worte vor ſich hin und ſtieß ein kurzes unerklärbares Lachen aus.

Er legte den Kopf zurück in die Wagenkiſſen und ſchaute in den Himmel hinein. Er wird ſchon dafür ſorgen, daß der Mann ihm nicht in die Quere kommt, und was er ſelber nicht vermag, wird Schweſter Bella fertig bringen.

Prancken hatte, ſeitdem er Civilkleider trug, etwas Gewaltſames in ſeiner Haltung. Von Kindheit an in die Uniform geſteckt, hatte ihm dieſe nicht nur ein Gefühl der Geſchloſſenheit, ſondern auch einen beſtimmten, jederzeit kenntlichen Charakter gegeben, der ihn von dem gewöhnlichen Troß ausſchied. In der Gemeinſchaft der Genoſſen, in Reih und Glied, war er ſtramm und friſchauf; er zeichnete ſich durch nichts Beſonderes aus, aber er war ein guter Officier, der ſeine Pferde und ſeine Leute gut zu regieren und einzuüben wußte. Nun, da er die Uniform ausgezogen, war es ihm, als müſſe er in dem bürgerlichen Gewande auseinanderfallen; er hielt ſich daher gewaltſam ſtolz aufrecht und ſuchte in jeder Bewegung kundzugeben, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menſchenkindern gehöre. Im Regimente hatte es ſtets feſte Ordre gegeben, jetzt war er in das Commando der Pflicht und der läſtigen Selbſtbeſtimmung eingetreten; auf ſich allein geſtellt, ward er ſchmerzlich inne, daß er ohne Kameradſchaft Nichts war. Das Leben erſchien ihm öde und ſchal, er hatte ſich daher in eine ironiſch bittere Stimmung hineingearbeitet; das gab ihm vor ſich ſelber eine gewiſſe Erhabenheit über dieſes trockene Getriebe ohne Parade, ohne Spiel, ohne Ballet.

Mit einer Art Verwunderung ſah er auf Erich, der, von aller äußeren Stellung entblößt, ja in Armuth verſetzt, ſo ruhig und zuverſichtlich dreinſchaute und ſich am Ausblick in die Landſchaft ergötzte, als wäre das ein Feſt.

Erich war in der That beſſer geſtellt. Er war auch in Reih und Glied ein Menſch für ſich geblieben, nie ganz in das kameradſchaftliche Leben aufgegangen, und nun, da er das Bürgerkleid trug, hatte ſich ſeine Erſcheinung neu und frei entfaltet.

„Es iſt vielleicht ein Glück, wenn man ſich um des Erwerbes willen zu Etwas zu beſtimmen hat," ſagte Prancken, nachdem man lange lautlos dahingefahren.

„Das eben," erwiderte Erich, „wird die ſchwere Aufgabe bei

dem jungen Millionär sein. Die Idee und das materielle Erträgniß bewegen die Menschenkraft. Die steile Bergwand würde nicht mit Wein bepflanzt, der Wald nicht gerodet, das Schiff nicht gelenkt, der Pflug nicht geführt, wenn nicht die Noth riefe. Wo ein höherer Antrieb sich damit vereinigt — und mir scheint das möglich in jeder Sphäre — da ist das schön Menschliche."

Wieder waren die Beiden still.

Im Thale lagen bereits die Schatten, während oben auf den Bergen die Sonne noch hell glänzte. Man fuhr durch das Städtchen; aus den offenen Fenstern klang Musik, es war fröhliches Tummeln in den Straßen, die Mädchen wandelten Arm in Arm dahin, die jungen Männer vereinzelt oder in Gruppen, es gab heiteres Grüßen, Necken und Scherzen; die Alten saßen vor den Häusern, der Marktbrunnen rauschte, und weiter hinauf, die Landstraße am Ufer entlang, war lustiges Singen.

„O, wie erquicklich ist unser deutsches Leben!" rief Erich unwillkürlich. „Die gewerblich thätigen Menschen vergnügen sich am Abend, der Kühlung und Schatten giebt in dem baumlosen Weinlande."

Prancken schwieg und plötzlich zuckte er zurück, da ihm — er wußte nicht woher — wie ein Traum, wie ein Gesicht in der Ferne, die Vorstellung kam, daß er dem Manne, der neben ihm saß, mit der Pistole in der Hand im Duell gegenüberstehe.

Gewaltsam zwang er sich zum Sprechen und erzählte, wie er auf Anrathen seines Schwagers, des Grafen Clodwig von Wolfsgarten, einen Besuch bei einem hochangesehenen Landwirth in der Umgegend gemacht, um, falls man sich gegenseitig gefiele, dort sich zum Landwirth auszubilden.

Der Gutsbesitzer Weidmann galt in der ganzen Umgegend als Autorität in landwirthschaftlichen wie in politischen Dingen.

„Ich möchte wissen," sagte Prancken, „wie Ihnen dieser Mann erscheinen würde. Er hat auch" — bei diesem Worte stockte er und setzte schnell hinzu — „auch wie die großen Weltverbesserer beständig einen Train von guten Lehren, daß man ein ganzes Capuziner-Kloster damit verproviantiren könnte."

Erich entgegnete scherzend, daß es vielleicht auch eine Gastfreundschaft durch Lehren gäbe, und Prancken fuhr fort:

„Ach, die Welt besteht aus lauter Aberglauben! Die gepriesene Poesie der Landwirthschaft ist nichts als Erwerbssucht, die die

Schminke des Abendroths und Morgenroths auflegt. Dieſer Herr Weidmann mit ſeinen Söhnen denkt an nichts als an Gelderwerb. Er hat ſechs Söhne, fünf davon kenne ich, ſie ſehen alle impertinent geſund aus, mit prätentiös weißen, fehlerloſen Zähnen und ſind alle ungeſchornen Bartes. Die Berge, die von Reiſenden mit Entzücken bewundert werden, müſſen der Weidmanniſchen Sippe auf der Oberfläche Wein geben und aus ihrem Innern Schiefer und Braunſtein, Erz und Chemikalien. Sie haben fünf verſchiedene Fabriken, der Eine iſt Bergmann, der Andere Maſchinenbauer, der Dritte Chemiker, und ſo arbeiten ſie für einander und mit einander. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſie vierzig verſchiedene Stoffe aus dem Buchenholz ziehen, und dann ſenden ſie die ausgemergelte Kohle noch nach Paris in die Reſtaurants. Iſt das nicht eine ſchöne Naturſchwärmerei? Und nun gar Vater Weidmann. Nicht wahr, Sie freut der Geſang der Nachtigall? Vater Weidmann hat bei der Regierung ein Toleranzedict erwirkt, weil die Nachtigallen Ungeziefer freſſen und für Land- und Forſtcultur überaus nützlich ſind. Wenn heute ein Sänger nach Burg Mattenheim käme, er fände kein Gehör, wenn er nicht ein Lied ſänge von der edlen Minne, durch die ſich Stickſtoff und Waſſerſtoff zu Ammoniak verbindet. Mir iſt ganz wirbelig von lauter Superphosphat und Kali. Glauben Sie," fragte Prancken jetzt geradezu, „glauben Sie, daß das ein Loos iſt, des Strebens werth, den Nahrungsſtoff der Menſchheit um einige Säcke Kartoffeln zu vermehren?"

Ehe Erich antworten konnte, ſetzte aber Prancken hinzu:

„Ach! Es giebt eigentlich gar nichts, was man ſein möchte. Soldat iſt doch das Einzige."

Als man jetzt einen ſteilen Berg hinanfuhr und den weiten Strom mit den Inſeln überſah, deutete Prancken ſtromaufwärts auf ein hellweißes Gebäude am Ufer und ſagte:

„Sehen Sie, dort iſt Villa Sonnenkamp, auch Villa Eden genannt. Die große Glaskuppel, auf der die Abendſonne glänzt, iſt das Palmenhaus. Herr Sonnenkamp iſt paſſionirter Gärtner, ſeine Gewächshäuſer und Obſtpflanzungen übertreffen die des Fürſten."

Erich ſtand im Wagen aufrecht und ſchaute rückwärts auf die Landſchaft und auf das Haus, in welchem er vielleicht eine neue Lebenswendung zu erwarten hatte.

Fünftes Kapitel.

„Nach Wolfsgarten," ſtand auf dem Wegweiſer am Rande des gutbeſtandenen Hochwaldes, in den man jetzt einfuhr.

Wir ſind hier auf Grund und Boden des Edelmanns.

Jeder Fremde, der des Weges kam und ſich nach dem weithin blickenden einfachen Herrenhauſe mit dem geſtaffelten Giebel dort oben näher erkundigte, erhielt die Antwort, daß dort zwei glückliche Menſchen wohnten, denen nichts fehlte als der Kinderſegen.

Graf Clodwig von Wolfsgarten war ein Edelmann in der beſten Bedeutung des Wortes. Er gehörte zwar nicht zu den zuvorkommenden Menſchen, die Jeden mit freundlicher Anſprache gewinnen, er hatte eine vornehme Zurückhaltung und Stille; aber der unabhängige Gutsbeſitzer, der Fabrikant wie der Taglöhner, der Pfarrer wie der Handwerker, der Beamte und der Kaufmann in den Städten — Jeglicher glaubte, daß er ihn ganz beſonders zu ehren und zu lieben verſtehe. Man betrachtete ihn wie eine Zierde der Umgegend, wie einen mächtigen Baum auf der Bergeshöhe, unter dem man ſich des Schattens und des freien Ausblicks erfreut und dem man Sicherheit vor allem Unwetter wünſcht.

Clodwig war lange im Auslande geweſen und erſt ſeit fünf Jahren, ſeitdem er ſich zum zweitenmal verheirathet hatte, wohnte er auf dem Schloſſe. Seine Gemahlin Bella war ſchön, Manche ſagten, faſt zu ſchön für den alten Herrn. Sie war geſprächſamer als ihr Gatte, und wenn ſie in dem niederen kleinen Wagen, der mit zwei geſcheckten Ponies beſpannt war, über Land und durch die Dörfer fuhr, grüßte Alles ſtaunend, denn Bella führte die Zügel, während ihr Gatte neben ihr und der Bediente auf dem Rückſitz ſaß. Man hätte glauben mögen, daß ſie auch im Hauſe die Zügel führe; das war aber keineswegs der Fall. Sie war gegen ihren Gatten voll Demuth und Hingebung, ja es war dieſem oft mißfällig, daß ſie ihn, und ſogar manchmal in ſeinem Beiſein, übermäßig lobte, ſeine Güte, ſeine gleichmäßige Ruhe und ſeinen großen Blick in alle Weltverhältniſſe mit beredter Zunge rühmte.

Erich erinnerte ſich nur dunkel des Aufſehens, das in der Reſidenz die Verheirathung Clodwigs mit Bella erregt hatte, denn

das Ereigniß fiel gerade in die Zeit, als er aus dem Militärdienste trat. Er hatte Bella oft gesehen, aber den Grafen Wolfsgarten nie. Der Graf hatte viele Jahre den Gesandtschaftsposten des Fürstenthums bei dem päpstlichen Hofe in Rom bekleidet, wo auch der Vater Erichs ihn kennen lernte.

Clodwig war in der wissenschaftlichen Welt durch eine kleine archäologische Schrift mit sehr kostspieligen Zeichnungen bekannt, denn neben Musik, die er leidenschaftlich liebte, betrieb er mit jener Sauberkeit und jenem Ernste, die sein ganzes Wesen bezeichneten, die Alterthumswissenschaft. Man rühmte ihm überhaupt nach, daß es kaum eine Wissenschaft und eine Kunst gäbe, der er nicht eifrige Pflege angedeihen ließ.

Kinderlos, in Rom verwittwet, kehrte er ins Vaterland zurück, war ein angesehenes, dem sogenannten gemäßigten Fortschritte huldigendes Mitglied des Hauses der Standesherren, und verkehrte während der Session viel mit dem alten Herrn von Prancken, der ebenfalls Mitglied dieses Hauses war. Bald bildete sich eine anmuthende Beziehung zu Bella von Prancken, die eine imponirende Erscheinung war und namentlich durch ihr wunderbares Clavierspiel glänzte. Bella war, wenn man es unhöflich ausdrücken wollte, überständig geworden; sie war in ihrer Blüthezeit die schöne Dame des Hofes gewesen, jetzt sah sie bereits einen Nachwuchs in der Gesellschaft glänzen, zu dem sie keine Beziehung hatte.

Bella hatte ein schönes Stück Welt gesehen. In Gemeinschaft mit zwei Engländerinnen bereiste sie Italien, Griechenland und Egypten; sie hatte einen gewandten Courier gemiethet, der Alles für sie besorgte. Nun wieder an den Hof zurückgekehrt, wo der Vater Oberstallmeister war, betheiligte sie sich an den Gesellschaften mit jener Resignation, die einer höheren Natur solchen Alltäglichkeiten gegenüber zusteht. Mit Clodwig von Wolfsgarten unterhielt sie sich sehr viel, und er ging von der Voraussetzung aus, daß die Nichtigkeiten der Gesellschaft kaum ihre Beachtung fanden; sie erklärte sich geradezu als eine reifere Natur, die nur noch in höheren Interessen lebte. Mit großer Aufmerksamkeit und lebhafter Theilnahme ging sie selbst auf die archäologischen Liebhabereien Clodwigs ein.

Sie hatte auf ihrem Nipptisch keine Porcellanfiguren und dergleichen Schnörkeleien, sondern nur ausgewählte Nachbildungen

von Antiken, und sie trug eine große Bernsteinkette, die man in dem Grabe einer vornehmen Römerin gefunden. Sie hatte ein großes photographisches Album, Ansichten von ihrer Reise, mitgebracht, und war glücklich, mit Clodwig Alles noch einmal zu betrachten und sich von ihm belehren zu lassen. Dafür spielte sie ihm auch manchmal vor, während sie sich in Gesellschaften nicht mehr zum Musiciren bewegen ließ.

Die ganze Hofgesellschaft that einmal etwas Neues; sie trug zwischen Clodwig und Bella hin und her, was das Eine vom Andern Begeistertes gesprochen hatte, und selbst die höchsten Herrschaften betheiligten sich an der Ermuthigung Bellas und Clodwigs; denn die Beiden waren zaghaft, als sie inne wurden, daß ihr Verhältniß ein anderes werden sollte. Sie entschlossen sich indeß, und die Verlobung wurde im engsten Kreise der Hofgesellschaft gefeiert.

Clodwig hatte einmal kurz vor der Hochzeit einen Schwindelanfall gehabt, und von jenem Tage an hatte es Bella eingerichtet, daß Clodwig, wohin er ging, und meist ohne daß er es wußte, von einem Diener begleitet war. Mit der größten Sorgfalt pflegte sie den alten Herrn, und als sie sich nun auf das Erbgut zurückgezogen, gewann Clodwig neue Rüstigkeit.

In den Bädern, wohin sie allsommerlich gingen, waren Clodwig und Bella hoch angesehene Erscheinungen. Bella wurde nicht nur ihrer Schönheit wegen verehrt, sondern auch wegen ihrer treuen Hingebung und bis zur Aengstlichkeit gesteigerten Sorgfalt für ihren alten Gatten.

Erich erinnerte sich vieler dieser Thatsachen, während er mit Prancken den Berg hinanfuhr.

Sechstes Kapitel.

Hier auf der Bergeshöhe war noch heller Tag. Als man durch den Park die letzte Höhe hinanfuhr, stand Lina in blaugeblümtem Sommergewande am Weg zwischen den grünen Bäumen. Als sie des Wagens ansichtig wurde, kehrte sie schnell um. Zwei hellblaue Bänder, nach der Mode rückwärts geknüpft, spielten im Abendwinde.

„Ah," rief Prancken, „wir treffen heute die Gesellschaft zur kalten Küche bei meiner Schwester. Das holde Kind, das dort geht, ist die Tochter des Landrichters, frisch gebacken aus der Pfanne des Klosters Sacré Coeur zu Aachen. Da werden Sie ein echtes rheinisches Kind kennen lernen. Das freundliche Kind meldet uns der Gesellschaft an. Die Familie ist sehr ehrenwerth, sehr achtbar, die Kleine zu einem Interims-Verhältniß eigentlich zu gut."

Frohgemuth sprang er aus dem Wagen, reichte Erich die Hand und sagte:

„Willkommen auf Wolfsgarten!"

Im Hofe standen mehrere Wagen und im Garten traf man die Gesellschaft der Frauen; sie saßen mit Fächern und Sonnenschirmen in der Hand auf zierlichen Stühlen um ein großes rundes Beet üppig wuchernden Vergißmeinnichts, in dessen Mitte sich blühende rothe Rhododendren erhoben.

„Wir sind keine Ruhestörer, lassen Sie sich nicht stören, meine gnädigen Damen," rief Prancken schon aus der Ferne in muthwilligem Ton.

Bella grüßte ihren Bruder und sodann Erich, den sie sofort wieder erkannte. Er wurde vorgestellt. Frau Landrichter, Fräulein Lina — diese Beiden waren so glücklich, eine Begegnung von gestern erneuern zu können — dann wurde Frau Kreisphysicus und Schwester, Frau Oberförsterin und Schwester, Frau Apothekerin, Frau Bürgermeisterin, Frau Schuldirector, zwei Kaufmannsfrauen und zwei Fabrikantinnen vorgestellt. Die ganze Honoratiorenschaft des Städtchens schien vollzählig.

Die Herren, hieß es, seien nach einem nahen Aussichtspunkte gegangen und würden bald zurückkehren.

Die Unterhaltung mochte nicht sehr lebhaft gewesen sein; die Erscheinung Erichs erregte Interesse. Die Frau Directorin, eine große üppige Gestalt — Frau Bella nannte sie Frau Kleiderleib, denn sie wußte sich vortrefflich zu kleiden und Alles stand ihr gut — nahm ihre Lorgnette auf und schaute in die Landschaft, benutzte aber diesen Ueberblick, um Erich näher in Augenschein zu nehmen. Die Art, wie sie dann die Lorgnette in der Hand wiegte, schien zu sagen, daß sie einen nicht unangenehmen Anblick gehabt habe.

Nach den ersten Fragen, wie lange Erich den Rhein nicht

geſehen, und nachdem er mitgetheilt, wie ihm Alles wieder ganz neu erſchien und faſt berauſchend auf ihn gewirkt habe, erinnerte Bella, daß ſie ihn zum Letztenmal geſehen, als er ein Solo in einem Wohlthätigkeits-Concerte ſang. Sie fragte dann nach ſeiner Mutter und ſcheinbar beiläufig, aber nicht ohne Betonung erwähnte ſie, daß deren einziger Bruder, der Baron von Burgholz, ſo plötzlich auf Madeira geſtorben ſei.

Bella ſprach ſo leicht, das Sprechen ſchien ihr durchaus Nebenſache, ſie veränderte beim Sprechen kaum einen Geſichtszug, ja ſie bewegte kaum die Lippen; nur beim Lächeln zeigte ſie die volle Reihe kleiner weißer Zähne.

Bella wußte, daß Erich ſie genau betrachtete, während er ſprach, und mit einer Ruhe, als ſtünde ſie nur einem Spiegel gegenüber, ſchaute ſie drein.

Mit großer Freundlichkeit ſtellte ſie dann Erich der anmuthigen Oberförſterin, die eine vortreffliche Liederſängerin ſei, noch beſonders vor und fragte dabei, ob er auch noch fleißig ſinge; er erwiderte, daß er jede Möglichkeit benutzt, um in der Uebung zu bleiben.

Der Abend war ungewöhnlich ſchwül, eine beklemmende Spannung lag auf dem Berge und über dem Thal. In der Ferne zog ein Gewitter herauf. Man überlegte, ob man das Gewitter auf Wolfsgarten abwarten oder ſofort zurückkehren ſolle.

Die anmuthige Oberförſterin ſagte, ſie geſtehe offen, daß ſie ſich vor einem Gewitter fürchte.

„Ah, da kommen die Herren!“ hieß es plötzlich. Zwei ſchöne Hühnerhunde ſprangen voraus in den Garten, ſie umkreiſten den Hund Prancken's, der in der Fremde geweſen war, und beſchnüffelten ihn, als wollten ſie auswittern, was er draußen erlebt habe. Hinter den Hunden drein folgten die Männer.

Erich erkannte ſofort den Grafen Clodwig. Es war eine ſaubere, wohlgepflegte Erſcheinung; das glattraſirte, ältliche Geſicht, das aber keinerlei Abſpannung und Schlaffheit bemerken ließ, zeigte ſtändige Freundlichkeit. Clodwig hatte zwei Eigenſchaften, die ſich ſelten vereinen: er war liebenswürdig und imponirend; obgleich er nie etwas von ariſtokratiſcher Ueberhebung zeigte und Jeden gleich freundlich und gütig behandelte, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſich ihm Alle unterordneten.

Als ihm Erich vorgeſtellt wurde, ſagte er:

„Seien Sie mir willkommen als Sohn meines römischen Freundes.“ Er drückte dann die feine goldene Brille mit dem kleinen Finger der linken Hand etwas schärfer ans Auge.

Als nun Erich erwiderte, sagte er in bewegtem Tone:

„Sie haben ganz die Stimme Ihres Vaters.“

Nur einen Augenblick schaute er vor sich nieder und preßte die feinen Lippen zusammen.

Die Art, wie Clodwig sprach, war maßvoll und anmuthend.

„Hier stelle ich Sie einem guten Kameraden vor,“ sagte er aufschauend und lächelte auffällig, indem er auf einen alten Herrn mit dickem, rothem Kopfe und schneeweißen, kurzgehaltenen Haaren wies. „Das ist unser Major, Herr Major Graßler.“

Der Major nickte wohlwollend und reichte Erich eine Hand mit vier Fingern, der Zeigefinger fehlte; aber der Alte wußte doch die Hand des Fremden kräftig zu drücken. Er nickte nochmals, sagte aber kein Wort.

Die anderen Herren wurden ebenfalls genannt. Ein schöner junger Mann mit gebräuntem Gesicht und schönem Kinn- und Schnurrbart wurde als Architekt Erhardt vorgestellt. Er verabschiedete sich aber sofort bei dem Grafen, da er noch in dem Kalksteinbruche eine Bestellung zu machen habe.

Der Schuldirector sagte Erich, daß auch er ein Schüler des Professor Einsiedel sei.

Der Major wurde von den Frauen aus dem Männerkreise abgerufen. Man schalt, daß er, der sonst immer aufmerksam gegen die Frauen und ihr treuer Beschützer, sie heute auch verlassen hatte und mit den Männern gegangen war. Jetzt sollte er Alle entschädigen.

Die Mädchen hatten spielend einen Kranz gewunden.

Kaum hatte der Major sich gesetzt, als die Mädchen ihm den Kranz auf sein weißes Haupt legten. Er nickte fröhlich und wünschte, daß man einen Spiegel hole, damit er sich auch sehen könne. Gegen Lina hob er den Zeigefinger der linken Hand auf und fragte, ob sie das im Kloster gelernt habe.

Es zeigte sich bald, daß der Major die Zielscheibe für die Witzbolzen war, denn es giebt nicht leicht eine Gesellschaft, wo nicht Einer sich dazu hergeben muß oder sich freiwillig zu Gebote stellt. Der Major machte jedem Menschen, der ihn kannte, mehr

Freude, als er selber wußte, denn Jeder lächelte freundlich, wenn er an ihn dachte oder wenn von ihm gesprochen wurde.

Ein Windstoß flog über die Hochebene dahin, die Flagge auf dem Herrenhause wurde eingezogen, man trug die gepolsterten Stühle schnell unter den bedeckten Vorbau. Mit behaglichem Gefühl saß dann die Gesellschaft im erleuchteten Saale beisammen, während es draußen stürmte.

Eine Weile konnte noch kein anderes Gespräch aufkommen, als vom Gewitter. Der Major erzählte von einem kleinen Scharmützel, das sie einmal ausgeführt hätten, während es entsetzlich donnerte und blitzte; er brachte es sehr ungeschickt vor, aber man verstand doch, daß er sagen wollte: wie gräulich es war, daß man einander mordete, während der Himmel drein sprach.

Der Landrichter erzählte, daß ein Bursche, der einen falschen Eid schwören wollte, plötzlich, als er eben die Hand aufhob und ein Donnerschlag dreinschallte, die Hand sinken ließ und rief: „Ich hab's gethan." Der Oberförster berichtete vergnüglich, daß das Gewitter dem Jäger besonders willkommen sei, denn nach demselben komme gewiß das Wild schußgerecht heraus. Der Schuldirector gab eine Schilderung, wie die Kinder während eines Gewitters so schwer in der Schulstube zu beschäftigen seien; man könne im Unterricht nicht fortfahren, und wisse doch nicht, was man mit ihnen anfangen solle.

Erich bemerkte in leichtem Ton:

„Was uns hier als tobendes Gewitter die Seele einnimmt, ist drunten am Niederrhein, droben im Elsaß ein fernes Wetterleuchten, das die bedrückende Hitze des Tages kühlt. Mit Behagen sitzen die Menschen dort in Gärten und auf Balconen und athmen die reine Luft ein."

Er führte das in heiterer Weise aus und wußte das Gegenwärtige ganz vergessen zu machen. Die Oberförsterin, die in einer Nebenstube im Dunkeln gesessen und sich die Augen zugehalten hatte, kam bei den Worten Erichs, die sie vernommen haben mußte, in den Saal und war ganz unbefangen. Erich fuhr fort zu berichten, wie ihn am vergangenen Abend die Zeitungsnachrichten aus Amerika berührt haben; jetzt erscheine ihm die Luftspannung überm Ocean auch als ein Gewitter, das vielleicht die beklemmende Atmosphäre der alten Welt reinige.

Der Landrichter und der Schuldirector zuckten die Achseln.

Die Energie, mit welcher Erich aus geschlossener Sammlung sein Gedankenleben kundgab, hatte etwas Befremdendes, ja für einen Theil der Männer etwas Verletzendes. Sie fühlten, daß diese fremde Tonart und dieses Herausheben des Besten, das man in sich wußte, die Frauen anzog und diejenigen in Schatten stellte, die nur gelegentlich und da noch ohne Sammlung und Abrundung etwas mittheilten. Der Landrichter sah in das strahlende Auge seiner Tochter und der Oberförsterin und sagte leise zum Schuldirector:

„Das ist ein gefährlicher Mensch."

Das Gespräch zertheilte sich in Gruppen. Erich stand mit Clodwig im Erkerfenster; sie schauten in die Nacht hinaus. Ueber den jenseitigen Bergen zuckten die Blitze auf, bald eine glühende Höhe am Horizont zeigend, bald nur den Himmel zerreißend, wie wenn hinter ihm noch ein zweiter Himmel wäre, und der Donner rollte drein, daß die Decke zitterte und die herabhängenden Prismen an den Kronleuchtern klirrten.

„Wie jetzt hier mit Ihnen, stand ich einst mit Ihrem Vater in der Campagna bei Rom," begann Clodwig: „Ich bin nie dazu gekommen, ihm ganz zu sagen, was ich ihm von damals an verdanke. Wir lebten damals in einer künstlichen Welt, Ausbildung unserer Individualität erschien uns als einziges Ziel; jedes Einwirken auf das Leben Anderer erschien uns störend. Ich weiß nicht, wie es kam, wir sprachen über jene Anschauung, die die Dinge der Welt unter dem Gesichtspunkt der Unendlichkeit betrachtet. Da sagte Ihr Vater ... ich meine, ich höre seine Stimme noch: Indem wir das Leben der Menschheit als Ganzes fassen, finden wir jene Ruhe, die die Gläubigen haben, da wir mit ihnen dann die Welt in der Einheit des Gottesgedankens halten. Wer den Gang der einzelnen Ameise verfolgt, begreift ihre Zickzackwege nicht und das Schicksal, wie sie plötzlich in die Grube des Ameisenlöwen fällt, der doch auch leben muß. Wer aber den Ameisenhaufen als Einheit sieht ..."

Clodwig hielt in seiner Rede inne. Aus dem Thal herauf hörte man den schrillen Pfiff der Locomotive und das dumpfe Rollen des Bahnzuges.

„Damals freilich," setzte er nach einer Pause hinzu, und sein Antlitz wurde von einem raschen Blitz erleuchtet, „damals störte die stille Betrachtung noch kein Pfiff der Locomotive."

„Und doch," entgegnete Erich, „iſt dieſer ſchrille Ton eigentlich keine Diſſonanz. Die Menſchen führen ihr geſetztes Leben fort mitten im Aufruhr der Natur. In unſerer Zeit zieht ſich ein unabänderliches Syſtem von Bewegungen unaufhaltſam über unſere Erde. Man könnte ſagen, all unſer Schaffen und Wirken iſt ein Bereiten von Wegen, ein Offenhalten der Bahn, daß ſich die ewigen Naturkräfte frei bewegen. Bahndienſt hat der neue Menſch auf Erden."

Clodwig faßte die Hand Erichs. Ein lang anhaltender, ſich mehrfach fortſetzender Blitz zuckte über der Landſchaft und beleuchtete das ſtrahlende Antlitz des jungen Mannes und das klare des alten Herrn. Feſt drückte Clodwig die Hand Erichs.

Mit bewegter Stimme, als offenbare er ein Geheimniß, das ſich ihm ſchwer von der Lippe ringe, das er aber doch kundgeben müſſe, ſagte Clodwig:

„In ſolchen Gewittern dachte ich mich ſchon oft in jene Zeit zurück, da alles Land hier bis zum Odenwald hin ein großer Landſee war, woraus einzelne Berge wie Inſeln hervorragten, bis der Strom ſich ſein Bett durch die Felswand riß. Und haben Sie, junger Freund, ſich ſchon einmal dem Gedanken hingegeben, daß das Chaos wieder hereinbricht?"

„Ich habe es verſucht, aber wir können uns weder in die vormenſchliche, noch in die nachmenſchliche Zeit denken. Wir können nur die Arbeitsſtunde, die man ſiebzig Jahr nennt, nach beſter Kraft ausfüllen."

Der Major kam und bat die beiden Herren, in den inneren Saal einzutreten, wo ſich die Geſellſchaft verſammelt habe.

Ein heller Glanz lag auf dem Antlitz der Beiden, die in die Geſellſchaft zurückkehrten.

Siebentes Kapitel.

Man hatte ſich in den inneren Muſikſaal zurückgezogen, deſſen Kuppelbau jetzt, da Alles beleuchtet war, ſich faſt feierlich ausnahm. Vier Balcone waren in der halben Höhe des Saales angebracht, in der Mitte ſtand der große Flügel, ein Rundſitz war auf einer Erhöhung. Dort thronte jetzt Bella mit der Landrichterin zur Rechten und der Oberförſterin zur Linken.

Die jungen Mädchen gingen Arm in Arm durch den Saal und Prancken geleitete sie scherzend; er trug eine Rose aus dem Kranz Lina's in der Hand.

Als jetzt Clodwig und Erich sich mit dem Major in den Kreis setzten, kamen auch die jungen Leute hinzu.

Bella fragte den Major, ob der Bau der Burg, die Herr Sonnenkamp neu herrichten lasse, fortschreite. Der Major nickte; er nickte stets mehrmals, ehe er sprach, als bestätigte er im Voraus, was er sagen wollte. Mit großer Zuversicht erklärte er, daß man einen Brunnen im Burghof finden müsse. Clodwig ersuchte ihn, ja recht behutsam jeden Fund aus dem Mittelalter oder aus der Römerzeit zu bewahren; er versprach, bald selbst einmal zu kommen und Nachgrabungen anzuordnen. Der Oberförster sagte scherzhaft:

„Herr Sonnenkamp" — Jedes nannte ihn Herr, aber in anfremdender Betonung, als ob man ihm fern sein wollte — „Herr Sonnenkamp wird sich nun wol zu seinem Namen den der restaurirten Burg beilegen."

Bei der Erwähnung des Herrn Sonnenkamp war es, als ob ein Damm durchgebrochen wäre; von allen Seiten strömte die Unterhaltung wild einher.

„Herr Sonnenkamp hat viel Verstand," sagte der Schuldirector, „aber Molière behauptet boshaft, der Verstand der Reichen steckt in ihrer Börse."

Der Apotheker fügte hinzu:

„Herr Sonnenkamp liebt es, sich als hartgesottener Sünder zu zeigen, in der Hoffnung, daß man ihm das nicht glaube; aber man glaubt es ihm."

Erich hörte die Namen Herr Sonnenkamp, Frau Ceres, Manna, Roland, Fräulein Perini, es war wie ein Zwitschern im Walde, wo die Vögel durcheinander singen und sich keine Melodie fassen läßt. Nicht ohne boshaften Blick auf Prancken sagte die Frau Landrichterin: Männer könnten eher mit solchen räthselhaften, aus der Fremde angesiedelten Menschen Umgang pflegen, Frauen müßten da zurückhaltender sein. Sie gab dann noch zu verstehen, daß alteingesessene Familien streng zuwarten, bevor sie fremde Eindringlinge aufnehmen.

Mit etwas gewaltsamem Scherz spöttelte Bella über die langen

Nägel der Frau Ceres; ihre Lippen verzogen ſich, als Clodwig in ruhigem Tone, aber doch mit Schärfe ſagte:

„Bei den Indiern vertreten lange Nägel die Stelle des Stammbaums, und ſind vielleicht ebenſo gut.“

Die Gäſte ſtaunten, da Clodwig ſo wegwerfend vom Adel ſprach. Er ſchien durch das Losziehen über das Haus Sonnenkamp gereizt. In ihm war nichts Unſauberes, alles Kleinliche und Gehäſſige war ihm zuwider, wie ein unangenehmer Geruch, wie ein greller Ton. Zu Erich gewendet ſagte er:

„Der Herr Sonnenkamp, von dem die Rede, iſt Beſitzer von vielen Millionen. Einen ſolchen Reichthum zu erwerben iſt immerhin eine Kraft. Ich möchte ſagen: viel Geld erwerben iſt eine Art Tapferkeit, Geld bewahren erfordert eine gewiſſe Weisheit, und Geld ſchön ausgeben iſt eine Kunſt.“

Er machte eine Pauſe, und da Niemand das Wort nahm, fuhr er fort:

„Ich finde, daß Reichthum ein gewiſſes Recht auf Ehre hat. Selbſterworbener Reichthum iſt Zeugniß von Thatkraft, Umſicht. Eben ſo ſchwer, vielleicht noch ſchwerer als die Aufgabe, ein Fürſt zu ſein, erſcheint mir die, ein Mann von ſo übermäßigem Reichthum zu ſein. Da häuft ſich eine Macht in dem Menſchen an, die dem Charakter leicht etwas Gewaltthätiges gibt; ſolch ein Mann lebt in einem Dunſtkreis des Allmacht-Bewußtſeins und hört faſt auf, eine einzelne Perſönlichkeit zu ſein; die ganze Welt erſcheint ihm unter dem Geſichtspunkte des Kaufpreiſes. Haben Sie ſchon je einen ſolchen Mann kennen gelernt?“

Bevor Erich antworten konnte, fiel Prancken ein:

„Der Herr Hauptmann Dournay will Erzieher des jungen Sonnenkamp werden.“

Alle Augen richteten ſich auf Erich; die Geſellſchaft betrachtete ihn, als wäre er plötzlich verwandelt und in ein Bettlergewand gehüllt. Ein Mann, der in Privatdienſt tritt und in einen ſolchen, verliert alle Würde. Die Männer ſchauten einander an und zuckten die Achſeln, die Frauen betrachteten Erich mitleidig.

Erich blickte zur Erde. Er wußte nicht, was Prancken mit dieſer überraſchenden Kundgebung beabſichtigte; er glaubte etwas erwidern zu müſſen, aber er konnte das rechte Wort nicht finden und ſchwieg.

Eine peinliche Pauſe war eingetreten. Clodwig hatte die Hand an die Lippen gelegt, die erblaßt waren.

„Eine ſolche Stellung," ſagte er endlich, „würde Ihnen zur Ehre und Herrn Sonnenkamp zu Ehre und Glück gereichen."

Erich fühlte, wie eine breite Hand ſich auf ſeine Schulter legte, und als er umblickte, ſah er in das lächelnde Geſicht des Majors, der, mehrmals mit der linken Hand auf ſein Herz deutend, endlich die Worte hervorſtieß:

„Der Herr Graf hat geſagt, was ich ſagen wollte; aber es iſt mir lieb, daß Er es geſagt hat, und er hat's auch beſſer und ſchöner geſagt, als ich. Führen Sie Ihren Vorſatz aus, Kamerad."

Prancken bemerkte in ſehr leutſeligem Ton, daß er es geweſen, der Erich veranlaßt und empfohlen habe.

Lina hatte ein Fenſter geöffnet und rief jetzt mit heller Stimme: „Das Gewitter iſt vorüber!"

Ein friſcher, würziger Luftſtrom drang in den Saal und löste die Spannung der Gemüther; Alles athmete frei auf. Noch rieſelte ein leiſer Regen nieder, aber ſchon ſangen wieder die Nachtigallen im Buſch. Jetzt wurde auch in die Oberförſterin gedrungen, daß ſie ſinge. Sie ſträubte ſich, aber ſie konnte nicht widerſtehen, da Bella, die man noch faſt nie hatte ſpielen hören, ſich erbot, ſie zu begleiten.

Die Oberförſterin ſang einige Lieder mit friſcher und jugendlicher Stimme, ſo klar und einfach, daß es allen Hörern das Herz erfreute. Auch Lina ſollte ſingen; ſie betheuerte, daß ſie heute nicht ſingen könne, aber die Mutter ſah ſie mit ſtrafendem Blick an. Lina trat an das Clavier, ſang einige Töne, konnte aber nicht weiter. Ganz unbefangen, als ob gar nichts geſchehen wäre, rief ſie:

„Nun hab' ich's gezeigt, daß ich heute nicht ſingen kann."

Die Landrichterin biß die Lippe und ſchnaubte vor innerem Aerger, daß ihre Naſenflügel zitterten, über das alberne Mädchen, das dabei noch ſo that, als ob es ſich paſſend benommen.

Die Oberförſterin ſang noch ein Lied und jetzt geſellte ſich Lina zu ihr und ſagte, daß ſie nur nicht allein, aber ein zweiſtimmiges Lied wol ſingen könne. Und in der That ſang ſie einen friſchen Sopran, zwar noch etwas ängſtlich, aber gediegen.

Mit einer Harmloſigkeit, als ob er ein alter Kamerad von ihr wäre, forderte ſie nun auch Erich auf, daß er ſinge. Die

ganze Geſellſchaft vereinigte ſich mit ihren Bitten, aber Erich lehnte es entſchieden ab, und er ſchaute wieder betroffen auf, als Prancken ihm beiſtimmte, mit dem Zuſatze:

„Der Herr Hauptmann hat Recht, daß er nicht auf Einmal ſeine Talente kundgeben will.“

Es war im verbindlichſten Tone geſagt, aber die boshafte Spitze war doch unverkennbar.

„Ich danke Ihnen für Ihren kameradſchaftlichen Beiſtand,“ erwiderte Erich.

Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, nur über dem Taunusgebirge wetterleuchtete es noch. Die Geſellſchaft verabſchiedete ſich; man dankte ſehr redſelig für den herrlichen Tag und den genußvollen Abend. Selbſt Frau Kleiderleib ſprach jetzt und zeigte ſich in ihrer neumodiſchen Capuze, dem ſogenannten Baſchlik, die ſie ſehr geſchickt gelegt hatte. Als man ſich eben zum Aufbruch anſchickte, kam der Kreisphyſicus. Er hatte im Nachbardorfe einen Krankenbeſuch gemacht und war durch das Gewitter aufgehalten worden; er hatte kaum noch Zeit, den Grafen Clodwig und Bella zu begrüßen.

Bella athmete tief auf, als die Geſellſchaft zur kalten Küche endlich davonfuhr.

In den verſchiedenen Wagen wurde viel geſprochen, in einem aber wurde geweint, denn Lina mußte eine ſcharfe Strafpredigt hören, wie ſie ſo gar kein Benehmen habe, ſie ſei doch nichts als die dumme Einfalt vom Lande; ſtatt neckiſch zu ſein und ſich geltend zu machen, benehme ſie ſich immer, als ob ſie vor einer Stunde die Gänſe gehütet hätte. Lina war an dieſe gewaltſamen Zurechtweiſungen gewöhnt, aber heute ſchienen ſie ihr beſonders zu Herzen zu gehen. Sie war ſo heiterer Seele geweſen, und jetzt ward ihr die Strafrede doppelt empfindlich. Sie weinte ſtill vor ſich hin.

Der Landrichter miſchte ſich nicht in das Weibergezänk. Erſt als er an der ausgerauchten Cigarre eine neue anſteckte, ſagte er:

„Dieſer redefertige Herr Dournay ſcheint mir ein gefährlicher Menſch.“

„Ich finde ihn ſehr liebenswürdig.“

„Frauenlogik! Als ob Liebenswürdigkeit die Gefährlichkeit ausſchließe und nicht vielmehr einſchließe. Merkſt du denn nicht die leicht zu durchſchauende Intrigue?“

„Nein!“

„So reime Folgendes zusammen: Wir treffen ihn im Kloster, wo die Tochter des unermeßlich reichen Herrn Sonnenkamp sich aufhält; er thut, als ob er Niemand kenne und von nichts wisse. Jetzt will er Erzieher des jungen Sonnenkamp werden. Ei, wie das blitzt!“

Ein langer Blitz leuchtete auf, so daß die Landschaft plötzlich aus dem Dunkel hervortrat. Vor allem leuchtete Villa Eden auf, so kenntlich in allen Formen des Gebäudes, als ob man nur wenige Schritte davon entfernt wäre.

„Sieh nur,“ fuhr der Landrichter fort, „wie dieser große Bau und der Park beleuchtet ist, und Niemand weiß, was hier oben gebraut wird. Wunderliche Welt! Der Baron Prancken führt Herrn Dournay bei seinem Schwager und Schwiegervater ein wie einen Freund, und doch sind die beiden Männer, wie mir scheint, Feinde.“

Die Frau Landrichter war ärgerlich über ihren Mann. Mit ihr allein und im Hause war er so belebt und fein beobachtend, in Gesellschaft aber benahm er sich immer so einsilbig und trocken und ließ Andere glänzen.

„Wer ist der Schwiegervater?“ fragte sie.

„Natürlich Herr Sonnenkamp; er soll es wenigstens sein. Das unermeßliche Geld des Herrn Sonnenkamp ist Guano für den Baron Prancken; er hat ihn nöthig; was hat er viel danach zu fragen, woher dieser Guano kommt?“

Lina warf den Schleier über ihr Angesicht und schloß die Augen. Der Landrichter setzte nun noch ausführlich auseinander, daß weder er noch seine Frau sich in diese Sachen mengen dürften.

„Dieser Hauptmann-Doctor ist ein gefährlicher Mensch, gefährlich nach vielen Seiten hin.“

So schloß er und war nun wieder still, bis man zu Hause ankam.

Achtes Kapitel.

Otto von Prancken ging mit seiner Schwester Bella im Garten auf und ab und erklärte, daß er Erich an Herrn Sonnenkamp empfohlen habe, dies aber bereits entschieden bereue.

Bella, die immer gereizt war, wenn sie sich für die bürgerliche Gesellschaft geopfert hatte, wendete nun ihren Aerger gegen den Bruder, der ihr einen Mann als ebenbürtigen Gast zugeführt habe, der doch eigentlich ein Diener war oder werden wollte und nun gar bei Herrn Sonnenkamp. Mit schadenfroher Lust setzte sie dann hinzu, daß Otto sich wol am kühnen Ueberspringen der Hindernisse freuen müsse, da er einen Mann von so bezaubernder Persönlichkeit, wie dieser Doctor — sie sagte das Wort wie eine Degradation gegen Hauptmann — in das Haus empfehle. Es sei einfache Methode, daß sich die Tochter des Hauses in den Hofmeister des Bruders verliebe.

„Herr Dournay," schloß sie, „ist eine sehr gewinnende Erscheinung, nicht blos, weil er ein ungewöhnlich schöner Mann ist, noch mehr zieht eine gewisse träumerische Offenherzigkeit und Biederkeit an. Mag das nun wahr oder gemacht sein, wirksam ist es jedenfalls, und nun gar einem siebzehnjährigen Klosterkind gegenüber."

Mit gutem Humor erwiderte Otto, daß er seiner Schwester eine minder alltägliche Phantasie zugetraut habe; überdieß sei Erich ein anerkannter Weiberfeind, der von Allem, was weiblich genannt wird, nichts liebe als die Idee. Dennoch sprach Prancken seinen Vorsatz aus, am anderen Morgen, bevor Erich nach der Villa gehe, Herrn Sonnenkamp zu besuchen und ihm vertraulich mitzutheilen, daß er widerwillig habe eine Empfehlung geben müssen. Er wolle Herrn Sonnenkamp rathen, den Bewerber in guter Manier abzuweisen, denn man könne ja mit Fug und Recht sagen, daß Erich den Knaben mit Freiheits-Ideen anstecken würde; ja man könnte noch weiter gehen und Herrn Sonnenkamp mittheilen, daß die Aufnahme Erichs mißfällig bei Hofe angesehen würde. Dieser letzte Grund mußte Alles schlagen. Prancken hatte ja selbst mit daran gearbeitet, daß eine Geltung in den Hofkreisen für Herrn Sonnenkamp das Höchste war, was er zu erstreben hatte.

Bella verwarf diesen Plan; sie fand eine Lust darin, den Bruder zu stacheln; gerade einem solchen Mitbewerber gegenüber Sieger zu sein, werde ihn neu beleben. Ueberdies wäre es vielleicht gut, der Dame Perini gegenüber, deren clericales Ziel doch Niemand vollständig erforsche, einen Mann zu haben, der die Weltlichkeit vertritt und den man sich durch Dank verpflichtet hat.

Ja noch mehr: würde sich, wie unzweifelhaft, ein ständiger, geheimer Krieg zwischen Signora Perini und diesem höchst zuversichtlichen Dournay etabliren, so habe man in allen Fällen das Schiedsrichteramt und die Entscheidung.

Bella vergaß den Aerger über die kalte Küche, da sich ihr ein durchsichtiges Gewebe von Intriguen aufthat, die angenehm unterhielten und zum Ziele führten. Sie war die Vertraute des Fräulein Perini, Otto sollte der Vertraute Erichs bleiben, und so hatte man das Haus Sonnenkamp in der Hand; denn es sei kein Zweifel, daß Erich großen Einfluß gewinnen könne.

Otto sträubte sich gegen die ihm zuertheilte Rolle, aber sie wurde ihm nicht abgenommen.

Eine Katze, die, still und beharrlich den Athem anhaltend, vor einem Mauseloch sitzt, läßt sich nicht wegbringen; sie weiß, die Maus kommt heraus, sie knappert schon und dann giebt's einen guten Fang. Bella hatte ein Mittel, ihren Bruder zu dem zu bestimmen, was sie wollte; sie durfte ihm nur vorhalten, wie unwiderstehlich er sei und daß er das Selbstvertrauen, das ihm ehedem so schön stand, wieder gewinnen müsse. Otto schien beruhigt; er war es noch nicht ganz, er redete sich aber ein, daß er es noch werde. Ueberdies war dieser Dournay doch ein armer Mann, dem man helfen mußte, und er hatte heute die plötzliche Kundgebung seiner Lebensstellung mit vielem Anstand hingenommen und gutes Benehmen bewahrt.

Nach geraumer Weile sagte Bella:

„Wenn du mit deiner Mittheilung über die Stellung des Doctor Dournay eine Absicht hattest, und du hattest sie ..."

„Allerdings."

„Dann hättest du nicht so brüsk dreinfahren dürfen. Du konntest vertraulich Diesem und Jenem die Sache mittheilen, das wirkte sicherer und stellte dich nicht bloß."

Prancken mußte bekennen, daß seine Schwester Recht habe, und jetzt, da Bella Recht hatte, verfolgte sie ihren Sieg über die Grenze des Berechtigten. Sie wollte nun sofort in Allem Recht haben und fügte hinzu, daß Clodwig durch die zufahrende Weise Ottos eine Gelegenheit gegeben worden, seine Bissigkeiten gegen den Adel vorzubringen, und Herr Dournay als ein Verfolgter werde nun sein besondrer Günstling; denn Clodwig liebe die Menschen, denen Unrecht geschehen. An Allem dem sei nun Otto

schuld. Eine Weile herrschte stumme Verdrossenheit und Mißstimmung zwischen den Beiden ...

Während Bruder und Schwester draußen im Garten umhergingen, saß Erich beim Grafen Clodwig in dessen Arbeitszimmer, das von einer zweiarmigen Lampe beleuchtet war. Sie saßen einander gegenüber in Lehnsesseln an der Langseite des Schreibtisches.

„Ich bedaure," begann Clodwig, „daß der Arzt so spät gekommen; er ist herb, aber eine Kernnatur. Ich glaube, Sie werden sich mit ihm befreunden."

Erich schwieg und Clodwig fuhr fort:

„Ich weiß nicht, warum mein Schwager in seiner Weise Ihr Vorhaben so plötzlich der Gesellschaft kundgegeben hat. Es wird nun viel besprochen und ein gewisser naiver Duft Ihres schönen Vorhabens ist damit weggewischt."

Erich entgegnete, daß wir darauf gefaßt sein müssen, ein stilles Vorhaben vorzeitig in die scharfe Luft der Außenwelt versetzt zu sehen.

Clodwig betrachtete ihn mit wohlgefälligem Blick und nahm wieder auf:

„Ich habe heute an Ihnen oder vielmehr durch Sie eine Erfahrung erneuert. Die Menschen halten den Privatdienst für eine Degradirung, ohne zu bedenken, daß es nicht darauf ankommt, wem man dient, sondern nur in welchem Geist man dient. Ich dien', ist der Wappenspruch meiner Ahnen."

Der alte Herr hielt inne; Erich wußte nicht, ob er eine Pause mache oder eine Erwiderung erwarte; Clodwig fuhr aber bald fort:

„Man findet es höchst ehrenvoll, wenn ein höherer Officier oder Staatsbeamter die Erziehung eines Prinzen übernimmt; ist es aber minder ehrenvoll, die Erziehung von dreißig Bauernknaben zu übernehmen oder auch, wie Sie, sich der Leitung dieses reichen Jünglings zu widmen?"

„Ich habe Dienen nie und nirgends für entwürdigend gehalten. Ich war freiwillig in Dienst getreten bei der Direction des Zuchthauses."

Clodwig sah den Sprechenden mit großen Augen an, dann sagte er: „Wollen Sie mir möglichst genau erzählen, wie Sie zu dem geworden, was Sie sind?"

„Von ganzer Seele; und ich will mir die Ehre, daß ich so

zu Ihnen sprechen darf, damit verdienen, daß ich nicht bescheiden bin. Ich will zu Ihnen sprechen wie zu mir selbst."

Clodwig drückte auf eine Klingel, die auf dem Tische stand; ein Diener trat ein.

„Robert, welche Zimmer hat der Herr Hauptmann?"

„Das braune, grad über dem Schlafzimmer des Herrn Grafen."

„Geben Sie dem Herrn Hauptmann die Erkerzimmer oben."

„Verzeihen, Herr Graf, es stehen noch Sachen vom Prinzen Leonhard drin."

„Thut nichts. Und noch Eins; ich will nicht gestört sein, bis ich wieder klingle."

Der Diener entfernte sich. Clodwig setzte sich etwas tiefer in den Stuhl und legte sich eine rothe Plüschdecke über die Knie; dann sagte er:

„Wenn ich die Augen schließe, glauben Sie ja nicht, daß ich schlafe."

Es war etwas zutraulich Herablassendes, aber fern von aller gönnerhaften Vornehmigkeit, vielmehr sprach sich eine herzliche Innigkeit darin aus, wie Clodwig nun Erich bat, unumwunden zu berichten.

Neuntes Kapitel.

Erich begann: „Ich bin 28 Jahre alt und wenn ich mein Leben überschaue, so ist es bisher nur ein Suchen gewesen." Ein einzelner Beruf läßt so viele Kräfte in uns unthätig, und doch muß eine Wahl getroffen werden, da schließlich in jeder Berufsart der ganze Mensch bestehen und wirken kann.

Ich bin der Sohn einer glücklichen Ehe, in einträchtigem Familienleben herangewachsen. Von meinem dritten Jahre an wurde ich in Gemeinschaft mit Prinz Leonhard erzogen. Es war ständig eine Widersacherei zwischen uns; die Ursache wurde mir erst später klar, als ein offener Bruch stattfand. Eine gewisse Heuchelei, die gar nicht in den Charakter der Kameradschaft taugte, hatte mich nach Außen gefügig und nach Innen unruhig und empfindlich gemacht. Gewiß widerspricht es auch dem Wesen der Kindheit sich ununterbrochen ehrerbietig, gefällig und fügsam zeigen zu müssen.

Ich kam in das Cadetten-Inſtitut und genoß dort eine beſondere Ehre, weil ich der Kamerad des Prinzen geweſen. Mein Vater war hier zugleich mein Lehrer, und da lebte ich auch zwei Jahre mit Ihrem Herrn Schwager. Ich war kein beſonders guter Schüler.

Einer der glücklichſten Tage meines Lebens war der, als ich zum erſtenmal die Epauletten trug; wie ſehr der Beruf mich enttäuſcht, ſah ich daran, daß vielleicht der Tag, an welchem ich die Uniform ablegte, nicht minder glücklich war. Trotzdem empfinde ich noch einen Einfluß jener Zeit. Ich kann noch heut keine Batterie vorbeimarſchiren ſehen, ohne daß mir das Herz bebt.

Bald nachdem ich Lieutenant geworden, ſiedelten meine Eltern nach der Univerſitätsſtadt über; ich war nun allein. Ein ganzes Jahr war ich in mir begnügt und heiter, wie Alles um mich her. Ich weiß noch heute die Stunde an einem ſchönen hellen Herbſtmittag, ich ſehe noch den Baum, ich höre noch die Elſter drauf, wo ich plötzlich mein Pferd anhielt und in mir fragte: Was thuſt du denn auf der Welt? .. Dich und die Rekruten abrichten zur geſchickteſten Tödtung deiner Mitmenſchen . . ."

„Iſt Ihnen die Soldatenſchule nie als Männerſchule und Wirkungskreis Ihres Lehrberufs erſchienen?" fiel Clodwig beſcheiden ein.

Erich war betroffen und verneinte; dann ſich neu ſammelnd nahm er wieder auf:

„Ich verſcheuchte die ſchweren Gedanken, aber ſie verließen mich nicht mehr. Ich war in mir und mit meinem Beruf zerfallen. Ich kann nicht ſagen, wie unnütz ich mir in der Welt erſchien; Alles welk, öde, leer. Es gab Tage, wo ich mich meines Kleides ſchämte, daß ich als geſunder, ſtarker Mann müßig ging, wohlgekleidet war, und daß mein Pferd vielleicht den Hafer des armen Mannes frißt."

„Das iſt übertrieben," ſchaltete Clodwig ein.

„Gewiß, ich erkenne es jetzt auch, aber damals im erſten Anſturm des Empfindens war es anders. Ich bat um Urlaub, um den wirklichen Krieg kennen zu lernen. Mein Commandeur, Prinz Leonhard, fragte mich bei den Schießübungen unverſehens, in welchem Heere ich den Krieg mitmachen wolle, und noch ehe ich antworten konnte, ſetzte er ſcharf hinzu: „Sie würden wol lieber bei den Tſcherkeſſen als bei den Ruſſen ſtehen?" Mir war die Zunge gelähmt. Von da ab war mein Verhältniß nach Außen

ebenſo zerfallen, wie ich in mir war. Soll ich Ihnen die kleinen Plackereien aufzählen? Ich verdiente ſie, denn in mir war nichts als Widerſpruch, mein Thun erſchien mir als eine einzige große Lüge. Ich war ein ſchlechter Soldat. Ich wollte das Räthſel des Daſeins löſen und verſenkte mich in das Studium der Philoſophie. Eigentlich bin ich eine geſellige, mittheilſame Natur, und doch war mir das beſtändige Leben in der Kameradſchaft unerträglich.

Zwei Jahre hielt ich es noch aus, dann forderte ich meinen Abſchied. Ich wurde aus beſonderer Rückſicht für meine Eltern mit Hauptmannsrang entlaſſen. Jetzt war ich frei! Ich war dennoch erſchreckt, daß ich dies Leben zu verlaſſen hatte. Ich war weichlich geworden in der Abſonderung. Das ſollte ſich nun ändern.

Ich war frei. Wunderlich, ſo in die weite Welt hinein zu zu fragen: Welt, was willſt du von mir? Welt, was ſoll ich dir? Da liegen die tauſend Thätigkeiten ... welche ſoll ich erfaſſen? Ich war zu Allem bereit. Ich hatte eine ſchöne Singſtimme und Viele glaubten, ich würde ausübender Künſtler werden; ich erhielt ſogar Anerbietungen. Wie ganz anders aber war meine Gemüthsverfaſſung! In mir brannte eine tiefe Sehnſucht, etwas Opfervolles für meine Mitmenſchen zu leiſten ... Wäre ich ein Kirchengläubiger geweſen, ich glaube, ich wäre Miſſionär geworden."

Clodwig öffnete das Auge und ſah in das ſtrahlende Auge Erichs. Eine kurze Pauſe entſtand. Clodwig legte die Arme wieder auf der Bruſt übereinander, lehnte den Kopf zurück und ſchloß die Augen. Erich fuhr fort:

„Als ich zum Erſtenmal in Bürgerkleidung über die Straße ging, war mir's, als ginge ich entblößt vor den Augen der Menſchen, wie man das oft ſo ängſtlich träumt. Der Erſte, der mir begegnete und mich ſtarr anſah mit dem Ausdruck der Ungewißheit, ob er mich erkenne, war mein alter Hauptmann, der, in Civildienſt übergetreten, Vorſteher des Männer-Zuchthauſes war. Er erzählte mir, daß er hier ſei, um einen Gehülfen zu ſuchen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich wollte mich der Leitung und Hebung der gefallenen Mitmenſchen widmen. Erſt aus meinem neuen Beruf ſchrieb ich meinen Eltern. Mein Vater antwortete, daß er mein Streben wol anerkenne, aber mit Beſtimmtheit vorausſehe, daß ein gewiſſer Schönheitstrieb mir das Leben unter Verbrechern unmöglich machen würde. Er hatte Recht.

Ich ſuchte die Neigung nach dem höheren Luxus des Daſeins mit aller Macht zu unterdrücken, es gelang mir nicht; mir fehlt die Doſis Humor oder auch jener freie Standpunkt, der die Lebenserſcheinungen wie naturwiſſenſchaftliche Phänomene anſieht und behandelt ... In meiner Hauptmanns-Uniform erlangte ich bei den Züchtlingen mehr Reſpect als in meiner Bürgerkleidung. Das Leben unter den Züchtlingen, die meiſt verhärtete, gedankenſtumpfe Menſchen oder abgefeimte Heuchler waren, wurde mir zur Hölle, und dieſe Hölle hatte noch eine Pein beſonderer Art.

Ich hatte damals den ſchwergemuthen Grübelſinn, ich war in mich gekehrt und konnte doch die Welt nicht vergeſſen. Ja, es verfolgte mich immer, daß ich mir vorſtellen mußte, was wol die Menſchen über mein Thun und Laſſen denken und ſagen. Aus ihren Augen geſehen, erſchien ich mir nun ſo zu ſagen als idealiſtiſcher Vagabund. Das wollte ich nicht ſein, und vor Allem ſollten meine Feinde und Spötter den Triumph nicht haben, daß ich in Verwahrloſung und Unſtetigkeit verkomme.

Ach, ich quälte mich unnöthig; denn wer hat Zeit, Luſt und Trieb, dem Daſein eines Entſchwundenen nachzugehen? Die Menſchen beſtatten Todte und gehen dann wieder ihrem Alltagsleben nach, und ſo auch beſtatten ſie Lebendige. Ich mache ihnen heute keinen Vorwurf mehr darüber; es muß ſo ſein.

Mir ward klar, daß ich zu dem jetzt gewählten Berufe nicht geeignet war. Ich lebte noch zu ſehr in mir, ich ſetzte mir alles Gewordene noch beſtändig um und ſuchte Gründe und Entſtehung der Charaktere zu erforſchen. Ich wollte mich damals noch nicht drein finden, daß Weſen und Handlungen der Menſchen nicht ſo folgerecht ſich entwickeln, als ich mir dachte. Dabei war ich noch zu leidenſchaftlich und vor Allem von einer beſtändigen Sehnſucht nach dem Schönen beherrſcht.

Ich dachte an Auswanderung in die neue Welt. Aber was war ich dort? Sollte ich mir ſo Mancherlei angeeignet haben, um ein Stück Urwald in ein Fruchtfeld zu verwandeln? Ich hatte allerdings noch einen beſonderen Grund, der mich nach Amerika zog. Dorthin war der einzige Bruder meines Vaters gegangen und ganz verſchollen. Früher hatte er eine Bijouteriefabrik gehabt. Er liebte die Schweſter meiner Mutter, und als er mit einem Heirathsantrage etwas ſchroff abgewieſen wurde, verließ er Europa und ging in die neue Welt. Er lehnte jede Beziehung zu Heimat

und Familie ab. Als ein Freund meines Vaters ſich in Neuyork bei ihm einführte und zuletzt behutſam von uns erzählte, wies ihn der Oheim mit den heftigſten Ausdrücken aus dem Hauſe. Er wollte nichts mehr von uns und von Europa überhaupt wiſſen.

Ich bildete mir ein, daß ich den Oheim bekehren könnte, und Sie wiſſen ja, daß man in verzweifelter Lage gern vom Abenteuerlichſten eine Rettung erwartet.

Mein guter Vater half mir. Was er immer als meinen Beruf erkannt und wogegen ich nur, vom blendenden Soldatenſtande angezogen, widerſtrebt hatte, das war mir nun deutlich. Der Durſt nach Einſamkeit erwachte in mir; mir war, als müßte ich einen Fleck Erde ſuchen, wo kein Ton in das Innenleben ſtörend einzudringen vermag. Dieſe Einſamkeit, die doch alles Leben in ſich ſchließt, brachte mir nun die Wiſſenſchaft. Mein Vater half mir, indem er mir deutlich machte, daß meine Vergangenheit nicht verloren ſei, ſondern mir eine Beſonderheit und neue Aufnahme gebe. Er kam und brachte mir ein Angebinde, das mir in die Wiege gelegt war; denn der Senat der Univerſität, an welcher mein Vater vor ſeiner Berufung als Erzieher des Prinzen docirt hatte, hatte mich bald nach meiner Geburt mit der Univerſitäts-Matrikel beſchenkt, wie man einem neugebornen Prinzen eine Militär-Charge verleiht."

Clodwig ſah Erich lächelnd an und bat, daß er fortfahre.

„Ich habe nur noch wenig zu erzählen. Ich widmete mich dem Studium der Alterthums-Wiſſenſchaft, und jener Trieb nach dem Schönen fand nun Befriedigung in der Aufnahme der claſſiſchen Welt. Seines Fleißes darf ſich Jeder rühmen, ſagt der Dichter. Ich habe redlich gearbeitet und hatte nun im Elternhauſe das Glück eines Kindes und als Mann die Freude des geiſtigen Wachsthums. Mein Vater hatte die Hoffnung, daß ein erfolgreiches Gelingen deſſen, was er verfehlt hatte, mir beſchieden ſei; er gab mir das Erbe jener Ideen, die er weder in der Wiſſenſchaft niederlegen, noch auf dem Lehrſtuhl kundgeben konnte. Wenn es je ein glückliches, von ſtändiger Tempelweihe erfülltes Haus gab, ſo war es das meiner Eltern.

Da ſtarb mein jüngerer Bruder. In wenigen Wochen wird es ein Jahr, ſeitdem wir ihn begraben; mein Vater, der überdies eine Kränkung in der Seele trug, konnte bei aller ſtoiſchen Kraft dieſen Schlag nicht überwinden. Zwei Monate ſind es her,

daß auch er ſtarb. Ich habe den Schmerz des Verwaisten niedergekämpft und meine Studien abſolvirt. Vor einigen Tagen erhielt ich die Doctorwürde. Meine Mutter und ich, wir haben allerlei Pläne, noch iſt nichts beſtimmt. Ich habe nach meiner Mutter Rath dieſen Ausflug nach dem Rhein gemacht, denn ich hatte übermäßig gearbeitet, und wir wollten uns nach meiner Rückkehr feſt entſchließen. Da traf ich Ihren Herrn Schwager und ich halte es für meine Pflicht, die dargebotene Gelegenheit nicht von mir zu weiſen. Ich bin bereit, in den Privatdienſt zu treten. Ich weiß, was ich unternehme, und meine, dafür ausgerüſtet zu ſein. Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, nur in der Wirkung auf eine große Gemeinſamkeit Befriedigung finden zu können; jetzt würde ich mich begnügen, ein einziges Menſchenkind zu erziehen, und noch dazu ein ſolches mit dereinſtiger Herrſchaft über großes Beſitzthum zum edelwirkenden, für ſeine große Aufgabe entſprechend vorbereiteten Menſchen bilden zu helfen.

Ich bin zu Ende. Ich wünſche nicht, daß Jemand von mir beſſer denke, als ich verdiene, aber ich wünſche auch als das zu gelten, was ich zu ſein glaube. Ich kann in einer gefährlichen Unwiſſenheit ſtehen, da ich ja nicht weiß, wie mich Andere anſehen; ich habe mich auch nur gegeben, wie ich mich im ehrlichen Bekenntniß vor mir ſelbſt anſehe. Ich glaube, ein Lehrer zu ſein. Was von künſtleriſcher Neigung und Befähigung in mir ſein mag, will ich auf die Bildung eines Menſchen anwenden. Ich habe Ihnen nach beſtem Wiſſen mein ganzes Sein dargelegt; wo noch Lücken ſein ſollten, bitte ich mich zu fragen."

Clodwig ſtand auf, trat raſch auf Erich zu und ſagte:

„Ich reiche Ihnen nochmals die Hand. So lange dieſe Hand vom Leben bewegt iſt, wird ſie ſich Ihnen nicht entziehen. Ich hatte Anderes mit Ihnen vor, ich kann es Ihnen jetzt nicht mehr ſagen, iſt auch nicht mehr nöthig. Doch genug. Gehen Sie ruhig und feſt Ihrem Ziele entgegen; was ich zur Erreichung thun kann, haben Sie ein Recht zu beanſpruchen. Hören Sie? Sie haben ein Recht auf mich in jeder Lebenslage, in jeder Weiſe. Gute Nacht, lieber junger Freund."

Der Graf zog ſich raſch wie einer Rührung entfliehend, zurück.

Der Diener kam und geleitete Erich mit großer Ehrerbietung auf ſein Zimmer.

Zehntes Kapitel.

Drunten im Städtchen tönte hell eine mitternächtliche ſilberne Glocke vom Thurm, ſie war in alten Zeiten von einer edlen Frau geſtiftet und ſollte den Verirrten im Walde Kunde von der Menſchenheimat geben. Erich hörte das Läuten, und im Gedanken ſah er jetzt den Beichtſtuhl in der Kirche; dort beichten Gläubige und ſchreiten, mit dem Segensſpruch geſtärkt, wieder in das Leben hinaus. Er hatte einem Mann gebeichtet, in dem die Weihe des reinen Geiſtes lebte; erhoben und gekräftigt fühlte er ſich, im Selbſtbewußtſein gerüſtet zu jedem ſchönen Menſchenbunde.

Er öffnete das Fenſter und ſog den Athem der kühlen, würzigen Nachtluft ein. Im Thal wogten feine Nebel, die Glocken in den Dörfern ſchlugen Mitternacht, zart und beſcheiden ſchlug auch die Glocke zu Wolfsgarten. Erich verſenkte ſich in das Wallen und Wogen der Natur, wo es auf- und niederrieſelt in den Baumſtämmen, in den Zweigen ſich regt und jede Knospe getränkt iſt. Von fern dröhnte noch ein nächtlicher Bahnzug, die Nachtigall im Walde ſang laut, und plötzlich, wie vom Schlaf überwältigt, brach ſie ab.

Wie wolkige Schaaren drängte ſich alles Leben, eigenes und fremdes, zu Erich heran.

O, wie groß und reich iſt die Welt, und Genoſſen beſter Art leben in ihr und harren nur des Anrufs und des grüßenden Augenſtrahls!

Jetzt kam der Mond herauf über den jenſeitigen Bergen, ein flüſternder Schauer rieſelte durch den Wald, die Nachtigall ſang wieder laut, die Nebel im Thal hoben ſich und verſchwammen und ein breiter Strahl glitzerte auf einer Glaskugel in der Ferne. Dort iſt Villa Eden!

Nur gewaltſam widerſtrebend gab Erich endlich der Müdigkeit nach und ſchloß das Fenſter. Er betrachtete lange eine Büſte der Meduſa: feſſelnd war das große, gewaltige und ſchöne Antlitz; auf dem wildlockigen Kopf liegen zwei aufſtrebende Vogelflügel, unter ſchwellend zuſammengezogenen Brauen ſtarrt das große Auge, als wollte es niederſchmettern; der Mund iſt trotzig verzogen und auf den Lippen liegen höhnende ſchadenfrohe Worte; unter dem

Kinn ſind wie ein Kopftuch zwei Schlangen zu einer Schlinge gebunden. Der Anblick dieſes Hauptes war abſtoßend und anziehend zugleich.

Der Meduſa gegenüber ſtand eine Büſte der Victoria von Rauch, jenes wunderſame Frauenbild, an das Antlitz der Königin Louiſe erinnernd, das edle Haupt mit dem ſchweren Eichenkranz, nicht erhoben, ſondern in ſich gebeugt, wie ſinnend und anhaltend ... Wunderliche Gegenüberſtellung ſolcher zwei Büſten!

Der Schlaf übermannte Erich, aber ſchon nach wenigen Stunden, da kaum der Tag zu dämmern begann, erwachte er wieder.

Es giebt Stunden und Tage, wo im Gemüthe eine frohmuthige Zuverſicht iſt, als hätte man den Schlüſſel gefunden, der alle Herzen öffnet, als hielte man die Zauberruthe in der Hand, die alle Quellen erſchließt und uns jedem Mitathmenden nahebringt, als einem Genoſſen und Bruder. Die Welt iſt durchklärt, und die Seele tief erlabt vom Gefühle reinen Glückes, das nichts iſt als Daſein, Leben, Athmen, Lieben.

Von ſolchem Gefühl umfangen ſtand Erich am Fenſter und ſchaute hinaus über den Strom nach den jenſeitigen Bergen, den Burgen, den Städten, den Dörfern am Ufer und auf der Höhe. Da überall biſt du wenn auch nur flüchtig daheim, du lebſt auf der ſchönen Welt!

Schnell war Erich im Freien; er ging durch den Park und den Wald; er ging dahin als ſchritte er nicht ſelbſt, als trüge ihn eine unnennbare Macht. An den friſchen Frühlingsblättern der Waldbäume, auf Gras und Blume hingen noch die Tropfen des nächtlichen Gewitterregens, kein Lüftchen regte ſich, und doch ſchüttelten die Bäume oft plötzlich die auf ihnen ruhenden Tropfen praſſelnd ab. Das iſt der Sonnenſtrahl, der jetzt Zweig und Blatt trifft und eine dem Auge unerkennbare Bewegung hervorbringt. Im Buſche ſang die Schwarzamſel laut und hell und übertönte all das durcheinander wirrende Gejauchze der Waldgenoſſen.

Bei einer offenen Halle auf dem Bergeskamme ſtand Erich ſtill und ſah lange nach einer Gabelweihe, die frei ſich ſchwingend über dem Berge ſchwebte, dann über den Strom hinweg im jenſeitigen Walde ſich niederließ.

Was war's, daß ihm jetzt Herr Sonnenkamp einfiel?

War's Neid und Furcht der kleinen Vögel, die einem Gewaltigen böſe Nachrede halten, und hat dieſer nicht das Recht zu leben nach ſeiner Kraft.

Zu dem Knaben hin dachte ſich Erich, als müßte er ſich in ſeine Träume ſenken und ihm ſagen: ich komme zu dir.

Erich forſchte lange umher, ob er die Glaskuppel ſehe, er fand ſie nicht. Er ſchritt auf der Hochebene landeinwärts dahin, wo ſich bald wieder Thalgründe, Höhen und Berge darſtellten.

An einem großen Felde hielt er an und ſah zum erſtenmal in ſeinem Leben einen neuen Weinberg anlegen. Die Männer hielten Werkzeuge wie große Bohrer in der Hand; ſie ſenkten ſie in die lockere Erde und fügten dann in geordneten Reihen die Setzlinge ein. Erich grüßte die Arbeitenden, und ſie dankten ihm wohlgemuth; ſie mochten am Ton ſeiner Stimme hören, daß er jeden Fremden grüßte, als wäre er ſein Bruder. Er ließ ſich berichten, wie lange es dauere, bis man zum erſtenmale keltern könne, und als ein Alter ihm ausführlich Alles erklärt hatte, ging er dankend davon.

Er begegnete Arbeitern, die zu einem Kalkſteinbruche gingen. Er geſellte ſich zu ihnen und vernahm, daß dieſes Vorwerk dem Grafen gehöre, daß er aber Alles verpachtet habe und auch ſein Gut nicht ſelbſt bewirthſchafte.

Der Aufſeher zeigte ihm die in der Nähe befindliche Cementfabrik; Erich ſah hier Ziegelſteine zu Flieſen von gutem Muſter aus der Zeit der Renaiſſance; Clodwig hatte die Fabrikation nach dieſem Muſter empfohlen und ſie fand guten Abſatz.

Als Erich in das Schloß zurückkehrte, meldete ihm ein Diener, daß der Graf ihn erwarte. Dieſer war bereits vollkommen geſellſchaftsmäßig angekleidet und reichte ſeinem Gaſt die Hand, indem er ſagte, daß er heute ſchon viel an deſſen Vater gedacht. Er fragte, wie er geſtorben ſei.

Erich ſchilderte, wie ſein Vater noch in der letzten Nacht vor ſeinem Tode den Sohn glücklich geprieſen habe, der in die neue Zeit eintrete, die ſich nicht mehr blos darin verbrauche, um das Widrige und die Gewaltſamkeiten abzuthun. „Mein Sohn," ſagte er, „mir zittert das Herz vor Freude, wenn ich in die Jahrhunderte hineinſehe, wie da Schönheit, Freiheit, Fürſorge für die Mitlebenden ſich aufthut, die wir erſt im Keime ſehen. Sieh nur das Eine, mein Sohn. Die Alten wollten, daß der Staat die

Kinder erziehe, und jetzt thut er's und in einer Weise, die kein Solon, kein Sokrates ahnen konnte. Du wirst die Zeit erleben, wo man kaum mehr ahnt, daß es Sklaven, Leibeigene, Hörige gab und das ganze Gerümpel einer sich selbst belügenden Welt."

Clodwig drückte halb murmelnd seine Freude aus, welch ein schönes Erbe es sei, wenn der Sohn die Ideen des Vaters erbend, dieselben fortwirkend bethätige. Und in die Landschaft hinausschauend setzte er hinzu:

„Da drunten sind Manche, die nicht wollen können, daß die Kinder ihre Gedanken und Thaten fortsetzen. Doch bitte," wendete er sich laut an Erich: nur noch eine Frage. Hat Ihr Vater Ihnen nie erklärt, was dem plötzlichen Zerfall mit dem Hofe voranging?"

„Gewiß."

„Und dürfen Sie es einem Andern mittheilen?"

„Ihnen allerdings; er gestattete mir ausdrücklich, es Denjenigen mitzutheilen, die ich aus voller Seele hochhalte."

„Sprechen Sie etwas leise," bat Clodwig, und Erich fuhr fort:

Mein Vater sollte in jener letzten Audienz, von der Niemand etwas erfuhr, aus der Hand des Fürsten das Adelsdiplom empfangen, um nunmehr zu einer Hofstellung würdig zu sein. Er sagte zum Fürsten: „Hoheit, Sie vernichten den Segen meiner jahrelangen Lebensarbeit, in der ich meine beste Kraft der Bildung meines jungen Fürsten widmete, wenn Sie glauben, daß ich das annehme, oder daß ich es überhaupt noch für Etwas halte, was unserer Zeit zusteht." — „Ich scherze mit solchen Dingen nicht," erwiderte der Fürst. — „Und ich auch nicht," entgegnete mein Vater. — Es waren Jahre verflossen, als der Vater mir dies erzählte, und doch zitterten seine Lippen und er sagte, daß er in jenem Augenblicke, da er und sein Zögling lautlos einander gegenüber standen, das Herbste seines Lebens erfahren habe."

„Wunderbar! Wunderlich! Und Sie reisen heute zu dem Manne ... Doch kommen Sie, es ist Zeit zum Frühstück."

Man ging in den Saal des Erdgeschosses, dessen Thüren weit geöffnet waren. Bald erschien auch Bella; sie ahnte, daß Erich sie scharf betrachtete, sie wendete sich rasch, um an einem Seitentisch den Kaffee zu bereiten.

„Meine Frau," sagte Clodwig, „hat heute bereits einen Boten

an Fräulein Perini geſchickt, und ich habe dabei Herrn Sonnenkamp ſagen laſſen, daß Sie erſt heute Abend oder noch beſſer morgen in der Frühe bei ihm vorſprechen werden."

„Und ich ſoll meinen Bruder bei Ihnen entſchuldigen, er iſt heute in aller Frühe mit einem jungen Manne, ſie nennen ihn hier den Weincavalier, zum Pferdemarkt nach Mannheim gereist. Belieben Sie Kaffee oder Thee?"

„Wenn ich bitten darf, Kaffee."

„Das iſt recht, daß Sie ohne Umſtände ſagen, was Sie wollen," ſagte Bella hell. „Es iſt eine abſcheuliche Höflichkeit, wenn die Menſchen auf ſolch eine Frage antworten: Es iſt mir gleich! Wenn es dir gleich iſt, liebe höfliche Seele, ſag Eins oder das Andere und wälze nicht mir die Entſcheidung zu."

Ein heiterer Ton war damit angeſchlagen und man ſetzte ſich zu Tiſche.

Bella wußte, daß ſie im Morgenanzuge noch wohlgefälliger erſchien, als im Geſellſchaftskleide. Sie war ein ſtolze, wohlgebaute Erſcheinung; ihr reiches, dunkelblondes Haar, jetzt halb aufgelöst, war von einem feinen Spitzentuche gehalten, das improviſirt und nachläſſig übergeworfen ſchien und unter dem Kinn geknüpft war. Ihre Geſichtsfarbe war friſch, als hätte ſie ſich eben erſt in Milch gebadet, und in der That wuſch ſie ſich täglich beim Schlafengehen und nach dem Erwachen in Milch. Ihr Geſichtsausdruck war ſcharf und fein, Alles war edel geformt, nur hatte ſie eine gekniffene Oberlippe, die ein boshafter Cavalier am Hofe einmal die Giftmiſcherlippe genannt hatte. Ihre Bewegungen waren voll Elaſticität und Grazie und das einzig Unharmoniſche ſchien ihre tiefe Sprechſtimme zu ſein; ſie hatte faſt eine Männerſtimme.

Im leichten Geſpräche beim Frühſtück machte ſie ihren ganzen Liebreiz, verſtändnißvolles Eingehen und neckiſche Schelmerei zugleich geltend. Dazwiſchen betrachtete ſie Erich ſcharf, ſie war überraſcht von ſeiner Erſcheinung; geſtern hatte ſie ihn nur in der Abenddämmerung und dann bei Licht geſehen. Er war offenbar auch eine Tageserſcheinung und in der That lag jetzt ein friſcher Glanz auf ſeinem Antlitz, denn die Erregung ſeines Innern zeigte ſich in ſeinen Mienen. Er ſchaute Bella an, als wollte er ſagen: Ich bin faſt der Sohn deines Gatten geworden, laß auch zwiſchen uns den reinen Gleichklang ſich bilden!

Bella war ausnehmend freundlich, vielleicht im Gefühle, daß sie heute bereits eine Hinterlist bereitet hatte. Ein italienisch geschriebenes Briefchen an Fräulein Perini enthielt die ebenso behutsam im Ausdruck als entschieden in der Sache gegebene Anweisung, daß der neue Ankömmling scharf zu prüfen sei.

Als Clodwig dem Boten sagte, daß Erich erst Abends oder am andern Tage kommen werde, fühlte sie sich indeß in ihrer vorausgegangenen Hinterlist berechtigt und beruhigt, denn noch nie hatte Clodwig mit solcher Eigenwilligkeit einen Gast zurückbehalten.

Clodwig und Bella hatten einander versprochen, nur sich allein zu leben, und sie hatten es bisher treulich gehalten. „Ich bin eine müde Seele," hatte Clodwig damals zu Bella gesagt, da er ihr seine Hand angeboten, und sie hatte erwidert, daß sie den Müden erfrischen wolle. Bella hatte seitdem jede Beziehung mit der Außenwelt abgeschnitten, denn sie wußte, solche Freundschaftsbesuche kommen nur auf Stunden und Tage und machen dann die Einsamkeit nur um so bemerklicher.

Bella war sehr liebenswürdig gegen Jedermann und jederzeit, wenn Jedermann zu jeder Zeit ihr den Willen that und zu Gefallen lebte. Im Grunde aber liebte sie die Menschen nicht, sie hatte kein Verlangen nach ihnen; sie wollte nichts von Anderen, und man sollte auch sie in Ruhe lassen. Die hundertfältigen Beziehungen, die Clodwig ehedem mit Männern und Frauen gehabt, waren ihr zuwider, und Clodwig fügte sich in ihren Wunsch, seine ausgebreitete Correspondenz und seinen persönlichen Verkehr auf das geringste Maß zu beschränken. Nur mit zwei Gesellschaftskreisen der nächsten Umgebung hielt man noch zeitweise Verbindung. Die Einen, die sogenannte bürgerliche Gesellschaft oder die Gesellschaft zur kalten Küche, wie man sie hier oben nannte, haben wir gestern kennen gelernt; dagegen wurden die zerstreut wohnenden Adeligen jährlich zweimal zu einem Kreise geladen.

Sollte nun dieser desertirte Hauptmann das Alles stören?

Im Triumphe, daß sie ihn auswies, wurde Bella immer beredter.

Erich konnte nicht umhin, jene Weinlaune, jene angeheiterte Stimmung zu preisen, die die Rheinlande durchzieht und Jeden ergreift, der in den Kreis der Bewohner eintritt. Endlich lenkte er das Gespräch wieder auf Sonnenkamp, da ihm die Art, wie des Mannes gestern erwähnt wurde, räthselhaft war.

Mit lebhafter Zuvorkommenheit erklärte nun Bella, daß sie, im Widerspruch mit der festgesessenen Philisterei, den Mann sehr anziehend finde; er habe nichts Triviales und sei ein Eroberer, ein kühner Recke; in dieser auf Aktien gestellten Welt gebe es ja nichts weiter zu erobern als Geld.

Das Abenteuerliche in Sonnenkamp schien eine Anziehung auf Bella zu üben.

Bedachtsam fügte Clodwig hinzu:

„Ich habe oft gesehen, so lange ein Mann im Wachsthum des Reichthums ist, erscheint den Menschen sein Glück wie eine Befriedigung des Weltverstandes; es thut ihnen wohl, als wüchsen sie mit ihm. Hat er aber sein Ziel erreicht, werden ihm die Menschen abtrünnig und der Weltverstand, der sich vorher so befriedigt zeigte, mäkelt nun an ihm. Verstehen Sie etwas von Gartencultur?"

„Nein."

„Herr Sonnenkamp ist ein sehr bedeutender Gartenkünstler. Ist es nicht seltsam! In Parkanlagen haben wir die französische Gartenkunst, die den Naturwuchs styliſirt, überwunden; nun hat sie sich in die Obstcultur geflüchtet und findet da einen hohen Schutz in dem Alles beherrschenden Nutzen und erzielt fast märchenhafte Erzeugnisse. Das werden Sie bei Herrn Sonnenkamp sehen, der diese französische Obstcultur betreibt. Ja," fügte er lächelnd hinzu, „Herr Sonnenkamp ist ein Baum-Erzieher, man könnte sagen, ein tyrannischer Baum-Zerreißer. Ich kann mich heute Ihnen gegenüber näher aussprechen. Mir war Herr Sonnenkamp immer fremd und wird es wol bleiben. Bei aller guten Manier, ja bei einer wachsamen Beflissenheit für gute Manier, sieht aus seinem Wesen eine Brutalität heraus; ich meine Brutalität im ursprünglichen Sinne des wilden Naturmenschen."

„Sie würden da einen schweren Stand haben, und bei Roland besonders," wendete Bella ein.

„Heißt der Knabe Roland?" fragte Erich.

„Ja, dies ist sein Name. Der Knabe möchte gern viel wissen und nichts lernen."

Bella schaute vergnüglich um, da sie diese Worte gesagt hatte. Der Papagei, der im großen Käfig auf der Veranda stand, schrie laut, wie zankend.

„Sehen Sie," rief Bella, indem sie aufstand, „das ist mein Schüler, der seine Lehrerin tyrannisirt."

Sie nahm den Papagei heraus, setzte ihn auf ihre Schulter, hätschelte und liebkoste ihn, daß man fast neidisch werden konnte auf diese Verschwendung; die Biegung des Halses und Nackens, und alle ihre Bewegungen waren schön.

Elftes Kapitel.

Bella ging und Clodwig sah auf Erich, als begrüßte er ihn aufs Neue.

Nur einem arglosen Blicke konnte die Veränderung entgehen, die im Benehmen Clodwigs lag; er hatte in Anwesenheit Bellas eine Befangenheit und Aengstlichkeit, als hätte er etwas zu hüten, das nicht verletzt werden dürfe.

Bella kam indeß bald wieder, den Papagei auf der Hand tragend und ihn streichelnd. Sie ging im Zimmer auf und ab und wendete sich oft zurück, da Erich erzählte, daß er heute landeinwärts gegangen sei und schon viele Menschen gesprochen habe.

Clodwig verbreitete sich über seine Lieblingsansicht, daß sich in Physiognomie und Charakter der Einwohner noch Spuren der römischen Ansiedler zeigen. Bella schien unwillig, dies wiederum hören zu müssen; sie warf mit übermüthiger Laune dazwischen:

„Wenn man sich vom Rhein abwendet, so hat man — wenigstens habe ich das Gefühl, daß Jemand, wahrscheinlich Vater Rhein, mir nachsieht, ja, als riefe er: sieh dich doch um!"

„Wir Männer haben nicht immer das Gefühl, gesehen zu werden," entgegnete Clodwig in einem Tone, der scherzhaft klang, aber doch an den Ernst streifte. Er bat Erich, die Thonvase, ein Geschenk, das der Landrichter gestern überbracht hatte, nach ihrer Zeit zu bestimmen. Erich, der frisch aus der Wissenschaft kam, konnte das mit Leichtigkeit, und als man in das anstoßende Gemach ging, das mit bunten, verschiedenartigen Ausgrabungen angefüllt war, zeigte er sich bewandert in allen einschlagenden Verhältnissen.

„Sie sind ein guter Lehrer," sagte Bella, „und es muß eine Lust sein, sich von Ihnen unterrichten zu lassen. Ja, viele

Menſchen geben nur widerwillig Belehrungen, Andere, um dabei glänzend zu erſcheinen; Sie aber belehren wie ein freundlicher Wohlthäter, der ſich freut, eine Gabe reichen zu können, noch mehr aber, daß ſie dem Empfänger wohlthut, und Sie geben Alles ſo, daß man nicht nur überzeugt iſt, Sie verſtehen die Sache, man glaubt auch, man verſtehe ſelbſt etwas davon."

Clodwig ſah ſtaunend auf; ganz daſſelbe Wort hatte er noch geſtern Abend vom Vater Erichs gebraucht, indem er deſſen gedachte, daß ſeine einzige kleine Schrift unter der uneigennützigſten Beihilfe des Profeſſor Dournay zu Stande gekommen war.

Die beiden Männer gingen mit einander auf die Zimmer Erichs. Hier übergab Erich dem Grafen ein Exemplar ſeiner Doctorabhandlung und jetzt erſt fiel ihm auf, wie ſeltſam ſich das fügte. Er hatte Unterſuchungen angeſtellt über die apokryphe Schrift Plato's: „Ueber den Reichthum," und nun ſollte er gerade berufen ſein, die Erziehung im Reichthum zu leiten.

Auf den Wunſch Clodwigs las Erich die lateiniſch geſchriebene Abhandlung deutſch vor.

Clodwig knüpfte die Betrachtung daran, daß es wohlgethan wäre, geſchichtlich und pſychologiſch darzuthun, wie der Reichthum auf die Frauen wirke; das ließe ſich freilich nur abſtract, aber nicht bildlich darſtellen wie Zartſinn und Kraft. Er wies auf die Meduſa und Victoria hin, die er hier einander gegenüber geſtellt. Die Wiſſenſchaft werde allerdings ſeine Betrachtung nicht gelten laſſen. Die Meduſa ſei ihm die Erſcheinung der Alles verzehrenden Leidenſchaftlichkeit, die, wenn ſie der irrende Menſch ſehe, ihn vor ſeinem eigenen Selbſt erſtarren mache. Es ſei ſehr bedeutungsvoll, daß die Alten das äußerſte ſeeliſche Chaos im Weibe dargeſtellt hätten, denn die zur Liebe geſchaffene ſchöne Erſcheinung, die zu Bosheit und Zerſtörungsluſt geworden, ſei gerade in der Geſtalt des Weibes um ſo kraſſer. Die Rauch'ſche Victoria dagegen erſcheine ihm als Verkörperung eines hochſittlichen modernen Seelenzuſtandes.

Auf die Victoria deutend rief er:

„Dieſes Antlitz gleicht wunderbar —" er vollendete den Satz nicht, ſondern ging ſtotternd in einen anderen über und fuhr fort: „Das iſt nicht jene Siegesgöttin, die ſtolz und erhaben den Kranz auf der ſchimmernden Stirn trägt; das iſt die Darſtellung des Sieges, der innerlich darum trauert, daß er über einen

Gegner ſiegen mußte. Ja, noch mehr, dieſe Victoria iſt mir die Göttin des Sieges über ſich ſelbſt, der immerdar der höchſte Sieg iſt."

Als ob er fürchte, noch mehr zu ſagen und vielleicht an Jenes zu rühren, das nicht verletzt werden ſollte, entfernte ſich Clodwig faſt unvermittelt mit einer kurzen Entſchuldigung. Er ging zu Bella und ſagte ihr, wie er ſich freue, noch mit dem nachfolgenden Geſchlecht in verſtändnißvollen Zuſammenhang treten zu können.

„Dieſe neue Jugend," ſagte er, „iſt anders als wir waren, ſie ſchwankt nicht mehr zwiſchen den beiden Polen Begeiſterung und Verzweiflung; es iſt vielmehr eine intellectuelle Begeiſterung in ihr, und ich glaube, ſie wird mehr durchführen als wir. Ich bin glücklich, daß ich nicht ſchon zu alt bin, um noch dieſe, ich möchte ſagen zur Eiſenbahn geborne Jugend verſtehen zu können. Ich bewundere und liebe unſere Gegenwart. Noch zu keiner Zeit wußte Jeder in ſeinem Berufe ſo beſtimmt, was er will und ſoll, als die heutige Welt; ſo in aller Wiſſenſchaft und in allem Leben."

Bella hörte ihren Gatten geduldig an. Als er jetzt inne hielt, fragte ſie:

„Und was willſt du nun damit?"

Sich ſammelnd erwiderte Clodwig, wie er wünſchen möchte, einen Mann ſo reiner Sinnesart wie Erich bei ſich zu behalten.

„Ich bin in der Lage," ſagte er, „dieſem jungen Manne für Jahre ein freies Aſyl bei mir zu geben. Und warum ſoll ich es nicht?"

Bella antwortete nicht gerades Weges, ſie entgegnete nur:

„Auch ich finde, er hat etwas Gehobenes in ſeinem Weſen, er giebt viel und gern und hat etwas geiſtig Förderndes."

„Und warum ſoll er nun nicht für Jahre bei uns bleiben?"

„Weil wir allein bleiben wollen. Clodwig, laß uns allein bleiben. Es iſt mein Wunſch, daß auch mein Bruder uns bald wieder verlaſſe."

Sie hatte, während ſie ſprach, ihre Hand auf Clodwigs Arm gelegt; jetzt faßte ſie ſeine Hand und ſtreichelte ſie.

Clodwig ging gebückten Hauptes davon.

Zum Mittag erſchien Bella ſchön geſchmückt, mit einer einzigen Roſe im Haar. Sie wußte Erich in ſeinen heiligſten Gefühlen wohlthuend zu berühren, denn ſie erzählte, wie glücklich

ſie ſich ſtets im Elternhauſe Erichs gefühlt habe. Das war ein Haus, in dem nie ein unedles Wort laut wurde; die Mutter ſei wie eine Prieſterin, die immer ein ideales Flämmchen auf dem Hausaltar pflegte.

Am Nachmittag fuhr man in die Landſchaft hinaus; Bella war ſchweigſam auf der Ausfahrt. Man beſuchte ein ehemaliges römiſches Lager. Bella ſaß auf einer untergebreiteten Decke unter einem Baum allein, während die Männer umherſtreiften.

Als man am Abend bei der Lampe verſammelt war, erſchien Bella wiederum als eine Andere; ſie hatte ſich heute zum drittenmal anders gekleidet und war von überraſchender Belebtheit. Sie wollte dem neuen Günſtling ihres Mannes nicht in falſchem Licht oder gar als das nichtsſagende Anhängſel erſcheinen; Erich ſollte erkennen, wer ſie iſt. Sie iſt nicht nur die Gattin Clodwigs, ſondern auch und vor Allem Bella von Prancken.

Kaum hatte Clodwig den Wunſch ausgeſprochen, daß ſie ſpielen möge, ſo war ſie ſofort bereit. Die haſtige Art, wie ſie die klimpernden und raſchelnden Armſpangen abſtreifte, die Erich ſofort ihr aus der Hand nahm und auf den Marmortiſch unter dem Spiegel legte; die Weiſe, wie ſie die beiden, gleich flatternden Schwingen erhobenen Hände in der Luft bewegte und dann in die Taſten des Claviers fuhr, wie ein Schwimmer, der in ſeinem Element iſt ... Alles das zeigte, daß ſie entſchloſſen war, nicht in zweiter Linie zu ſtehen. Noch nie, ſeit ſie die Frau Clodwigs war, hatte Bella im Beiſein eines Dritten ſo geſpielt; ſie hatte ſtets nur Clodwig allein ihr meiſterhaftes Clavierſpiel hören laſſen. Heute vollführte ſie das mit einer Luſt und Meiſterſchaft, daß ſelbſt Clodwig, der jede Einzelheit ihrer Spielweiſe kannte, neu erſtaunt und entzückt war.

Nach hoher Beglückung im Umgange mit edlen Menſchen und weitem Ausblick in die freie Natur iſt der Seele nichts gegeben, als ein Ausklingen und Vertönen der Empfindung im unbegrenzten, uferloſen Aether der Muſik. Da baut ſich ein Reich wachen Träumens, unendlichen Empfindens auf, das über das Wort des Mundes und den Blick des Auges hinaus, aus einem räthſelhaft tiefen Urgrunde des Menſchengeiſtes ſich aufthut; das iſt die reine Phantaſie ohne beſtimmte Empfindung und ohne begrenzten Gedanken, nichts als rhythmiſches Wellenwogen der Töne.

Zur Ueberraſchung der beiden Männer erhob ſich Bella plötz-

lich und ſagte gute Nacht. Sie gab zuerſt Clodwig, dann auch Erich die Hand, dann gab ſie nochmals Clodwig die Hand und verſchwand ſchnell.

Nur noch kurze Zeit blieb Clodwig bei ſeinem Gaſtfreunde, dann verabſchiedete auch er ſich.

Wie taumelnd ging Erich auf ſein Zimmer. Wie reich iſt die Welt, welch ein Tag war dies, von der Morgenſtunde im thauigen Walde an bis jetzt. Und Menſchenglück iſt eine Wahrheit! Hier ſind zwei Menſchen zu Ruhe und Glückſeligkeit gekommen, wie man ſolche in der wirklichen Welt kaum denkbar erachtet.

Aus dem unbewußten Denken an das reiche Haus, in das er eintreten wollte, und aus dem bewußten Denken an das vollerfüllte Daſein der Menſchen hier, ſtellte ſich ihm die Frage: Iſt das ſchöne Leben, die Erfüllung der Seele im freien Ausblick in die Natur und dann wiederum die freie Sättigung an allem Schönen in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht dem Reichthum allein möglich, der Befreiung von aller Sorge und Noth, der Erlöſung von aller Arbeit um das gemeine Bedürfniß?

Als er mit dem Licht in der Hand in den Erkerſaal eintrat, ſtand er erſchreckt vor dem Bilde der Meduſa, das ihn mit offenem Munde ſtarren Blickes ſo gewaltig und zermalmend anſchaute.

Was iſt das? Woher hat dies Bild plötzlich dieſe Aehnlichkeit? Hat Clodwig eine Ahnung davon? Und es iſt doch ſo ſchreckend.

Und jetzt, es iſt wie das Spiel eines Dämons ... auch der gerade Gegenſatz, auch die Victoria hat Aehnlichkeit mit Bella, wenn ſie ſtill und ruhig, ſanft und beſcheiden den Kopf neigt.

Hat Clodwig eine Ahnung von dieſem wunderbaren Spiel des Gegenſatzes, und hat er doch nicht Alles geſagt, da er heute am Morgen ſeine Ketzerei bekannte?

Die Pulsadern in den Schläfen Erichs ſchlugen heftig.

Er löſchte das Licht und ſah noch lange hinaus in die dunkle Nacht.

Zwölftes Kapitel.

Erich zog am Morgen ſeine Hauptmanns-Uniform an, denn Clodwig hatte ihm dies angerathen; auch ein Pferd hatte er ihm zu Gebote geſtellt.

Das Antlitz Clodwigs glättete sich, als er den schönen stattlichen Mann, den die Uniform gut kleidete, in den Gartensaal eintreten sah.

Bella hatte sich entschuldigen lassen, daß sie nicht zum Frühstück komme; sie sage Erich Lebewohl bis auf Wiedersehen.

Clodwig überreichte Erich einen Brief, den er Herrn Sonnenkamp übergeben solle; er setzte aber dringend hinzu, daß er nicht abschließen möge, bevor sie sich wiedergesehen.

Wie eine Mutter ihrem in die Fremde ziehenden Sohne, so suchte Clodwig seinem jungen Freunde noch allerlei Anweisungen zu geben. Erich sagte, wie es ihm so eigen zu Muthe; ohne zu wissen, ob er bei Herrn Sonnenkamp eintreten könne und dieser ihn wünsche, denke er an den Knaben, als wäre er bereits sein Zögling.

„Ich kenne den Knaben wenig," sagte Clodwig, „ich weiß nur, daß er sehr schön ist. Und Sie sind gewiß auch der Ansicht, daß es durchaus verkehrt ist, einer jungen Seele große Grundsätze zu geben, die die Lebensrichtung bestimmen sollen, bevor diese junge Seele das Material des Lebens hat und seine Strömungen kennt."

„Gewiß," entgegnete Erich. „Das ist gerade so, wie wenn man in uncultivirten oder halb civilisirten Ländern Eisenbahnen baute, bevor Straßen gebaut sind, die die Zufuhr der landwirthschaftlichen und industriellen Producte vermitteln. Der Krankheitsgrund der modernen Menschheit liegt, wie mein Vater oft gesagt hat, darin, daß man dem Kinde dogmatisch die Gesetze der Weltregierung einflößt; das ist ein auf den Schein gestellter Luxus, der unfruchtbar ist, weil er eine Vorstufe überspringt."

Endlich war es Zeit zum Aufbruch.

Clodwig sagte, daß er Erich noch ein Stück Weges begleite. Erich nahm das Pferd am Zügel. Und wie sie nun neben einander herschritten, betrachtete der alte Herr seinen jungen Freund oft mit liebevoll sorgendem Blicke. Er empfahl ihm nochmals, jede Zuträgerei über Herrn Sonnenkamp entschieden abzulehnen; Herr Sonnenkamp lasse vielleicht manches Gerede bestehen, weil er entweder zu tugendhaft sei, um sich darum zu kümmern, oder weil vielleicht Thatsachen sein Leben bezeichnen, die er gern durch falsche Gerüchte verdeckt wisse. Auffällig sei allerdings, daß Herr Sonnenkamp, obwohl ein geborner Deutscher, noch nie einen

Verwandten bei ſich geſehen habe. Es ſei indeß wahrſcheinlich, daß er, von geringer Herkunft, ſeinen Verwandten unter der Bedingung Gutes thue, daß ſie jeden Verkehr mit ihm vermeiden. Der Major Graßler habe einmal Aehnliches mitgetheilt.

„Noch Eins," ſagte Clodwig und hielt ſtill. „Sagen Sie Herrn Sonnenkamp nichts davon, daß Sie eine kurze Zeit ſich der Leitung der Sträflinge gewidmet haben. Ich will damit keinerlei Makel auf Herrn Sonnenkamp werfen; aber viele Menſchen haben eine Scheu vor Männern ſolchen Berufs."

Erich dankte; er ſah das innerſte Beſtreben dieſes Mannes, ihm ſeinen Lebensweg zu ebnen. Man ging ſtill weiter.

„Hier will ich umkehren," ſagte endlich Clodwig; „erlauben Sie mir nur noch eine Warnung."

„Eine Warnung?"

„Iſt vielleicht nicht das rechte Wort ... Wer im Leben etwas Anderes ſucht als Nutzen, Vergnügen und Ehre, der wird Vielen, die von ſolcher Bevorzugtheit keine Ahnung haben, exaltirt erſcheinen; die Welt kann nicht gerecht ſein gegen ſolche Menſchen, ſie muß ſie verdammen, weil ſie ihr eigenes Beſtreben von ihnen verdammt ſieht. Sie werden Ihr Lebenlang, wenn Sie ſich treu bleiben, ein Martyrium zu tragen haben; tragen Sie es im Stolz Ihres Bewußtſeins und wiſſen Sie, daß ein neuer alter Freund Sie erkennt und mit Ihnen fortlebt."

Raſch legte der alte Herr ſeine Hände auf beide Schultern Erichs, küßte ihn, und mit großer Haſt wendete er ſich und ging davon. Er ſchaute nicht mehr zurück.

Erich ſtieg auf und ritt davon. Als er um die Waldecke bog, wendete er ſich noch einmal. Er ſah Clodwig ſtille ſtehen ...

Bella hatte vom Balcon aus, wo man den ganzen Weg überſchauen konnte, den Beiden nachgeſehen; jetzt ging ſie ihrem Gatten entgegen, und ſie war nicht wenig betroffen, als ſie in deſſen Antlitz ſah. Es war eine Bewegung darin, die ſie noch nicht geſehen hatte.

Bella glaubte etwas ſagen zu müſſen und ſie pries das Glück des jungen Sonnenkamp, ſolch einen Führer zu bekommen.

„Mich ſchmerzt es, daß er in dieſes Haus ſoll."

„Und doch haſt du ihn ebenfalls empfohlen?".

„Ja, das iſt's eben. Es rächt ſich früher oder ſpäter, was man mit halber Wahrheit oder mit Widerſpruch in der Seele

unternimmt. Ich habe mich nun doch Herrn Sonnenkamp näher gestellt und will es eigentlich nicht."

Clodwig schien nicht aufhören zu können, von Erich zu sprechen, und indem er jetzt Alles zurückrief, staunte er, was er in so kurzer Zeit von ihm vernommen.

Bella that, als ob sie ihn hörte, sie hörte ihn aber kaum; sie lächelte in sich hinein über den alten Diplomaten, der noch immer etwas unbegreiflich Kindliches, ja fast Kindisches hatte. Sie warf einmal den Kopf stolz zurück, da sie ihrer standhaften Tugend inne wurde, die sich mit Kraft selbst gegen ihren Gatten wehrte, der ihr einen so reich ausgestatteten jungen Mann so nahe bringen wollte.

Unterdeß war Erich im Walde dahingeritten voll frischer Belebung.

Bei einer Waldbiegung hielt er an und nahm den offenen Brief Clodwigs aus der Tasche. Er las:

Ein Nachbargruß nach Villa Eden zu Herrn Sonnenkamp.

Hätte mir das Glück einen Sohn beschieden, ich würde ihm mit ruhiger Zuversicht diesen Mann als Erzieher geben.

Schloß Wolfsgarten, den 4. Mai 186*.

Clodwig Graf von Wolfsgarten.

Erich gab seinem Pferde die Sporen und ritt lustig durch den grünenden, singenden Wald.

Als er durch das Städtchen kam, sah er am Fenster des Gerichtsgebäudes hinter blühendem Goldlack einen rosigen blondhaarigen Mädchenkopf; das Mädchen zog sich zurück, als Erich von ferne grüßte.

Weiter ritt Erich nun im Thale den Strom entlang. Er war so voll heitern Muthes, daß ihm seit langer Zeit zum erstenmal wiederum Lieder auf die Lippen kamen; er ließ sie nicht laut werden, aber er sang sie sich in der Seele.

Plötzlich hielt er an.

Wie wär's, wenn der ungezählte Millionär, zu dem ich reite, der Onkel Alphons wäre?

Muthig griff das Pferd aus, seine dunkle Mähne flatterte; der Reiter nahm die Mütze ab und ließ den frischen Luftstrom seine heiße Stirne kühlen.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Auf dem Strome ſchwimmen Schiffe auf und nieder, Bahnzüge rollen hüben und drüben und Menſchen aller Lande und Lebensverhältniſſe erquicken ſich des Ausblickes.

Da, dort möchteſt du wohnen, denkt wol Mancher, deine Tage verleben im gleichmäßigen Genuſſe der Natur und in freigeſetzter Arbeit.

Die Ufer des Rheins erſcheinen als wonnige Ruhſtatt, und bieten doch Bewegtheit genug. Vor der Schwelle des Hauſes liegt die große Straße des Weltverkehrs; aus der Einſamkeit läßt ſich jede Stunde die Verbindung mit dem weltweiten Treiben gewinnen.

Da ſind die hellen Städte und Dörfer am Ufer mit ihren Burgen und Weingeländen, und ſchön umhegte, wohlgepflegte Landſitze zeigen ſich aller Orten und bilden eine faſt ununterbrochene Kette.

Von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus ließe ſich von Schickſalswendung mancher Bewohner erzählen, die mit frei entſchloſſener Kraft aus dem Strudel ſich gerettet oder mit letzter Anſtrengung noch das Ufer erreicht; nicht Wenige aber auch, die gewaltſam ans Ufer geworfen wurden.

Wer aus der Fremde unbekannt und beziehungslos ſich hier anſiedelt, kann ſicher ſein, daß es ihm freiſteht, entweder Nachbarlichkeit mit den Angeſeſſenen zu pflegen, oder für ſich zu bleiben; die Strömung des Fremdenverkehrs auf und nieder läßt dem Verbleibenden die Möglichkeit des Alleinſeins.

Weſſen iſt das ſchöne Landhaus mit dem Thurme dort, das

aus der Ferne ſich anſchaut wie ein weißer Schwan, der ſich am Ufer im Grünen niederlegte?

Dieſe Frage wird auf den zu Berg und zu Thal fahrenden Schiffen oft ausgeſprochen, und man hört bisweilen die Erwiderung:

Die Villa heißt Eden und iſt auch ein wahres Eden, in das man freilich nur von Außen hineinſehen kann, denn Alles iſt verſchloſſen und bewacht und längs der Gartenmauer ſind Selbſtſchüſſe und Fußangeln. Nur wenn der Beſitzer verreist iſt, haben die Diener die Erlaubniß, Haus und Park zu zeigen, und nehmen dann viel Geld ein. Man rühmt die Ställe mit den marmornen Krippen, die blüthenvollen Treibhäuſer, die fein ausgedachte Schönheit der Hauseinrichtung, die Obſtgärten und den Park. Der Beſitzer iſt ein reicher Amerikaner, er hat dieſes Haus gebaut, den ſchattigen Park angelegt und die Wieſe, die halb verſumpft, zerriſſen und ungeebnet ſich bis an den Strom dehnte, in einen Obſtgarten verwandelt, der die edelſten Früchte trägt, von einer Größe und Schönheit, wie man ſie hierzulande noch nicht gekannt. Dort oben die Burgruine baut er wieder neu auf.

Und der Name des Mannes?

Sonnenkamp. Er hat faſt nur fremde Diener, beſucht wenig Menſchen in der Umgegend und ſieht ſelten Jemand als Gaſt. Er hat die ſchönſten Pferde, aber er, ſeine Frau und ihre Geſellſchafterin fahren und reiten nur aus, um an einer beliebigen Stelle auf offener Straße wieder umzukehren ....

An dieſem Morgen, als Erich nach der Villa ritt, wurde dort auf der Weſtſeite von mehreren Dienern in Morgenlivree ein großer dicker Teppich auf den breiten Kiesplatz gelegt. In die Nähe einer vielfarbig ſchimmernden und ſtark duftenden Blumenpyramide wurde ein runder Tiſch geſtellt, eine grün-damaſtene Decke darüber gebreitet, dann eine große geſchliffene Kryſtallvaſe mit künſtleriſch geordneten Gräſern und Blumen darauf geſetzt und vier Gedecke aufgelegt.

Abſeits neben einem Gebüſch blühenden Goldregens und verſchiedenfarbigen Flieders wurde ein Tiſch angebracht mit einer großen ſilbernen Theemaſchine, die angezündet wurde. Zwei große Wiegenſtühle wurden an ſchickliche Plätze geſtellt.

Ein junger Mann, der nicht ſelbſt Hand anlegte, ſtand dabei und ſchaute in die Landſchaft hinaus, wo man über den Obſtgarten und den Springbrunnen mit dem Teich, drin zwei Paar

Schwäne schwammen, über Wiesen und gestutzte Kopfweiden den freien Ausblick stromabwärts genoß. Jetzt zog er den Blick aus der Ferne zurück, betrachtete die Anordnung, sagte: „Ist gut!“ und entfernte sich mit den Dienern.

Die Theemaschine brodelte, die Stühle und Tische schienen auf die Gesellschaft zu warten.

Ein kecker Fink setzte sich auf die Lehne des einen Wiegenstuhles und pfiff dem Weibchen auf dem Baume zu: das sei eine prächtige Herrichtung, er wünsche nur, er könne das seinen Kindern auch einmal so bieten.

Der übermüthig vorwitzige junge Vater wurde indeß bald verscheucht; es nahten sich Schritte, der Fink flog auf, er wollte unvorsichtigerweise gerade über die Maschine wegfliegen, aber der Dampf schien ihn zu verbrühen, er machte eine Schnellwendung und flog ganz nahe, fast den Hut streifend, über den Kopf des Mannes hin, der jetzt daherkam.

Der Mann hinkte ein wenig auf dem rechten Bein, er wußte dies aber in Haltung zu verwandeln, und dieses Hinken gab seiner mächtig athletischen Gestalt eine Sänftigung, die den Eindruck der Ueberkraft abmilderte.

Er war ein großer, breitschultriger Mann im wohlgeordneten sommerlichen Anzuge, weißer Halsbinde, und einem nach englischer Weise aufrecht stehenden Hemdkragen. Der Mann schien Alles zu thun, um seine herkulische Gestalt zu mildern, zu verkleinern und zu sänftigen; die feinste Kleidung konnte zwar wenig, aber doch etwas helfen. Er trug einen radähnlichen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe, so daß aus einiger Entfernung von seinem beschatteten Antlitze nur wenig zu sehen war; ihm folgte der Kammerdiener, der vor einer Weile die Anordnung gutgeheißen hatte, mit einer großen Mappe. Der Mann im Strohhut setzte sich in einen der Wiegenstühle, der Diener stand mit der Mappe wartend vor ihm.

Der Sitzende that nun seinen Hut ab, den der Kammerdiener schnell empfing. Der Herr im Wiegenstuhl streichelte sich das glatt rasirte, stark ausgearbeitete Kinn mit einer breiten fleischigen Hand, an deren Daumen seltsamerweise ein Ring war, wie ein einfaches Kettenglied, ein goldener Reif, dessen Mitte von Eisen war.

Der Mann ist Herr Sonnenkamp. Er hatte ein röthlich durch-

ſchoſſenes Antlitz, eine breite Stirn, auf der eine Schicht ergrauter Haare wohlgeordnet war. Bräunliche Augenbrauen ſtanden borſtig auf, zwiſchen denen eine ungewöhnlich breite Fläche war, die den Brauen etwas gewaltſam Auseinandergeriſſenes gab. Wer dies ſah, konnte das Antlitz nie mehr vergeſſen.

Die tiefliegenden waſſerblauen Augen mochten auf Entſchloſſenheit und Verſchlagenheit deuten; die breiten Backenknochen ſtanden etwas hervor. Die Naſe war groß, aber nicht ohne edle Form; der Mund aber war herriſch, trotzig aufgeworfen. Das ganze Geſicht hatte etwas Welkes, dem indeß der Charakter gebieteriſcher Energie nicht verloren gegangen war.

Der erſte Eindruck war wol, daß man ſich dieſen Mann nicht gerade zum Feinde wünſchte.

„Gieb her," ſagte er jetzt, und holte einen Ring mit überaus kleinen Schlüſſeln aus der Weſtentaſche.

Der Kammerdiener hielt die Mappe ſehr geſchickt hin. Herr Sonnenkamp öffnete das Schloß, und Joſeph reichte die darin befindlichen Briefe. Sonnenkamp ordnete ſie ſchnell; die mit ausländiſchen Stempeln wurden beſonders gelegt, ein großer Haufe inländiſcher Briefe daneben. Joſeph legte nun Hut und Mappe auf den zweiten Wiegenſtuhl und machte mit einer bereitgehaltenen Scheere zwei Winkelſchnitte in jeden Brief.

Herr Sonnenkamp überflog die geöffneten ſchnell; von den inländiſchen betrachtete er nur einige nach Siegel und Adreſſe, dann that er alleſammt in die Mappe und verſchloß ſie wieder.

Die beiden Flügelthüren zur Terraſſe wurden geöffnet; Herr Sonnenkamp ſtand auf und nahm ſeinen breiten Strohhut vom Stuhl. Auf der Terraſſe zeigten ſich zwei Frauengeſtalten. Die eine, ſchlank, mit blaſſem, länglichem und leidensvollem Geſicht, trug eine Morgenhaube mit hochrothen Bändern und dazu einen brandrothen Shawl; die andere, eine zierlich kleine Geſtalt mit eckigem, blutloſem Geſichte, braunen, durchdringenden Augen und kohlſchwarzem, hart anliegendem Haupthaar — eines jener Geſichter, das offenbar nie jung geweſen, dem aber auch das vorſchreitende Alter wenig anhaben konnte — war in ſchwarze Seide gekleidet, und trug ein großes perlmutternes Kreuz, das ganz eng um den Hals gebunden ſchien und auf der Bruſt flimmerte und glitzte.

Herr Sonnenkamp hatte die löbliche amerikaniſche Sitte, im

eigenen Hauſe und gegen die Angehörigen voll ſorgfältiger Höflichkeit und Ehrerbietung zu ſein; er ging den beiden Damen bis an die Treppe entgegen, nickte der in Schwarz wohlwollend zu, reichte der Dame im rothen Shawl die Hand und fragte in engliſcher Sprache nach ihrem Befinden.

Die Dame — es iſt Frau Ceres — ſchien nicht für nöthig zu halten, etwas zu erwidern. Sie ging nach ihrem Platze am Frühſtückstiſch; eine Kammerfrau legte ihr ſchnell eine Decke über die Knie und ein Diener ſchob ihr einen gepolſterten Schemel unter die Füße.

Die Dame in Schwarz — es iſt Signora Borromäa Perini — ging zum Theetiſch, ein Diener hielt die Theebüchſe in der Hand; ſie nahm das Nöthige heraus.

„Wo iſt Roland?“ fragte Frau Ceres mit müder Stimme.

„Er wird ſogleich kommen,“ erwiderte Sonnenkamp und winkte einem Diener, ihn zu holen.

Fräulein Perini reichte die erſte Taſſe der Frau Sonnenkamp, und dieſer ſchien es zu viel, nur die Paar Tropfen Milch dazu zu gießen.

Herr Sonnenkamp bat:

„Genieße doch etwas, liebes Kind!“

Frau Ceres ſchlürfte einen Löffel voll, dann noch einen halben und ſah ſich gelangweilt um. Es ſchien ihr läſtig, daß ſie ſelbſt ſchlucken mußte.

„Wo iſt Roland?“ fragte ſie wieder. „Es iſt unverzeihlich, daß er nicht Ordnung hält. Wie, Madame Perini, haben Sie nicht etwas geſagt?“

„Nein, gnädige Frau.“

In mildem, beſchwichtigendem Tone ſagte Herr Sonnenkamp, ſie möge nur noch Geduld haben, für Roland ſei nun endlich ein Hofmeiſter gefunden, der ihn an Ordnung gewöhnen werde. Er erzählte von der Karte, die ihm Otto von Prancken geſchickt. Fräulein Perini ließ bei Nennung dieſes Namens den Zwieback in den Thee fallen und fiſchte ihn nun wieder heraus, während Herr Sonnenkamp fortfuhr, daß er keinen Brief eines Bewerbers mehr leſe, bis er den Empfohlenen des Herrn von Prancken kennen gelernt.

„Iſt der Mann von Adel?“ fragte Frau Ceres.

„Ich weiß nicht," erwiderte Sonnenkamp, er wußte es aber recht wohl, „er iſt Hauptmann."

Frau Ceres ſah nichtsſagend drein; ſie wollte abwarten, ob der Bewerber adelig ſei.

Fräulein Perini mußte wiſſen, was Frau Ceres ſagen wollte, ſie ſah ſie lächelnd an, und gleichſam ihr den Mund leihend, bemerkte ſie:

„Einen ſo vollendeten Cavalier wie den Baron von Prancken findet man ſelten, wenigſtens in Deutſchland; er hat faſt noch mehr als Gräfin Bella . . ."

„Ich bitte," unterbrach Herr Sonnenkamp, und ſein Geſicht nahm einen Ausdruck an, wie wenn eine Bulldogge zärtlich ſein will, „ich bitte, Niemand anders auf Koſten der Gräfin zu loben; die Damen finden Herrn von Prancken bezaubernd, ich meinerſeits Gräfin Bella."

Frau Ceres zuckte kaum merklich mit den Schultern und hielt den goldenen Löffel an die Lippen gepreßt.

„Wo aber nur Roland bleibt?" fuhr ſie plötzlich auf und ſtieß auf den Schemel, daß der Tiſch wankte und die Taſſen auf demſelben klirrten.

Der Diener kam und ſagte, Roland wolle nichts genießen, ſondern bei der Mara bleiben, die fünf Junge geworfen habe.

„So ſag' ihm," entgegnete Sonnenkamp, und ſein Geſicht wurde dunkelroth bis hinauf zu der dünnen Haarſchicht, „ſo ſag' ihm, wenn er nicht ſofort kommt, laſſe ich in dieſer Minute alle fünf Junge im Rhein ertränken!"

Der Diener eilte davon. Bald darauf erſchien ein Knabe in blauen Sammt gekleidet; er war ſchlank gewachſen und die Formen ſeines Geſichts waren ſo auffallend ſchön und rein, als ſeien ſie gemeißelt. Er nahm die Jockeymütze ab, und ein wohlgeordnetes, rings um die Stirn in dichte Locken gelegtes dunkelbraunes Haar zeigte ſich. Sein Antlitz war blaß und die fein geſchnittenen Lippen zitterten. Er hatte offenbar einen ſchweren Kampf gekämpft.

„Komm zu mir," rief ihm die Mutter zu, „küſſe mich, Roland. Du ſiehſt ſo blaß aus, fehlt dir etwas?"

Der Knabe küßte die Mutter, ſchüttelte den Kopf verneinend und ſagte mit einer zwiſchen Fiſtel und Männerton ſchwebenden Stimme:

Digitized by Google

„Ich bin ſo geſund wie meine jungen Hunde.“

Eine friſche Röthe trat ihm in die Wangen und ſeine Lippen wurden purpurroth.

„Ich will dich an dem Tage, an dem du einen Hofmeiſter bekommen wirſt, nicht ſtrafen,“ ſagte Sonnenkamp, einem Blicke ſeiner Frau folgend.

„Ich? Wieder einen Hofmeiſter? Ich nehme keinen,“ erwiderte der Knabe, „und wenn du mir einen giebſt, werde ich es ihm ſo machen, daß er bald wieder davongeht!“

Sonnenkamp lächelte. Dieſer kühne Trotz des Knaben ſchien ihn eigentlich zu freuen.

Als jetzt Roland, der aller Speiſe hatte entſagen wollen, tüchtig aß, folgte die Mutter ſeinem Beiſpiele; in der Freude, daß es ihrem Sohne ſo wohl ſchmeckte, regte ſich auch in ihr die Eſſensluſt und Fräulein Perini konnte ſich nicht enthalten, Roland zu bemerken:

„Sehen Sie, Herr Roland, ſchon um Ihrer lieben Mutter willen ſollten Sie recht ordentlich zu den Mahlzeiten kommen; ſie kann nur etwas genießen, wenn auch Sie genießen.“

Der Knabe ſah Fräulein Perini ſeltſam an, er antwortete ihr nicht: es ſchien kein gutes Verhältniß zwiſchen dem Knaben und der Geſellſchafterin der Mutter obzuwalten.

Fräulein Perini ſetzte indeß ihre Freundlichkeit gegen Roland fort und verſprach, nach dem Frühſtück mit ihm die jungen Hunde zu beſuchen.

„Wiſſen Sie, warum die Hunde blind geboren werden?“ fragte Roland.

„Weil das Gott ſo angeordnet hat.“

„Warum aber hat Gott das ſo angeordnet?“

Fräulein Perini ſah verlegen drein, Herr Sonnenkamp half ihr, indem er ſagte, wer immer Warum frage, werde nie fertig; Roland habe ſich das Fragen angewöhnt, weil er nichts Rechtes lernen wolle.

Der Knabe ſah zu Boden; eine Herbheit oder Stumpfheit, vielleicht auch beides zugleich, lag im Ausdrucke ſeines Geſichtes.

Frau Ceres verließ den Frühſtückstiſch, ſetzte ſich in einen Wiegenſtuhl und betrachtete ihre haſelnußförmig gebildeten, mit durchſichtigen langen Spitzen verſehenen Nägel.

Herr Sonnenkamp berichtete ihr, welch eine Anzahl von Briefen

in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache er auf die öffentliche Aufforderung erhalten habe; die meiſten Bewerber hätten auch ihre Photographien beigelegt und mit Recht, denn die perſönliche Erſcheinung ſei von Bedeutung.

Frau Ceres hörte ihm zu wie Jemand, der ſchlafen will; ſie ſchloß auch mehrmals die Augen. Als Sonnenkamp nun hinzufügte, wie in der Welt beſtändig ein Warten auf Erfüllung eines Schickſals ſei, wobei Jeder glaube, daß ihm mit Geld geholfen würde, ſah ihn Frau Ceres verwundert an; ſie ſchien nicht zu begreifen, wie man leben und dabei nicht reich ſein könne.

Fräulein Perini, die Geſellſchafterin, war eine gute Vermittlung. Da Frau Ceres ſcheinbar oder in der That theilnahmlos beim Geſpräche blieb, wußte ſie daſſelbe durch kurze Antworten und Aufmerkſamkeiten in Gang zu halten. Sie ſah dabei von der Stickerei, die ſie vorgenommen, nur manchmal auf und warf einen Blick ... ſie hatte den Kloſterblick, von unten auf, ſcheu, aber gütig ... auf Herrn Sonnenkamp. So konnte Frau Ceres hören, ohne ſich eigentlich zu bethätigen.

Herr Sonnenkamp und Fräulein Perini ſtanden in einem äußerſt höflichen Verhältniß und ſie ſchien Herrn Sonnenkamp zur Uebung in der Höflichkeit zu dienen. Eigentlich hätte er ſie ſchon lange gern weggeſchickt, aber ſie war ihm angeſchmiedet wie der Rheumatismusring, den er am linken Daumen trug.

Durch Fräulein Perini war Frau Ceres immer verſorgt. Sie war nie allein, hatte beſtändig eine Geſellſchafterin und Begleiterin. Wenn man ausfuhr, ließ Herr Sonnenkamp Fräulein Perini immer neben ſeiner Frau ſitzen und ſetzte ſich rückwärts; er konnte ſich ihrer nicht entledigen und es war daher am beſten, wenn man höflich und ſcheinbar achtungsvoll gegen ſie war. Ueberdies hatte ſie mehrere treffliche Eigenſchaften und ihre beſte war: ſie hatte gar keine Launen; ſie war ſtets gleichmäßig, drängte ſich nie vor, wurde ſie aber aufgefordert, ſo hatte ſie immer eine Anſicht, und in der Regel eine ſolche, die nicht ſtörte. Noch nie war ſie verletzt erſchienen; berückſichtigte man ſie nicht, ſo wußte ſie ſich ſo zu halten, als ob ſie es gar nicht bemerkte; zog man ſie ins Geſpräch, war ſie einnehmend, ſogar witzig; ſie war beſtändig für Andere bereit und ſprach nie von ſich ſelbſt.

Jeden Morgen Sommers und Winters ging Fräulein Perini zur Kirche. Sie war allezeit aufgeräumt, wie jede Stunde zur

Abreiſe bereit und wußte, wo Alles im Hauſe war und lag. Sie ſtickte viel und es gab bald ſtundenweit im Umkreiſe keine Kirche mehr, wo ſich nicht eine von ihr geſtickte Altardecke oder auch ein Theil des Paraments befand.

Auf Reiſen war ſie ohne Beläſtigung. Mit großer Leichtigkeit ſprach ſie die Sprachen des Continents, nur das Deutſche, behauptete ſie, nie lernen zu können; Sonnenkamp war indeß überzeugt, daß ſie es vollkommen verſtand.

Gegen Roland hatte Fräulein Perini ein eigenthümlich kaltes Verhältniß; ſie behandelte ihn als den jungen Herrn, nahm ſich aber ſeiner weiter nicht an, ja ſie hatte den Wunſch des Herrn Sonnenkamp, Roland Sprachunterricht zu geben, abgelehnt. Sie trat nie aus dem Kreiſe heraus, der ihr angewieſen ſchien; ſie war Erzieherin Manna's geweſen, ſie wurde Geſellſchafterin der Frau Ceres, das war ſie nun ganz und ausſchließlich und das gab ihr eine ſichere Ehrenſtellung.

Je mehr Herr Sonnenkamp von dem Empfohlenen des Herrn von Prancken ſprach, um ſo aufmerkſamer ſchien Fräulein Perini zu werden, aber ſie ſprach kein beſtimmtes Wort. Als Herr Sonnenkamp ſie fragte, wie es ihr denn zu Muthe geweſen, als ſie ſich in Nizza zum erſtenmal der Familie vorſtellen ließ, ſagte ſie:

„Ich hatte ja das Glück, von meinem edlen Vormund, dem Domprobſt, Ihnen vorgeſtellt zu werden.“

Roland war ungeduldig, er winkte Fräulein Perini, ſie ſolle nun mit ihm gehen, aber Herr Sonnenkamp erſuchte ſie, bei der Mutter zu bleiben; er glaubte ſeinem Sohne eine gewiſſe Theilnahme an ſeiner Freude bezeugen zu müſſen und begleitete ihn.

Nur Roland allein durfte ſich der Hündin nähern. Als Herr Sonnenkamp es wagte, knurrte ſie und fletſchte die Zähne; er ging davon.

Roland holte ſeine Armbruſt und ſchoß mit Pfeilen nach den Tauben und Sperlingen.

Plötzlich hielt der Knabe an. Ein Reiter ſprengte vor das Thor, den Pfeil in der linken Hand emporhaltend.

Zweites Kapitel.

Der Knabe ſtand regungslos, die Armbruſt noch erhoben, und ſchaute ſtaunend auf den Reiter, der kunſtgerecht ſein Pferd parirte.

„Warſt du es, der den Pfeil abgeſchoſſen?“ rief Erich dem Knaben zu.

„Ja, ich.“

„Sehr unvorſichtig, ſo über die Straße wegzuſchießen! Ich habe den Pfeil glücklich aufgefangen, du hätteſt damit einen Menſchen treffen können.“

Erich ſtieg ab. Der Knabe ließ die Armbruſt ſinken und ging, beide Hände ausſtreckend, auf Erich zu; vor ihm ſtehend hielt er an, ſein Angeſicht glühte.

„Es ſoll nie wieder geſchehen,“ ſagte er.

„Ich glaube dir.“ Weiter ſetzte Erich kein Wort hinzu.

Der Knabe athmete auf.

Erich hatte viel von der Schönheit Rolands gehört und doch war er jetzt überraſcht von dieſem Bilde anziehenden Reizes.

„Es iſt mir lieb, daß ich dir zuerſt begegne. Du biſt doch der Sohn des Hauſes, du heißeſt Roland?“

„Roland Franklin Sonnenkamp. Und du?“

„Erich Dournay.“

Der Knabe ſtutzte, er glaubte den Namen jüngſt gehört zu haben, aber er wußte es nicht genau.

„Sie ſind Artilleriehauptmann,“ ſagte er auf die Uniform deutend.

„Ich war's. Du kennſt alſo die Uniformen?“

„Ja, und Herr von Prancken nennt mich Sie.“

„Ich denke, wir bleiben beim Du, wie wir begonnen, und zwar gegenſeitig,“ erwiderte Erich und reichte dem Knaben die Hand. Die Hand des Knaben war kalt, alles Blut ſchien ſich ihm zum Herzen gepreßt zu haben.

Jetzt fragte der Knabe:

„Das iſt wie ein Reitpferd des Grafen Wolfsgarten?“

„Es iſt das ſeine.“

„Iwan!“ rief der Knabe.

Ein Stallknecht kam herbei und führte das Pferd in den Stall. Erich und Roland gingen nach. Aus einem Verſchlage in der Nähe hörte man winſeln.

„Du haſt junge Bernhardinerhunde hier in der Nähe," ſagte Erich.

„Ja; kennſt du ſie am Winſeln?"

„Die Raſſe erkenne ich nicht, ich ſah ſolche Hunde vorn im Hofe; aber den Tönen nach ſind dieſe Hunde noch blind und noch nicht acht Tage alt."

Der Knabe ſah Erich betroffen an, er öffnete den Verſchlag und bat, nicht näher zu treten, da die Hündin ſehr biſſig ſei, und jetzt eben ſaugten alle fünf Junge an ihr.

Erich trat doch näher; die Hündin ſah ihn an und knurrte nicht.

Und wieder betrachtete Roland den Fremden.

„Du kannſt mir gewiß auch ſagen," begann er, „warum die Hunde blind geboren werden."

Erich antwortete, daß man ſich allerlei Gründe denken könne, da auch andere Thiere mit ſchärfſtem Sehorgan, wie Adler, Katzen, Geier blind geboren werden; wir müßten uns aber beſcheiden und bekennen: das wiſſen wir nicht.

Ein Schauer ging durch die Geſtalt des Knaben; Weſen und Ton Erichs ſchien eine unmittelbar ergreifende Wirkung zu üben.

„Wenn du willſt," begann der Knabe wieder, „kannſt du auch einen meiner jungen Hunde haben. Zwei behalte ich, einen ziehe ich für meine Schweſter Manna auf, den vierten bekommt Baron von Prancken und der fünfte iſt für dich."

Freudeſtrahlenden Antlitzes betrachtete Erich den Knaben und ſagte:

„Du kennſt wol die Sitte der homeriſchen Zeit, daß man dem Gaſte ein Ehrengeſchenk zu bleibendem Gedenken giebt?"

„Ich weiß nichts von Homer."

„Hat dir keiner deiner Lehrer davon geſagt?"

„Alle. Sie haben viel Rühmens davon gemacht, aber es iſt langweilig."

Erich lenkte zurück und fragte:

„Wer hilft dir die Hunde aufziehen?"

„Ein Meiſter, der Jäger Klaus, man heißt ihn auch den Kriſcher, der wird ſich freuen, wenn ich ihm ſage, daß du am Winſeln erkannt haſt, wie alt die Hunde ſind."

Erich erſuchte den Knaben, ihn zu ſeinem Vater zu führen.

Als ſie den Stall verlaſſen wollten, bog ſich ein Pony mit langer Mähne ganz herum und wieherte.

„Das iſt mein Puck," ſagte der Knabe.

Er war offenbar froh, dem Fremden ſeine Herrlichkeiten zu zeigen, faſt wie ein kleines Kind, das einem Vertrauten ſein Spielzeug zur Bewunderung aufweist. Erich konnte nicht anders als das ſchöne Thier loben, das ihn mit großen, gutmüthig blöden Augen anſchaute.

Er führte den Knaben an der Hand und ſie gingen mit einander durch den großen Pflanzengarten.

„Kennſt du auch die Pflanzen?" fragte er.

„Nein, darin bin ich ganz unwiſſend."

„Ich auch," ſagte der Knabe erfreut, daß Erich eine Unwiſſenheit eingeſtand, und daß dieſe gerade mit der ſeinen zuſammentraf, ſchien die Beiden noch näher zu verbinden.

Sie kamen über einen Platz, wo Gartenerde geſäubert und hergerichtet wurde. Ein altes Männchen mit blöden und zugleich verſchmitzten Augen arbeitete hier; es zog die Mütze ab und grüßte.

„Haſt du meinen Vater geſehen?" fragte Roland.

„Er iſt dort!" erwiderte das Männchen und wies nach den Treibhäuſern.

Die langen, aus mattblauem Glaſe beſtehenden Treibhäuſer zeigten ſich. Eine Thür ſtand offen, man ſah einen Springbrunnen in einem Baſſin von grauem Marmor, darin Felsblöcke lagen, in allen Fugen von Waſſerpflanzen beſetzt. Die überwinternden Bäume ſtanden theilweiſe noch hier, im Vordergrunde einige kranke, vielfach umwunden an Stamm und Aeſten.

Man hörte eine Stimme.

„Dort im Kalthauſe iſt er," ſagte Roland.

Erich bat den Knaben, nun zurückzukehren, da er mit dem Vater allein zu ſprechen habe.

In der Art, wie Erich ihn gehen hieß, lag ſolch eine widerſpruchsloſe Beſtimmung, daß der Knabe nicht wußte, wie ihm geſchah. Als Erich weiter ging, ſtand der Knabe unbeweglich, dann aber wendete er ſich, ſchnalzte mit den Fingern und pfiff vor ſich hin.

Erich hielt einen Augenblick inne, ſich ſammelnd. Wenn dieſer Knabe ſein Blutsverwandter war? Wenn er hier dem verſchollenen Oheim Alphons begegnete? Leiſen bedächtigen Schrittes ging er weiter und trat in die Thüre des Kalt-Hauſes.

Drittes Kapitel.

„Wer ist da? Was wollen Sie?“ fragte Sonnenkamp, der sich von einer Schicht schwarzer Erde erhob. Ein graues grobleinenes, sackartiges Gewand hüllte ihn vom Halse bis zu den Füßen ein; es war wie ein Züchtlingsgewand.

„Was wollen Sie? Wer sind Sie? Zu wem wollen Sie?“ wiederholte er.

„Ich wollte zu Herrn Sonnenkamp.“

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Ich möchte mich ihm empfehlen.“

„Ich bin's. — Wer sind Sie?“

„Herr von Prancken hatte die Güte mich vorgestern bei Ihnen ....“

„Ah! Sie sind's?“ rief Sonnenkamp tief aufathmend. Er nestelte das Sackgewand ab und sagte gezwungen lächelnd:

„Sie überraschten mich in meinem Arbeitsgewand.“

Er wickelte den Sack in eine Rolle zusammen und warf ihn weit weg, dann fragte er:

„War denn kein Diener in der Nähe? Tragen Sie beständig Uniform?“

Also die Uniform war's, die ihn erschreckte? flog Erich durch den Sinn und wie er den Mann betrachtete, war er sicher, daß dies nicht sein Oheim sein konnte. Das Bild des verschollenen Oheims, das noch in der Studirstube seines Vaters hing, stand deutlich vor ihm; der Oheim war eine schlanke, zierliche Gestalt mit einer besonders auffälligen Adlernase; es war keine Spur von Aehnlichkeit mit der athletischen Erscheinung vor seinen Augen.

„Ich bedaure, Sie gestört zu haben,“ nahm Erich das Wort, „und muß um Entschuldigung bitten. Herr Graf von Wolfsgarten, dessen Gastfreund ich war und von dem ich hier einen Brief überbringe, hat mir ....“

„Ein Brief vom Grafen Wolfsgarten? Sehr angenehm!“ unterbrach Sonnenkamp, den Brief in Empfang nehmend.

Er überflog rasch die Zeilen Clodwigs und murmelte dabei:

„Freue mich sehr — sehr angenehm.“

Vom Blatte aufblickend machte er eine Art Verbeugung gegen Erich, indem er sagte:

„Ein Edelmann — der Edelmann wie er ſein ſoll, der Herr Graf Wolfsgarten. Stehen Sie ebenſo in der Gunſt der Gräfin Bella?"

Es war ein ſpöttiſcher Anflug im Ton dieſer Schlußwendung. Gemeſſen in Blick und Ton erwiderte Erich:

„Ich erfreue mich der Güte beider Ehegatten in gleicher Weiſe."

„Schön — ſehr ſchön," nahm Sonnenkamp auf. „Doch laſſen Sie uns ins Freie gehen. Sind Sie ein Pflanzenkundiger?"

Erich bedauerte, daß er jedes nähere Eingehen auf dieſes Gebiet verſäumt habe.

Im Freien maß Herr Sonnenkamp nochmals den Ankömmling von Kopf bis Fuß. Erich merkte erſt jetzt, daß er, ſeines militäriſchen Anzuges ganz vergeſſend, die Mütze abgezogen hatte. Und wie er nun den muſternden Blick wahrnahm, fühlte er doch, was es heißt, in Privatdienſt, mit der ganzen Perſönlichkeit ſich in Botmäßigkeit eines Einzelnen zu geben. Er erkannte, daß er dieſem Manne gegenüber gemeſſene Haltung bewahren müſſe.

Sonnenkamp rief ſofort einen Diener und befahl, daß man beim Springbrunnen ein Frühſtück bereiten ſolle.

„Sie ſind zu Pferde angekommen?"

„Herr Graf Wolfsgarten war ſo freundlich, mir ein Pferd anzubieten."

„Sie haben meinen Sohn bereits geſprochen?"

„Ja."

„Es iſt mir lieb, daß Sie in Uniform gekommen," entgegnete Sonnenkamp.

Als wäre Erich nur ein vornehmer, wohl empfohlener Beſuch, zeigte ihm nun Sonnenkamp ſeine vollſtändige Sammlung von Eriken, wie ſie ſelten in der Welt angetroffen wird. Er erklärte die feinen Verſchiedenheiten und ſetzte hinzu:

„Ich war da, wo die meiſten dieſer Eriken herſtammen, ich war auf dem Tafelberge am Cap der guten Hoffnung." Erich bemerkte:

„Es muß ſchwer ſein, die Produkte verſchiedener Klimas ſo zuſammenzuhalten."

„Allerdings. Zumal dieſe Eriken bedürfen einer mäßigen Temperatur und einer gleichbleibenden Feuchtigkeit. Sie werden ſchon oft geſehen haben, daß ein Erikenſtock mit ſeinen zarten Blüthen, den man einer Dame für ihren Blumentiſch ſchenkt,

nach wenigen Tagen verdorrt ist; diese Pflänzchen vertragen keine trockene Zimmerluft."

Plötzlich hielt Sonnenkamp inne und lächelte vor sich hin. Der Fremde schien einen alltäglichen Kunstgriff anzuwenden, um angenehm zu erscheinen, indem er den reichen Besitzer in seiner Liebhaberei redselig machte. Mit solch grobem Köder fängt man mich nicht, dachte Sonnenkamp vor sich hin.

Einem so Wohlempfohlenen wollte er jede Ehre des Hauses erweisen. Er freute sich schon im Voraus, den Mann nach allen Seiten hin zu prüfen, ihn im Bewußtsein sicheren Erfolges sich recht ausbreiten zu lassen und dann ohne Angabe eines Grundes abzulehnen.

Alles dies ging Sonnenkamp durch den Sinn, während er die Klinke an der Thüre des Gewächshauses ins Schloß drückte. Die Sache war so fest und abgeschlossen bei ihm, wie diese Thür.

„Sie sprechen doch Englisch?" fragte er, da er seine Frau noch im Wiegenstuhle sah; sie hatte den rothen Shawl abgelegt und saß in goldglänzendem Atlasgewande da.

„Herr Hauptmann, Doctor . . . . . bitte, wie ist doch Ihr Name?" fragte Sonnenkamp bei der Vorstellung.

„Dournay."

Frau Ceres nickte kaum merklich. Als wäre Erich gar nicht da, sagte sie in ärgerlichem Ton zu ihrem Gatten, er habe kein Auge für sie, denn er habe noch kein Wort über ihr neues Kleid gesagt. Sie hielt es vielleicht für vornehm, dem Fremden so ihre Gleichgültigkeit zu beweisen.

In der Ferne zeigte sich Roland, die Mutter winkte ihn heran. Er deutete nach der Thurmspitze. Die Mutter sah hinauf und lächelte; auch der Vater schaute hin und sah das blauweißrothe Sternenbanner der amerikanischen Union auf dem Thurme flattern.

„Wer hat das gethan?" fragte Sonnenkamp.

„Ich," erwiderte Roland, glückselig lächelnd.

„Und warum?"

Der Knabe wies augenzwinkernd auf Erich. Sonnenkamp nahm die Unterlippe zwischen Daumen und Zeigefinger, machte ein Halbmond daraus und nickte vor sich hin.

Erich fragte den Knaben:

„Du bist wohl stolz darauf ein Amerikaner zu sein?"

„Ja."

Fräulein Perini kam, Erich wurde ihr vorgestellt. Sie nahm das Perlmutterkreuz in die linke Hand und hielt es fest, während sie sich sehr ceremoniell verbeugte. Frau Ceres bat sie, mit ihr ins Haus zurückzugehen. Die Damen entfernten sich.

Viertes Kapitel.

„Gieb mir die Hand, Roland," sagte Erich.

Der Knabe bot sie ihm und sah ihn treuherzig und fröhlich an.

„Mein junger Freund," fuhr Erich fort, „ich bin dir dankbar für deine Ehrenbezeugung, nun aber laß uns allein, dein Vater hat mit mir zu sprechen."

Vater und Sohn sahen staunend auf den Mann, der so ungezwungen und frei schaltete. Der Knabe nickte Erich zu und ging davon.

Herr Sonnenkamp bot Erich eine große, krumme und dunkle Cigarre, er trug die Cigarren immer offen in der Tasche. Erich empfing das Angebotene, und als ihm Herr Sonnenkamp Feuer darreichte, nahm er ihm das angebrannte Hölzchen nicht aus der Hand, sondern brachte rasch seine Cigarre in Brand und mit den ersten Zügen sagte er:

„Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen, daß es eine ungeschickte Höflichkeit ist, wenn Manche bitten, man möge ein brennendes Hölzchen ihnen in die Hand geben; mit solchem Hin und Her verbrennen sich Beide in der Regel die Finger."

So unbedeutend diese Bemerkung war, schien sie doch zu weiterer Einleitung zu dienen; Herr Sonnenkamp legte sich im Stuhle zurück, hielt den Rauch von der Cigarre lang im Munde, rundete die Lippen und stieß nach einander wohlgeordnete Rauchringe, sogenannte Nullen, in die Luft, die immer größer wurden, bis sie ganz zerflossen.

„Sie haben schon viel Gewalt über den Knaben," sagte er endlich.

„Ich glaube, daß beiderseits ein Zuneigen nicht fehlt, und dies giebt mir die Hoffnung, daß ich hier Erzieher sein könnte."

„Gut. Aber Roland bedarf der Strenge."

„Die Liebe schließt die Strenge nicht aus, sie stellt die höchsten Forderungen."

Sonnenkamp lächelte sehr freundlich, aber es war etwas Grinsendes in seinen Mienen, und indem er sich vorbeugend die beiden Arme auf die Kniee legte und zu Boden schaute, sagte er:

„Sprechen wir persönlicher, für Derartiges kann sich ja später Zeit finden. Sie sind also ....?"

„Ich bin von Fach Philologe."

„Das weiß ich — das weiß ich," sagte Sonnenkamp immer noch in den Boden hineinsprechend; „ich möchte um Persönlicheres bitten."

Erich war es peinlich, daß er als Arbeitsuchender noch einmal sich selber schildern sollte.

Er schaute auf das breite Hinterhaupt und den Nacken des Mannes, der ihm nicht einmal den Blick gönnte; aber schnell verflog die Empfindlichkeit, indem er sagte:

„Ich hatte gehofft, daß die Einführung des Herrn Grafen von Wolfsgarten —"

„Ich schätze Herrn Grafen von Wolfsgarten sehr hoch, höher als irgend Jemand," versetzte Sonnenkamp, „aber —"

„Sie haben Recht, ich werde Ihnen erzählen."

„Gut," sagte Sonnenkamp, indem er die rechte Hand mit gekrümmten Fingern auf den Tisch legte und wieder zurückzog, als ob er einen Einsatz beim Spiele aufgelegt hätte.

Kurz und bündig gab Erich nochmals einen Abriß seines Lebens und schloß:

„Ich bitte, mich nicht für einen schwankenden, nirgends Ruhe findenden Menschen zu halten, weil ich meinen Beruf geändert."

„Im Gegentheil," fiel Sonnenkamp ein, „ich habe genug in der alten und neuen Welt gelebt, um zu wissen, daß gerade das die Tüchtigsten sind, die nicht da verharren, wohin der Zufall sie gestellt, sondern sich selbst ihre Bestimmung geben. Wer seinen Beruf ändert, muß eine wirkliche andere Berufung oder eine äußere Nöthigung dazu haben. — Gestatten Sie mir eine Frage: Halten Sie es für möglich, daß ein Mann, der wesentlich aus... sagen wir aus Resignation, eine solche nicht eigentlich dienende aber doch abhängige Stelle übernimmt, zu derselben geeignet ist? Wird er sich nicht gebunden, dienstbar und oft unglücklich fühlen?"

„Ihr offener Einwurf ehrt mich," erwiderte Erich; „ich weiß

wohl, der Erzieherberuf erheiſcht eine Botmäßigkeit vom Erwachen bis zum Niederlegen. Nichts kann mir erwünſchter ſein, als die Wahrnehmung, daß Sie die Sache ſo ernſt nehmen."

Wieder zuckte etwas durch das Antlitz Sonnenkamps. Erich ſchien es nicht zu bemerken, denn er fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Es iſt nicht Reſignation, die mich zur Bewerbung um die Erzieherſtelle in Ihrem Hauſe bewegt. Ich ſtimme Ihnen bei, daß wer bloß aus Noth in eine ſolche Stellung träte, dieſe nur ſchwer erfüllen könnte, obgleich auch aus Noth Neigung, oder wie man ſagt, aus der Noth eine Tugend werden kann. So weit ich mich beurtheilen kann, darf ich ſagen, ich würde, auch in die beſten Verhältniſſe geſtellt, den Erzieherberuf übernommen haben."

„Sehr ehrenwerth . . . ſehr ehrenwerth!" rief Sonnenkamp. In einer triumphirenden Art fügte er hinzu:

„Die Liebhaberei iſt gut, aber ich ziehe den Mann von Profeſſion vor."

„Ich erkenne das vollkommen," erwiderte Erich. „Ich biete Ihnen meine freie Arbeit."

Bei dieſen Worten hob Sonnenkamp raſch den Kopf ohne ſeine Lage zu ändern, ſtierte den Sprechenden an und ſenkte ſchnell wieder den Blick.

„Ich biete Ihnen und Ihrem Sohne," fuhr Erich fort, „die Kraft alles Deſſen, was ich bin und bisher an Wiſſen und Erkennen mir anzueignen ſtrebte. Ich fühle mich dabei frei, denn was ich zu leiſten vermag, leiſtete ich zugleich mir ſelbſt, da ich bewähren möchte, was ich mir zumuthete."

„Ich weiß, was freie Arbeit iſt," ſagte Sonnenkamp in den Boden hinein, dann richtete er ſich auf und lächelte ſo verbindlich, als hätte ihm Erich einen großen Gefallen erwieſen.

„Im Intereſſe der Sache möchte ich einen Wunſch ausſprechen," fügte Erich hinzu.

„Und der iſt?"

Sonnenkamp ſetzte wieder die Hand auf den Tiſch als ob ein Einſatz zu machen wäre.

„Ich wünſche, daß Sie es nicht ungenehm fänden, mich vorerſt einige Tage als Gaſt Ihres Hauſes zu betrachten."

Erich hatte gehofft, daß Sonnenkamp ſofort bejahe, aber dieſer knackte eine Cigarre, die er eben angezündet und die nicht

gut im Zuge schien, gewaltsam mitten durch und warf sie ins Gebüsch. Wiederum röthete sich sein Antlitz und ein Grinsen spielte um seine Lippen, denn er dachte: sehr zuversichtlich! Der junge Mann glaubt, wenn er nur erst einige Tage sich eingenistet, dann hat er Alles so bezaubert, daß er nicht mehr zu entlassen ist. Wollen sehen.

Da er beharrlich schwieg, sagte Erich:

„Es dürfte sowohl für Sie als auch für mich erwünscht sein, daß wir vor einer festen Vereinbarung uns näher kennen lernen, besonders aber wünsche ich das um Rolands willen."

„Welche Summe würden Sie fordern?" fragte Sonnenkamp, ohne auf die Darlegung Erichs einzugehen.

Erich erwiderte, daß nicht er, sondern der Vater dies zu bemessen habe.

Sonnenkamp brachte eine frische Cigarre durch rasche Züge ins lebendige Feuer und erklärte dabei mit großer Salbung, wie er wohl wisse, daß eigentlich keine Summe groß genug sei, um als Lohn für das mühselige Amt der Erziehung und des Unterrichts zu gelten.

Dann fragte er, sich zurücklehnend und die Beine über einander schlagend, indem er das linke Bein mit der rechten Hand heraufzog und festhielt.

„Wollen Sie mir nicht in kurzen Worten angeben, wie Sie bei Erziehung meines Sohnes verfahren möchten?"

„Die Methode im Unterrichte zeichnet der Lehrgegenstand bestimmt vor, das Verfahren bei meiner erzieherischen Thätigkeit weiß ich selbst noch nicht."

„Wie? Sie wissen das selbst noch nicht?"

„Ich werde mir von Roland hierin meine Methode geben lassen, denn diese kann nur nach der Natur des Zöglings eingerichtet werden. Gestatten Sie mir ein Bild aus Ihrer Umgebung. Wenn Sie bemerken, daß Ihre Dienerschaft zwischen dem Hause und der Dienerschaftswohnung gern den Weg über ein wohl abgezirkeltes Rasenbeet nimmt, so werden Sie, wenn nur irgend thunlich, diesem Naturweg nachgeben und nicht eigensinnig die Form des Beetes erhalten, so angemessen sie auch nach den Gesetzen der Gartenkunst sein möge. Sie werden den Naturweg in einen freiwillig angelegten verwandeln. Dies ist die Methode,

die durch die Verhältniſſe gegeben iſt. Solche Wege ſind auch in einem Menſchen."

Sonnenkamp lächelte; er hatte in der That nur mit ſchwerer Mühe und ſtrengem Verbot ein in der Mitte des erſten Hofes mit Geſträuchen bepflanztes Beet vor dem Betreten zu wahren geſucht und endlich doch einen Weg dort angelegt.

„Einverſtanden," erwiderte Sonnenkamp. „Aber nach welchen Grundſätzen würden Sie Roland erziehen?"

„Da muß ich etwas weiter ausholen," nahm Erich auf. „Denn wenn auch die Methode der Erziehung ſich nach den Umſtänden richtet, ſo muß doch das Princip derſelben klar erkannt und feſt verfolgt werden. Der große Kampf, der die Geſchichte der Menſchheit und das ganze menſchliche Leben durchzieht, zeigt ſich in der Erziehung des einen Menſchen durch einen Anderen am ſchärfſten; die beiden Mächte treten da als lebendige Perſonen einander gegenüber. Ich möchte ſie kurzweg Individualität und Autorität, oder Geſchichte und Natur nennen."

„Ich verſtehe ... ich verſtehe, fahren Sie fort," entgegnete Sonnenkamp, als Erich ein wenig anhielt in der Beſorgniß, daß er ſich zu ſehr ins Allgemeine verliere.

„Der Erzieher muß die Autorität darſtellen, der Zögling iſt eine werdende Individualität, fuhr Erich fort. „Es iſt alſo fortwährend ein Ausgleich, ein Friedensſchluß zwiſchen beiden kämpfenden Mächten herzuſtellen, der zur Harmonie werden ſoll. Blos individuell erziehen, hieße ein Menſchenkind außerhalb des Lebens ſtellen und um der Freiheit willen ihm die Gemeinſchaft des Daſeins verſagen und erſchweren; ihn blos gegebenen Geſetzen unterthan machen, hieße ihm ſeine angebornen Rechte rauben. Der Menſch bringt ſein Geſetz mit, aber er tritt auch in ein Geſetz ein."

Sich ganz aufrichtend fiel hier Sonnenkamp ein: „So iſt's! So iſt's! Jeder Menſch hat Ahnen, auch der als gemeiner Bürgerlicher Geborene."

Erich fuhr fort:

„Das war der große Irrthum Jean Jacques Rouſſeaus und der franzöſiſchen Revolution, daß man aus Verdruß über die vernunftwidrigen Traditionen glaubte, ein Menſch und ein Zeitalter könne Alles aus ſich allein haben. Der Menſch iſt aber ein Naturprodukt und ein Geſchichtsprodukt, iſt Erbe der ihm

vorgearbeiteten, angesammelten Kraft; Aufgabe der Erziehung ist es nun, die eingeborene und die ererbte Kraft gehörig verwenden zu lehren."

„Wie bringen Sie," fragte Sonnenkamp, „die Erziehung eines Amerikaners in Ihrem System unter?"

„Soll Ihr Sohn Amerikaner bleiben?"

„Warum fragen Sie das?"

„Weil ein großes Erziehungsmittel fehlt, wenn ihm das Bewußtsein der Staatspflicht entzogen bleibt in einem fremden Lande. Soll also Roland sich als Amerikaner fühlen oder als Deutscher?"

„Nehmen Sie an, als Deutscher."

Sonnenkamp war ermüdet von dieser Erörterung, die er eigentlich zu seiner Unterhaltung veranlaßte; dabei hatte er das Mißgefühl, daß, während er dem Fremden zu imponiren gesucht, dieser ihn zu Darlegungen verleitet hatte, die er nur widerwillig gab.

„Verzeihung, gnädiger Herr," unterbrach ein Reitknecht, als eben Erich von Neuem weit ausholen wollte. Sonnenkamp stand rasch auf, sagte, es sei die Stunde seines Ausritts und nickte Erich vornehm herablassend zu, das Weitere auf später vorbehaltend.

Roland kam des Weges und rief:

„Nicht wahr, Vater, ich darf mit Herrn Dournay ausreiten?"

Sonnenkamp willigte ein und ging eiligen Schrittes davon. Er stieg zu Pferde und bald sah man ihn auf einem muthigen Rappen am Ufer entlang die weiße Straße dahinreiten. Er sah gewaltig aus, wie er zu Pferde saß; hinter ihm drein folgte der Reitknecht.

Fünftes Kapitel.

Roland hatte bereits sein Pony und das Pferd für Erich satteln lassen. Die Beiden stiegen auf und ritten zuerst im Schritt durch einen Theil des Dorfes; am Wege stand ein kleines Haus, es war rebenumrankt und die Fensterladen waren geschlossen. Erich fragte, wem das Haus gehöre und warum es verschlossen sei. Roland berichtete, daß es seinem Vater gehöre; hier habe

der franzöſiſche Baumeiſter gewohnt, der die Villa baute, und auch manchmal der Vater, wenn er während des Baues und der Herrichtung von Park und Garten aus der Schweiz und Italien hieherkam.

„Nun ſcharfen Trab," ſagte Erich. „Nimm die Zügel beſſer in die Linke."

Luſtig ſprengten die Beiden Flanke an Flanke dahin. Plötzlich aber ſcheute das Pferd Erichs und bäumte ſich. Roland ſchrie auf, doch Erich beruhigte ihn, rief nur noch: „Ich zwinge ihn!" und tummelte das Pferd mit ſolcher Macht, daß es dampfte und ihm nun willig gehorchte. Er ritt wieder zu Roland zurück und ruhig ritten nun die Beiden neben einander dahin.

„Denke dir," ſagte Roland, „ich ſoll wieder einen Hofmeiſter bekommen."

„Nun? Und du freuſt dich darauf?"

„Ich will keinen."

„Was willſt du denn?"

„Fort will ich, aus dem Hauſe fort — in ein Cadettenhaus! Warum durfte Manna ins Kloſter? Sie ſagen immer, meine Mutter kann nicht eſſen, wenn ich nicht mehr da bin; ſie muß doch auch eſſen, wenn ich Officier bin."

„Du willſt alſo Officier werden?"

„Ja, was denn ſonſt?"

Erich ſchwieg.

„Biſt du auch von Adel?" fragte der Knabe nach einer Weile wieder.

„Nein."

„Möchteſt du es nicht auch werden."

„Das kann man nicht werden."

Der Knabe ſpielte mit der langen Mähne ſeines Pferdes; jetzt ſchaute er zurück und ſah, wie die Fahne vom Thurm herabgelaſſen wurde. Er zeigte das Erich und ſetzte ſtolz hinzu, er werde ſie doch wieder aufhiſſen. Die feinen, plaſtiſch ſchönen und farbloſen, oftmals auch wie übermüdeten Züge des Knaben gewannen Spannung und Farbe; es lag ein kecker Ausdruck auf ſeinem Geſichte.

„Es iſt gut, daß du ſtolz darauf biſt, ein geborner Amerikaner zu ſein," ſagte Erich.

„Du biſt der Erſte in Deutſchland, der mir darin Recht giebt,"

rief der Knabe: „Herr von Prancken und Fräulein Perini spötteln immer über Amerika, du allein — aber verzeih', es ist doch nicht recht, daß ich Sie Du nenne."

„Laß es immerhin dabei, wir wollen gute Freunde sein."

Der Knabe streckte ihm die Hand entgegen und Erich drückte sie mit Wärme.

„Sieh, auch unsere Pferde sind gute Freunde," fuhr der Knabe fort. „Hast du zu Hause auch viele Pferde?"

„Ich habe gar keines, ich bin arm."

„Möchtest du nicht auch reich sein."

„Reichthum ist eine große Kraft!"

Roland sah ihn staunend an. Das hatte mit denselben Worten auch Kandidat Knopf immer gesagt.

Nach geraumer Weile fragte er:

„Dem Namen nach bist du ein Franzose?"

„Nein, ich bin ein Deutscher, meine Voreltern sind nur aus Frankreich eingewandert. — Wie alt warst du, als du nach Europa kamst?"

„Vier Jahre."

„Hast du Erinnerungen an Amerika?"

„Nein, aber Manna hat viele. Ich erinnere mich nur eines summenden Liedes von einem Neger, ich kann's aber nicht mehr zusammenfinden, und Niemand kann mir's vorsingen."

Die Beiden ritten die Bergstraße hinan; das kleine Männchen, das Erich bei der Gartenerde hatte arbeiten sehen, ging am Wege und grüßte ehrerbietig. Sie hielten an und Roland fragte den Nicolas, so hieß das Erdmännchen, warum er jetzt schon nach Hause gehe.

Nicolas erwiderte, er gehe nur über Mittag nach Hause und dann in den Wald, um die neue Erde zu holen, die der Herr Sonnenkamp entdeckt habe; droben im Walde sei eine Quelle, die Eisen enthalte, und da habe Herr Sonnenkamp nachgraben lassen und Eisenerde gefunden; in diese Eisenerde pflanze er nun Hortensien, die fleischfarbenen Pflanzen färben sich dadurch himmelblau. Nicolas konnte nicht genug rühmen, was für ein Mann Herr Sonnenkamp sei, der Alles kenne und Alles verwende, da sei es natürlich, daß man so reich werde, denn die anderen dummen Menschen gehen auf der Welt umher, wo überall Millionen liegen, und kennen sie nicht.

Beſonders rühmte Nicolas eine einfache Methode des Herrn Sonnenkamp, wenn er Obſtkörner ſäete. Er ließ nämlich in die Erde hinein Nadeln vom Wachholderbaum miſchen, dadurch kamen keine Würmer und keine Mäuſe an den Samen.

Im Weiterreiten ſprach Erich davon, wie einſichtige Männer in unſerer ſcheinbar ſchon durchforſchten und ausgebeuteten Welt Neues zu entdecken wiſſen, und er ſchätze es hoch, daß Sonnenkamp die Gartenkunſt mit ſolcher Einſicht zu betreiben wiſſe. Roland richtete ſich in den Bügeln auf; noch nie hatte er ſeinen Vater ſo rühmen hören.

„Haſt du Niemand in der Gegend, den du beſuchen möchteſt?“ fragte Erich.

„Nein — oder doch — den Major, aber der iſt jetzt auf der Burg. Schau, dort oben im Dorfe wohnt der Flurſchütz Klaus, ſie heißen ihn auch den Kriſcher, der hat unſere Hunde — willſt du mit zu ihm? Ich muß ihm doch ſagen, wie ſich die Jungen der Mara befinden; eine Stunde, ehe du kamſt, war er bei mir.“

Erich war gern bereit und in kurzem Trab ritten ſie die mäßige Steigung hinan, dann lenkten ſie abſeits, hielten bei einem kleinen Häuschen an und ſtiegen ab.

Hunde verſchiedener Raſſe kamen heran und ſprangen an Roland empor. Auch Puck ſchien hier Freunde zu haben, er ſpielte mit einem braunen Dachshunde. Aus dem Hauſe kam ein Mann mittleren Alters, er legte die Hand militäriſch grüßend an die Mütze. Er trug die kurze hellgraue baumwollene Jacke, die dem ländlichen Rheinbewohner etwas Freies und Bequemliches zugleich giebt; er rauchte aus einer Porcellanpfeife, auf der eine Himmelfahrt Napoleons in grellen Farben abgebildet war.

Die Art und Weiſe, wie Roland ſeinen neuen Freund dem Kriſcher vorſtellte, zeigte, daß er mit untergeordneten Menſchen in gebieteriſcher Weiſe zu verkehren verſtand.

„Denke dir nur,“ ſagte er zu dem Flurſchützen, „der Herr Hauptmann hat, ohne ſie geſehen zu haben, am Winſeln gleich gewußt, wie alt die Jungen der Mara ſind.“

„Das kann man, und auch von welcher Raſſe ſie ſind,“ erwiderte der Kriſcher; er hatte eine ſehr laute Stimme. „Je nachdem ein Hund von einem geſcheidten oder dummen Geſchlecht iſt,

hat er ein beſonderes Winſeln und Bellen; dumme Menſchen ſchreien und weinen auch ganz anders als geſcheidte."

Er blickte ſchelmiſch auf Erich und hielt die Pfeife eine Weile in der Hand.

Er führte nun die Beiden in die Stube, hier waren viele Vogelbauer und darin Gezwitſcher und Durcheinanderſingen, daß man kaum ſein eigen Wort hörte. Der Kriſcher war ſtolz darauf, Erich erklären zu können, wie er es verſtehe, Käfer und Larven freſſende Vögel an Körnerfutter zu gewöhnen, wie er auch Maden und Mehlwürmer bereite; dann ſchalt er über Roland, der gar keine Freude an der Vogelwelt habe.

„Nein, ich mag keine Vögel," beſtätigte der Knabe.

„Und ich weiß warum," ſagte Erich.

„Das weißt du?"

Du haſt wahrſcheinlich keine Freude an Thieren, die du nicht beſitzen kannſt, wenn ſie in der Freiheit ſind, und gefangen magſt du ſie auch nicht. Die Hunde ſind dir lieber, ſie ſind in der Freiheit und halten doch zu uns."

Der Kriſcher nickte Erich zu, wie wenn er ſagen wollte: Du biſt nicht auf den Kopf gefallen.

„Ja, ich habe euch lieber!" rief Roland, der zwei junge Hühnerhunde auf dem Schooße hatte, während ihre Mutter daneben ſtand, den Kopf an ſeine Seite drückte und alle Hunde ſich an ihn herandrängten.

„Neid und Eiferſucht," ſagte Erich, „iſt doch die erſte Eigenſchaft der Hunde. Sobald man den einen ſtreichelt, wollen die anderen auch etwas davon haben."

„Dort iſt einer, der kümmert ſich nichts drum," lachte der Kriſcher.

In der Ecke lag ein kleiner brauner Hund, der nur manchmal aufblinzelte. Erich ſagte, daß das dem Ausſehen nach ein Fuchshund ſein müſſe.

„Hat Recht, er verſteht die Hunde!" rief der Kriſcher zu Roland gewendet. „Hat Recht! Den Waldmann hab' ich aus einer Fuchshöhle, und er iſt und bleibt ein ungutmüthiges Thier, dem nicht zu trauen iſt; man mag ihm geben, was man will, er wird nie dankbar und anhänglich."

Der in der Ecke liegende Hund blinzelte nur einmal auf und

ſchloß die Augen wieder, wie wenn er ſich um das Gerede der Menſchen gar nicht kümmere.

Roland zeigte nun Erich ſeine Frettchen, er that ſie aus dem Käfig, und ſie ſchienen ihn zu kennen. Das eine goldgelbe bezeichnete er als einen durchtriebenen zähen Racker; er hatte ihm den Namen Buchanan gegeben. Den Namen des andern wollte er nicht nennen; es hieß eigentlich Knopf. Jetzt aber ſagte er nur, daß er es Magiſter nenne, denn es beſinne ſich immer lange, bis es in die Höhle gehe, und ziehe die Lefzen, als ob es eine lange Predigt halten wolle.

Man ging in den Garten und der Kriſcher zeigte Erich ſeinen Bienenſtand.

Zu Roland gewendet, ſagte er:

„Ja, Roland, Ihres Vaters Blumen thun meinen Bienen wohl; wenn die guten Thierchen nur nicht ſo weit fliegen müßten bis in euren Garten hinunter. Was thut's? Ich laſſe mein Vieh ſich auf fremder Weide nähren, und ſo weit iſt es doch noch nicht in der Welt, daß die Reichen den Bienen des armen Mannes verbieten können, Honig aus den Blumen zu ſaugen."

Es war ein ſcharfer Blick, der aus ſeinen Augen ſchoß, als er dies ſagte; der ganze Ingrimm des Armen gegen den Reichen zuckte darin auf.

Der Kriſcher klagte, daß Sonnenkamp ſo viele Nachtigallen hege. Sie ſingen freilich ſchön, aber ſie freſſen den Bienen den Honig, das heißt die Bienen ſelbſt, ſammt dem Honig. Die Nachtigall, die alle Menſchen ſo gern haben, iſt ein grauſamer Bienenmörder.

„Ja," entgegnete Erich, „die Nachtigall weiß nicht, daß die Bienen Honig geben, und ſie frißt die Thiere überhaupt nicht uns zuliebe, ſondern ſich zuliebe."

Der Kriſcher ſah bald Erich, bald Roland an.

Roland fragte, wie weit der Greif dreſſirt ſei. Er erhielt die Antwort, er werde gut auf den Mann gehen, ſei aber noch zu wild, ſein Sprung noch nicht regelrecht, doch packe er ſchon an. Roland wünſchte das zu ſehen; der Taglöhner jedoch, der die Probe an ſich machen ließ, war nicht zu Hauſe. Roland erzählte, daß Nicolas heimgegangen ſei, der würde ſich auch dazu bereit finden laſſen. Er ging ſelbſt und holte den Nicolas.

Als Roland weggegangen war, faßte der Krischer schnell die Hand Erichs und sagte:

„Ich helfe Ihnen, Sie sollen ihn kriegen; ich kann Ihnen den Burschen geschickt in die Hand geben."

Erich sah staunend drein, und der Krischer fuhr fort, ihm zu erklären, daß er wohl wisse, warum Erich gekommen sei, und wer es verstünde, könne aus Roland einen tüchtigen Mann machen. Er deutete mit verschmitztem Blicke an, daß Erich ihm wohl auch einmal dankbar sein würde, wenn er ihm zu der Stelle verhelfe.

Noch ehe Erich etwas erwidern konnte, kam Roland mit Nicolas zurück, der sich nun ein Polster über den Nacken binden ließ und sich am Gartenzaun aufstellte, mit beiden Händen die Latten festhaltend. Ein großer Neufundländer Hund wurde aus einer Hütte herausgeholt, er sprang ungeschickt hin und her, aber auf einen Pfiff des Krischers stellte er sich hinter ihn.

Nun rief der Krischer:

„Greif ... faß! ... Auf den Mann!"

Im Sprunge jagte der Hund durch den Garten nach dem Männchen, das am Zaune stand, sprang an ihm empor, biß in das Polster am Nacken und zerrte das Männchen bis es niederfiel, dann stellte er ihm die rechte Vorderpfote auf die Brust und schaute zum Krischer zurück.

„Bravo! Bravo! Sehen Sie, das ist ein wahrer Satan!"

„Hast Recht!" rief Roland. „Satan! das ist der rechte Name. So soll er heißen! Satan! Nun sollen sie in der ganzen Gegend mich fürchten."

Erich stimmte dem Krischer bei, daß man einem Hunde, der schon alle Zähne habe, nicht den Namen ändern dürfe.

„Gewiß," wiederholte der Krischer, „ein Hund, dem man den Namen ändert, verliert seinen Appell."

„Uebrigens," fügte Erich noch hinzu, „ist es ganz falsch, einen Hund so zu nennen. Ein Rufname für einen Hund sollte wo möglich einsilbig sein und ein E enthalten; ein E ruft sich leicht laut."

„Sie sind ein großer Gelehrter; so einer ist mir noch gar nicht vorgekommen, Sie wissen ja Alles," erging sich der Krischer in Lobpreis und zwinkerte dabei halb verstohlen.

Satan — denn Roland beharrte dabei, daß der Hund nun so heiße — ließ sich von dem am Boden liegenden Männchen

nicht wegbringen, obgleich Roland und der Kriſcher wiederholt riefen. Das war nicht in der Ordnung. Erſt als ihm der Kriſcher die Peitſche zeigte, ließ er ab.

Roland ſchenkte dem Nicolas ein Stück Geld, er bedankte ſich ſehr unterwürfig und wünſchte nur, daß er täglich dreimal ſich ſo vom Hunde niederwerfen laſſen könnte. Erich ſchaute nachdenklich zu. Die Welt, die ſich einem reichen Knaben ſo zur Verfügung ſtellt, wie ſoll er ſie lieben, für ſie arbeiten und wirken lernen?

Als die Beiden die Hütte verließen, gab ihnen der Kriſcher mit einem ganzen Rudel Hunde ein Stück Weges das Geleit. Sie führten die Pferde am Zügel, und der Kriſcher hielt ſich ausſchließlich zu Erich; er kramte ſeine ganze Weisheit aus, wie er die Hunde zu erziehen verſtehe.

Er ſchien in ſchelmiſcher Weiſe auch Erich unterrichten zu wollen, indem er ſagte: erſt, wenn ein Hund ſich richtig tragen kann und nicht mehr über ſeine eigenen Glieder ſtolpert, könne man etwas mit ihm anfangen. Eine Hauptſache ſei aber, man dürfe mit einem Hunde nicht viel ſprechen, lauter kurze Worte müſſe man haben, geh! komm! hier! — nur keine langen Reden. Man dürfe ihn nicht gewöhnen, daß er meine, er ſei was, ganze Tage müſſe man ihn gehen laſſen; wenn er freundlich ſein wolle, es nicht annehmen; denn ſowie man ſich zu viel mit dem Hunde abgebe, werde er beſchwerlich. Wenn ein Hund vor Einem Reſpect haben ſolle, dürfe man auf der Jagd nicht fehlen, beſonders wenn man ihn zum erſtenmale mitnimmt; hat man was geſchoſſen, das der Hund holen kann, ſo wird er anhänglich und treu; ſchießt man vorbei, ſo hat er keinen Reſpect und kriegt ihn nie.

„Kennen Sie den Herrn Knopf?“ fragte der Kriſcher. Erich verneinte.

„Ja, der Herr Knopf,“ rief der Kriſcher, „er hat mir hundertmal geſagt, die Schulmeiſter ſollten alle bei mir in die Lehre gehen. Die Hunde und die Menſchen ſind ganz gleich. Die Hunde ſind nur ehrlichere Hunde und laſſen ſich dreſſiren und beißen nur da, wo der Herr es ihnen befiehlt.“

Erich ſah den Mann ſtaunend an, in welchem eine räthſelhafte Bitterniß war. Und gerade dieſer Mann war der Freund des Knaben!

Der Krischer schmunzelte, da Erich sagte, daß die Thiere etwas vom Verstande der Menschen annehmen, mit denen sie umgehen.

Als man, auf der Ebene angelangt, Abschied nahm, führte der Krischer Roland beiseite und sagte:

„Sie Sausewind, alle Ihre bocksteifen Pfarrer und Schulmeister sind nichts gewesen. Das wäre ein Mann! Solch einen Mann sollte Ihr Vater kaufen, dann könnte etwas aus Ihnen werden. Aber freilich, der ist für all euer Geld nicht zu haben!"

Der Krischer sagte dies scheinbar nur zu Roland, aber Erich mußte es auch hören, denn er sollte ja wissen, daß er dem Krischer dankbar zu sein habe.

Als man eben aufstieg, sagte der Krischer noch:

„Wissen Sie denn auch, daß Ihr Vater jetzt den ganzen Berg da kauft? Arrondiren heißen sie das! Verfluchtes Arrondiren! Ihr Vater fragt noch: was kostet der Rheingau? Und kauft ihn." Knirschend fügte er hinzu:

„In hundert Jahren gehört von all den Weinbergen keine Handbreit mehr Denen, die da harken und graben. Muß das sein? Darf das sein?"

Erich antwortete nicht und ließ auch Roland zu keiner Antwort kommen.

Im frischen Trabe ging es nun nach der Villa zurück. Erich war entschieden.

Sechstes Kapitel.

Als Erich und Roland von ihrem Ritt zurückkehrten, hörten sie, daß Herr von Prancken angekommen sei. Auch der Koffer Erichs war bereits auf dessen Zimmer gebracht. Der Kammerdiener Joseph stellte sich Erich als Sohn des Anatomie-Dieners auf der Universität vor; er erzählte, daß der Vater Erichs ihm eine französische Grammatik geschenkt habe, aus welcher er in den Pausen als Billardjunge des akademischen Casino auswendig lernte.

Joseph half Erich bei seiner Einrichtung und gab ihm dabei Nachricht von der Ordnung des Hauses, wozu nun zunächst gehörte, daß man sich vor der Mittagstafel, die als ein Höhepunkt des Tages angesehen wurde, festlich gekleidet im Sommer im Pleasurground und im Frühling in Nizza einfand. So wurde

nämlich ein gewölbter an der Terraſſe gelegener Gang genannt, wo die Sonne am kräftigſten wirkte.

Erich legte die Uniform ab, und als er in den gewölbten Gang kam, traf er Prancken im Auf- und Niedergehen mit Fräulein Perini. Prancken näherte ſich ihm mit einem verbindlichen Lächeln, das ebenſo ſchnell in ſeinem Geſichte erſchien, als es ſchnell verſchwand. Im Bewußtſein ſeines Ranges und ſeiner geſellſchaftlichen Stellung konnte er eine Höflichkeit an den Tag legen, in der man ſogar einen gewiſſen Gemüthston wahrnehmen mochte. Bei einer Biegung geſellte er ſich wieder zu Fräulein Perini und ſetzte Spaziergang und Geſpräch mit ihr fort.

Jetzt kam Roland daher, der ſich ebenfalls umgekleidet hatte; es war dem Knaben auffallend, nun Erich in bürgerlicher Kleidung zu ſehen.

„Heißt deine Schweſter Manna?“ fragte Erich.

„Ja, eigentlich Hermanna, aber ſie wird immer Manna genannt. Haſt du etwas von ihr gehört?“

Erich konnte nicht erwidern, daß von Prancken und Fräulein Perini der Name oft genannt war, denn eben kam Herr Sonnenkamp in ſchwarzem Geſellſchaftsanzuge, weißer Halsbinde und tadelloſen gelben Handſchuhen. Er grüßte ermunternd nach allen Seiten. Nie war Herr Sonnenkamp heiterer, nie elaſtiſcher als in der Viertelſtunde vor der Mittagstafel.

Man ging nach dem Speiſeſaale, einem kühlen, viereckigen, gewölbten Gemache, das von Oberlicht beleuchtet war. Die geſchnitzten eichenen Möbel waren hier äußerſt kräftig. Ein großes, mit ſchönen alten Becken und venetianiſchen Gläſern geziertes Büffet zeigte reichen Silbervorrath. In der ganzen Gegend war aber die Fabel verbreitet, daß Herr Sonnenkamp nur von goldenen Tellern ſpeiſe.

Nach einer Weile wurden die Flügelthüren geöffnet, zwei Diener in der kaffeebraunen Livree des Hauſes ſtanden wie Wachen hüben und drüben an den Pfoſten und Frau Ceres ſchritt herein wie eine Fürſtin. Auf der Schwelle verbeugte ſie ſich, allerdings etwas ſteif. Prancken ging ihr entgegen und führte ſie zu Tiſche.

Für jeden Gaſt ſtand ein Diener bereit, der den Stuhl hinrückte, während man ſich zum Setzen niederließ. Fräulein Perini ſtand hinter ihrem Stuhl, ſtemmte die Arme auf die Lehne, hielt das Perlmutterkreuz mit gefalteten Händen, betete, machte das

Zeichen des Kreuzes und setzte sich. Der Kammerdiener Joseph, der abseits bei dem mit Flaschen besetzten Tische stand, hatte nur das Amt eines Mundschenks und er hatte ein scharfes Auge für leere Gläser, die er alsbald füllte.

Frau Ceres behielt während des Essens ihre buttergelben Handschuhe an. Sie wartete bei jedem Gericht, bis Herr Sonnenkamp sagte:

„So genieße doch etwas, liebes Kind — ich bitte."

In der Art, wie er sie aufforderte, war ein doppelter, schwer zu bestimmender Ton; es klang manchmal wie Zuruf und Augenwink eines Thierbändigers, der einem gezähmten Wild gestattet, die vor ihm liegende Speise zu verzehren; es klang aber auch, wie wenn man ein trotziges Kind bittet. Frau Ceres aß nur etwas Geflügel und Süßigkeiten.

Prancken benahm sich bei Tische als der anerkannte Ehrengast, der die Verpflichtung hat, sich dem Wirthe gefällig und mittheilsam zu erweisen. Er erzählte vom Mannheimer Pferdemarkte, von welchem er heute früh mit dem Genossen zurückgekehrt war; er hatte zum herbstlichen Wettrennen eine Schimmelstute gekauft, die er mit freundlichem Erbieten Herrn Sonnenkamp überlassen wollte. Er wußte aber auch Frau Ceres zu unterhalten. Sie hatte eine besondere Abneigung gegen die Familie des Weincavaliers, die sich sehr zurückhaltend gegen das Haus Sonnenkamp benahm. Nun erzählte er einige lächerliche Großthuereien des Weincavaliers, dem er sich doch angeschlossen hatte. Daneben verstand er auch die Redeweise verschiedener Menschen nachzuahmen und Zierlichkeiten vorzubringen, die in das müde Antlitz der Frau Ceres eine Spannung, ja oft ein Lächeln brachten.

Die Unterhaltung wurde in italienischer Sprache geführt, die Prancken ziemlich gut zu sprechen verstand, die aber Erich nicht geläufig war.

Frau Ceres mochte es für ihre Pflicht halten, den Fremden nicht ganz unbeachtet zu lassen; sie fragte ihn in englischer Sprache, ob er noch Eltern habe.

Mit ersichtlicher Gönnerschaft übernahm es Prancken, den Vater Erichs und die Mutter zu schildern; er that dies mit besonderer Freundlichkeit und verweilte mit Nachdruck dabei, daß Erichs Mutter eine Dame von altem Adel sei.

„Dem Namen nach sind Sie eigentlich ein Franzose?“ fragte Fräulein Perini.

Erich wiederholte, daß seine Vorfahren vor zwei Jahrhunderten in Deutschland eingewandert seien; er fühle sich vollkommen als Deutscher und freue sich, von den Hugenotten abzustammen.

„Was ist denn Hugenotten? — Ach ja, das wird ja gesungen!“ rief Frau Ceres, sich kindisch freuend, daß sie das wußte.

Die Tischgenossen mußten an sich halten, um nicht laut zu lachen.

„Warum heißt man sie eigentlich Hugenotten?“ fragte Roland, und Erich erwiderte:

„Einige meinen, die Bezeichnung stamme daher, weil sie im Geheimbunde ihre religiösen Zusammenkünfte bei Tours nur um Mitternacht halten durften, wo der Geist König Hugos umgehen sollte; Andere sind der Ansicht, daß es ein deutsches Wort ist, Eidgenosse heißt, und nur von den Franzosen in Hugenotte verwandelt wurde.“

„Sie scheinen stolz darauf zu sein, von den Hugenotten abzustammen?“ fragte Sonnenkamp.

„Ich möchte stolz nicht als das eigentliche Wort wählen,“ entgegnete Erich. „Ein tyrannischer König vertrieb die Hugenotten aus Frankreich und sie wurden wie die Juden zu lebendigen Bestandtheilen verschiedener Völkerschaften . . .“

„Es ist sehr bescheiden von Ihnen,“ unterbrach Prancken, „daß Sie die Hugenotten, die meist vornehme Geschlechter waren, mit den Juden in Parallele setzen.“

„Ob meine Vorfahren vornehm waren, betrachte ich als gleichgültig,“ entgegnete Erich, „sie widmeten sich bürgerlichen Gewerben, und meine Ahnen zunächst sind Goldschmiede gewesen. Die Vergleichung mit den Juden aber muß ich doch aufrecht halten. Jede um ihres Glaubens willen in die Fremde vertriebene und zerstreute Genossenschaft ist darauf hingewiesen, über aller Nationalität immer die Einheit der Menschheit im Auge zu halten und mit aller Kraft gegen jeden Fanatismus und jede Ausschließlichkeit zu wirken. Es giebt keine allein selig machende Religion und keine allein menschlich schön machende Nationalität.“

Prancken und Fräulein Perini sahen einander verwundert an, Frau Ceres wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und Sonnenkamp schüttelte den Kopf über den Gast, der mit Gewalt-

ſamkeit in das leichte Tiſchgeſpräch hinein ſeine weltgeſchichtlichen Ideen mengte.

„Sie müſſen mir das einmal näher auseinanderſetzen," ſuchte er abzulenken.

Roland fragte:

„Ludwig der Vierzehnte, der deine Ahnen vertrieben hat, iſt das derſelbe, der auch die Burgen hier am Rhein zerſtörte?"

„Allerdings."

Das Tiſchgeſpräch ſchien von einem Punkte, der es ſchwerfällig machte, nicht wegzukommen, aber es wurde plötzlich abgelenkt, denn eine ſcharfgewürzte Speiſe wurde aufgetragen. Roland wollte davon eſſen, der Vater wehrte es ihm. Die Mutter dagegen rief plötzlich mit heftigem Tone:

„So laß ihn doch genießen, was er mag!"

Ein Blick aus Erichs Augen traf Roland, und der Knabe legte den Biſſen, den er eben zum Munde führen wollte, nieder und ſagte:

„Ich will es doch lieber laſſen."

Die Tafel wurde aufgehoben. Fräulein Perini betete wieder leiſe. Alles ſtand ſtill, die Diener rückten ſchnell die Stühle hinter den Aufgeſtandenen weg und man ging nach der Veranda, um den Kaffee einzunehmen.

Frau Ceres gab einem ſchneeweißen Papagei ein Biscuit und der Papagei rief: „God bless you, massa!" Dann ließ ſie ſich in einen Lehnſeſſel nieder, Prancken ſetzte ſich auf ein niederes Tabouret, er ſaß ihr faſt zu Füßen.

Fräulein Perini wählte einen Platz, der nahe genug war, um, wenn es gewünſcht wurde, an dem Geſpräche theilzunehmen, und doch wieder entfernt genug, um Frau Ceres mit Prancken allein reden zu laſſen.

Sonnenkamp winkte Erich, mit in den Garten zu gehen. Roland ſchloß ſich ungeheißen an.

Ein Diener kam und meldete, daß der Feldhüter Klaus bei den neugebornen Hunden ſei, der junge Herr werde gebeten, auch dahin zu kommen.

„Ich erlaube dir, daß du hingehſt," ſagte der Vater.

„Ich möchte aber lieber bei euch bleiben," erwiderte Roland.

Es lag etwas kindlich Anſchmiegendes in Ton und Geberde und er faßte dabei die Hand Erichs.

„Wenn dein Vater ſagt, du darfſt gehen, ſo ſollſt du gehen," ſagte Erich.

Roland ging mit zögernden Schritten.

Siebentes Kapitel.

Sonnenkamp und Erich gingen nach dem Park.

Zwei Menſchen wandelten hier im Gleichſchritt beim Landhaus am Rhein und ſie waren doch ſo getrennt und verſchieden. Sonnenkamp hatte ſich mit kühnem Muthe und rückſichtsloſer Willenskraft vom Weltbeſitze angeeignet, was er habhaft werden konnte; er wollte nun in Ruhe genießen und Alles ſeinem Egoismus unterthan halten. Erich dagegen hatte nur geſtrebt und gearbeitet, die Welt in der Erkenntniß zu durchdringen und für die Mitlebenden zu wirken. Auf jeden Anruf gab er ſein volles Denken preis. Er glaubte noch, die Menſchen wollten im Geſpräche etwas gewinnen, wollten klarer werden und nicht blos die Zeit vertreiben, und ſo gab er in der Erregung des Augenblicks ſich ſtets ganz und frei in der vollen Naivetät der Hingebung, Verkennung und Vorwurf der Eitelkeit nicht achtend.

So erging er ſich nun auch in der Ausführung, welch ein Glück es ſein müſſe, hier im ruhigen Hauſe am bewegten Strome, in ſich gehalten in die weite Welt zu wirken.

Sonnenkamp hörte geduldig zu, aber innerlich triumphirte er über den Schwärmer. Da ſitzen die Gelehrten im kleinen Univerſitätsſtädtchen, und weil ſie keine Welt vor ſich ſehen, leben ſie im Phantaſiegebilde der Menſchheit und erſcheinen ſich ſelber als höchſt wichtige Weltregierer.

Leiſe pfiff Sonnenkamp vor ſich hin, ſo leiſe, daß Niemand außer ihm dies Pfeifen hörte; ja, er wußte ſeine Lippen ſo zu ſtellen, daß man ihm nicht anſah, daß er pfeife.

An einer Erhöhung ſetzte er ſich und wies auch Erich einen Stuhl an.

„Sie müſſen bemerkt haben," ſagte er, „daß Fräulein Perini ſtreng katholiſch iſt, und unſer ganzes Haus gehört zur Kirche. Ihre Confeſſion iſt für mich indeß kein Hinderniß. Nun aber" — er beugte ſich vor, legte beide Hände auf die Kniee und ſah

Erich ſcharf an — „nun aber — kurz die Hauptfrage: wie glauben Sie, daß ein Knabe, der bereits weiß, daß er ſich für keinerlei Erwerb zu bethätigen hat, ja, daß er einſtmals eine — oder ſagen wir, mehrere Millionen beſitzen wird — wie glauben Sie, daß ſolch ein Knabe erzogen werden kann?"

„Darauf könnte es nur Eine beſtimmte Antwort geben."

„So?"

„Die Antwort wäre einfach: er kann gar nicht erzogen werden."

„Wie? Gar nicht?"

„Ja. Das große Unbekannte, das Schickſal allein kann ihn erziehen. Was wir thun können, iſt weiter nichts, als ihn gewöhnen, die ihm gewordene Kraft gehörig zu regieren und zu verwenden."

„Regieren und verwenden," murmelte Sonnenkamp vor ſich hin; „das hört ſich gut. Sie beſtätigen mir eine Wahrnehmung. Nur ein Soldat, nur ein Mann, der natürlichen Muth ſich erzogen und gebildet hat, kann in unſerer Zeit noch Bedeutſames leiſten; mit Predigten und Büchern bewirkt man nichts, bezwingt man nicht die alte und ſchafft nicht eine neue Welt."

Mit einem veränderten, faſt unterwürfigen Tone fuhr Sonnenkamp fort:

„Ich ſehe ſchon, ich ſelbſt werde vielleicht noch mehr bei Ihnen lernen, als Roland. Alſo bitte, wie würden Sie — denken Sie ſich als Vater in mein Verhältniß — wie würden Sie Ihren Sohn erziehen?"

„Ich glaube," erwiderte Erich, „daß die Phantaſie ſich Vieles ausdenken kann, aber eine geheime Naturbeziehung kann nur erfahren, nicht ausphantaſirt werden. Laſſen Sie mich alſo von meinem Standpunkte als Fremder antworten."

„Gut."

„Mein Vater war Prinzenerzieher und ich glaube, ſeine Aufgabe war leichter."

„Leichter? Und warum?"

„In einem Prinzen wird ſchon früh das Bewußtſein der Pflicht erweckt; jede Minute wird ihm der Stolz, aber auch die Verpflichtung gegeben, daß er ſich als Prinz zu benehmen habe. Die Repräſentation, in der die Fürſtlichkeiten ſo Erſtaunliches leiſten, erſcheint von früh an als Pflicht und wird zur Lebensgewohnheit."

Sonnenkamp lehnte ſich wieder zurück und ließ ſich die Darlegungen Erichs munden wie einen ſeltenen Leckerbiſſen. Der Mann ſoll nur ſich in Phantaſien ergehen, derweil er nicht den Stuhl, auf dem er ſitzt, nicht den Fußbreit Erde, auf dem er ſteht, ſein eigen nennt.

„Fahren Sie fort," ſagte er.

„Es mag lächerlich erſcheinen," nahm Erich wieder auf, „es iſt aber von Bedeutung, daß ein Prinz ſchon in der Wiege einen militäriſchen Rang erhält. Zur Vernunft erwacht, ſieht er dann den Vater immer unter dem Gebote der Pflicht. Ich will damit keineswegs beſtreiten, daß dieſe Pflicht oft ſehr leicht genommen, ja ganz vernachläſſigt wird; aber ein gewiſſer Schein der Pflicht muß immer gewahrt werden. Bei einem reichen Manne hingegen ſieht das Kind die Pflicht, die der Reichthum auferlegt, nicht ſo gebietend vor Augen; es ſieht Wohlthätigkeit, Gemeinnützigkeit, Kunſtpflege, Gaſtlichkeit, das Alles erſcheint aber als freies perſönliches Belieben."

„Sie kommen alſo auch auf die hiſtoriſche Verpflichtung?" verſetzte Sonnenkamp, ohne weiter zu erklären, was er damit meinte, vielmehr wußte er Erich zu immer weiteren Darlegungen zu ermuntern.

Er hatte ſich vorgeſetzt, Erich nur auszuforſchen, nur eine neue Art des Genuſſes zu haben, einen gelehrten Idealiſten ſich ausreden zu laſſen; er hatte ſeine beſondere Luſt daran, daß Erich dies Alles nur zu ſeinem Vergnügen thun ſollte; er empfand eine gewiſſe Freude, ſich auch einmal im Land der Ideale umzuſchauen — es ſah recht ſauber darin aus, aber nur für eine Stunde, für einen halben Tag. Unverſehens jedoch ſah er ſich in lebhaftes Intereſſe verſetzt; er fühlte, daß mit Erich ein gegenſätzliches, ja ein feindliches Element in ſein Haus eintreten würde. Aber war es nicht vielleicht angemeſſen, den Sohn dieſe gelehrte Idealwelt kennen und überwinden zu laſſen?

„Wiſſen Sie," fragte Sonnenkamp nachdenklich, „was man am meiſten wünſcht und was man nicht kaufen kann?"

Erich ſchüttelte den Kopf und Sonnenkamp fuhr fort:

„Gottvertrauen! Da hat man vorgeſtern einen armen Winzer begraben; mein halbes Vermögen gäbe ich darum, wenn ich ihm ſein Gottvertrauen für meine letzten Lebensjahre hätte abkaufen können. Ich wollte es dem Doctor nicht glauben, aber es iſt

wahr, der Winzer war ein Lazareth von Krankheiten und bei allen Schmerzen ſagte er beſtändig: mein Heiland hat noch ſchwerer leiden müſſen und Gott wird ſchon wiſſen, warum er mir das anthut. — Ich wünſchte, daß Sie im Stande wären, meinem Sohne ein Aehnliches zu geben, ohne ihn zum Frömmler oder Pfaffenknecht zu machen."

„Ich glaube, wir können das Gleiche gewinnen in dem Bewußtſein, uns nach Maßgabe unſerer Kraft und in Uebereinſtimmung mit dem Wohle unſerer Mitmenſchen zu bethätigen."

Man ſah in einem Seitengange Prancken und Fräulein Perini auf- und abwandern und Sonnenkamp ſagte, auf dieſelben deutend:

„Ihr Freund Prancken verſteht es ſehr gut, mit Fräulein Perini zu verkehren."

Erich erklärte, daß er nicht das Recht habe, ſich einen Freund Pranckens zu nennen; ſie ſeien in der Cadettenſchule und in der Garniſon mit einander bekannt geworden, hätten aber nie in ihren Geſinnungen übereingeſtimmt und ſein Streben ſei ein ganz anderes, als das eines Majoratsherrn; er erkenne die Güte, mit der Prancken ihm den Eintritt in das Haus Sonnenkamp erleichtert, aber die Wahrhaftigkeit gehe über Alles.

Sonnenkamp pfiff wiederum unhörbar; er war offenbar erſtaunt über dieſe Freimüthigkeit; es kam ihm der Gedanke, daß Erich ein verſchlagener Diplomat ſei, denn er betrachtete es als eine Haupteigenſchaft der Diplomatie, keinerlei Gebundenheit durch Dankverpflichtung zu erkennen. Dieſer Mann iſt entweder der edelſte Schwärmer oder der abgeſeimteſte Weltling, dachte er.

Als man jetzt Prancken und Fräulein Perini begegnete, begrüßte Sonnenkamp den Baron mit großer Herzlichkeit und faßte ihn unter den Arm.

Erich ging mit Fräulein Perini. Dieſe hatte ſtets eine kleine feine Handarbeit. Mit kaum ſichtbaren Inſtrumenten und feinem Zwirn brachte ſie mit überraſchender Schnelligkeit eine Spitzenguirlande zuwege. Erich gab ſeine beſondere Freude an der zierlichen Arbeit kund, die ſie Occhi nannte. Uebrigens ſtand ſofort, als wär's ein geſchriebener Vertrag, zwiſchen den Beiden feſt: wir werden uns möglichſt vermeiden, und wenn wir doch in denſelben Kreis geſtellt ſind, uns verhalten, als ob wir nicht mit einander auf der Welt wären.

Achtes Kapitel.

Während Erich mit dem Vater im Garten war, saß Roland mit dem Krischer bei den jungen Hunden. Der Krischer fragte, ob es bereits fest sei mit dem Hauptmann. Roland verstand nicht, was er wollte; der Krischer lachte in sich hinein, er kann sich noch einen doppelten Vortheil verschaffen.

„Was krieg' ich von Ihnen," fragte er mit verschmitzt lauerndem Blick, „wenn ich mache, daß der Hauptmann bei Ihnen bleibt als Kamerad und Lehrer? — Hu!" unterbrach er sich, „Sie machen ja ein Gesicht wie die Hunde, wenn ihnen zum Erstenmal die Augen aufgehen. — Nun reden Sie — was krieg' ich?"

Roland antwortete nicht.

Jetzt kam auch Joseph in den Stall. Er schilderte die Eltern Erichs als wahre Heilige und zuletzt schloß er:

„Sie können stolz sein, Herr Roland, der Vater Erichs hat den Prinzen erzogen und der Sohn erzieht nun Sie."

Noch immer konnte Roland nicht antworten. Er ging davon und sah den Vater und Erich beisammen sitzen, er zürnte auf Erich. Warum hat er denn nicht gleich gesagt, wer er ist? Aber schnell überwand er das wieder. Zutraulich schmiegte er sich an Erich und sein Blick sagte: ich weiß, wer du bist.

Erich verstand diesen Blick nicht.

„Jetzt haben dich die Andern genug gehabt, jetzt geh' mit mir," bat Roland.

Er geleitete Erich auf sein Zimmer, er schien nur zu warten, daß Erich sprechen würde, dieser aber hätte den Knaben gern gebeten, ihn allein zu lassen. Wie eine schwere Last legte es sich ihm auf die Seele, daß, wer sich in Dienstbarkeit begiebt, vor Allem aber, wer den Anschluß einer jungen Seele aufgenommen, die er bilden, halten und führen soll, kein Leben für sich hat, nicht müde sein, nicht sagen darf: jetzt laß mich mir. Er muß immer bereit, immer gewärtig, immer für einen Andern da sein.

Roland war traurig, da er das müde Antlitz Erichs sah.

Ein Diener kam und meldete, daß die Wagen zur Ausfahrt angespannt wären.

Erich erschrak. Was ist denn das für ein Leben? Im Garten lustwandeln, ausreiten, ausfahren, essen, dann wieder ausfahren,

ſich vergnügen — wie ſoll man da ein inneres Leben wahren und zuſammenhalten? Wie ſoll es da möglich ſein, eine junge Seele in einer beſtimmten Richtung, einer ſtetig ſich fortentwickelnden Stimmung zu erhalten?

Er ging mit Roland in den Hof und bat, ihn von der Ausfahrt zu befreien, er habe das Verlangen, einige Stunden allein zu ſein.

Herr Sonnenkamp ſagte, daß er ſeinen Gäſten keinerlei Zwang auferlege; Prancken und Fräulein Perini wechſelten ſchnelle Blicke, in denen eine Schadenfreude zu liegen ſchien, daß Erich durch Eigenwilligkeit ſich eine Blöße gab.

Roland ſagte, er wolle zu Hauſe bei Erich bleiben, aber Prancken entgegnete mit triumphirendem Ton:

„Herr Dournay will allein ſein, und wenn Sie bei ihm bleiben, lieber Roland, iſt der Herr ja nicht allein.“

Er ſagte das Wort „der Herr“ mit einem eigenthümlich ſchnarrenden Tone.

Man ließ nun den zweiten Wagen zurück. Fräulein Perini, Prancken und Roland ſtiegen ein. Sonnenkamp ſetzte ſich auf den Bock; er lenkte gern ſelbſt vier Pferde vom Bock.

Frau Ceres war ebenfalls zurückgeblieben. Erich ſah die Geſellſchaft davonfahren, dann kehrte er in ſein Zimmer zurück.

Ein Gefühl vor Allem kräftigte ihm die Seele und machte ihm das Herz frei: er war der Wahrhaftigkeit treu geblieben — und ſo ſoll es immerdar ſein. Die Wahrhaftigkeit iſt jene Mutter Erde, auf der feſtſtehend der ringende Geiſt nicht zu beſiegen und niederzuwerfen iſt.

Ein Diener trat ein und meldete: Frau Ceres wünſche ihn zu ſprechen.

Die Sonne war untergegangen, ein glühender Duft lag weit hinaus auf Thal und Strom und über den Bergen, als Erich mit dem Diener ging und vom Hausflur hinausſchaute ins Weite.

Er wurde durch mehrere Gemächer geführt. Im letzten, in dem eine brennende Ampel von mattem Glaſe hing, hörte er eine Stimme, die rief:

„Ich danke Ihnen. — Setzen Sie ſich.“

Er ſah Frau Ceres auf einem Divan liegen, vor ihr ſtand ein großer Lehnſtuhl.

„Ich bin Ihnen zulieb zu Hauſe geblieben,“ begann Frau Ceres; ſie hatte eine zarte ängſtliche Stimme.

Erich wußte nicht, was er antworten ſollte. Plötzlich richtete ſie ſich auf und fragte:

„Sie kennen meine Tochter?“

„Nein.“

„Nicht ich bin die Veranlaſſung, daß ſie Nonne wird — nein, nicht ich — glauben Sie das ja nicht!“ Und ſich wieder in die Kiſſen zurücklegend, fuhr Frau Ceres fort:

„Bleiben Sie nicht bei uns, Herr Hauptmann — ich warne Sie. Ich habe gar nichts gelernt — er hat mich nichts lernen laſſen — aber bleiben Sie nicht bei uns, wenn Sie ſonſt in der Welt unterzukommen wiſſen. Warum wollen Sie denn in dies Haus eintreten?“

„Weil ich glaubte, Ihrem Sohne ein guter Führer werden zu können.“

„Ich bin nicht gelehrt — ich verſtehe Sie nicht,“ erwiderte Frau Ceres. „Aber Sie haben eine Stimme und Worte — ich möchte Sie immer hören, wenn ich auch nicht verſtehe, was Sie ſagen. Sie laſſen ihn doch nichts wiſſen, daß ich Sie habe rufen laſſen?“

„Ihn? Wen?“ wollte Erich fragen, Frau Ceres aber richtete ſich wieder haſtig auf und ſagte:

„Bleiben Sie nicht. Er kann entſetzlich ſein. Niemand weiß es, Niemand kann es denken. Er iſt ein gefährlicher Mann! Haben Sie mich auch lieb?“

Erich zitterte. Was ſoll das ſein?

„Ach, ich weiß nicht, was ich ſage,“ fuhr Frau Ceres wieder fort. „Er hat Recht — ich habe nur halben Verſtand. Warum habe ich Sie doch rufen laſſen? Ja, jetzt weiß ich's. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter. Iſt ſie in der That eine ſo gelehrte und vornehme Dame? Sie ſind gewiß ein guter Sohn... Roland iſt unordentlich im Eſſen, die Amme hat ihn verdorben. Aber er iſt gut... Alle ſind gut.“

Frau Ceres ſagte die Worte bald haſtig, bald ſchläfrig. Erich kam nicht dazu, ſie über das Widerſprechende und Räthſelhafte zu fragen. Er ſagte nur, wie er alle Zuverſicht habe, daß Roland ein tüchtiger Mann werde, an dem die Mutter Freude erlebe, und er ſchilderte ihr eine Zukunft in warmen Worten.

Frau Ceres ſchluchzte, dann ſagte ſie:

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen!“

Sie ſtreckte Erich die feine weiße Hand entgegen und rief dabei: „Ich danke Ihnen! Das hat er mit all ſeinem Geld nicht machen können, daß ich wieder weinen kann. O, wie wohl das thut! Bleiben Sie bei uns. Er kann nicht weinen — Sie ſagen ihm nichts. Ich möchte auch eine Mutter haben. Bleiben Sie bei uns. Ich danke Ihnen — Jetzt gehen Sie — gehen Sie — ehe er zurückkommt. Gehen Sie. Gute Nacht!“

Erich war auf ſein Zimmer zurückgekehrt. Was er erlebt hatte, erſchien ihm wie ein Traum; das geheimnißvolle Weſen, mit dem auf Wolfsgarten vom Hauſe Sonnenkamp geſprochen worden, beſtätigte ſich immer mehr. Hier waren Räthſel der ſeltſamſten Art.

Zu der Liebe Erichs für Roland kam nun noch Mitleid. Hier waltete ein ſchweres häusliches Verhältniß, unter dem der Knabe viel gelitten haben mußte. Erich wollte der jungen Seele nach Kräften beiſtehen.

Er ſollte indeß nicht lange allein ſein, denn der Kammerdiener Joſeph kam zu ihm und erzählte über Alles im Hauſe, während Erich einzig an Roland denkend ihm kaum zuhörte.

Joſeph war auf der Univerſität als Heinrich XXXII. Billardjunge geweſen, denn alle Billardjungen mußten Heinrich heißen. Er war dann Kellner im Bernerhofe zu Bern, wo Sonnenkamp, der faſt zwei Sommer lang dort gewohnt und den ganzen erſten Stock — die beſten Zimmer der Welt, wie ſie Joſeph nannte — innehatte, ihn kennen lernte und in Dienſt nahm. Die Dienerſchaft im Hauſe war eine Menagerie aus aller Herren Ländern. Der Ober-Kutſcher war ein Deutſcher, der erſte Reitknecht ein Engländer, der Koch ein Franzoſe, das erſte Kammermädchen eine durchtriebene Böhmin, Fräulein Perini eine italieniſche Franzöſin aus Nizza. Herr Sonnenkamp war ſehr ſtreng, die Gärtner durften im Parke nicht rauchen und kein Reitknecht durfte im Stalle pfeifen, denn alle Pferde waren an den Pfiff des Herrn gewöhnt und durften nicht geſtört werden. Uebrigens hatte Herr Sonnenkamp es beſonders gern, wenn ſeine Diener nicht wie Diener ausſahen; erſt ſeit Kurzem hatte er der Frau nachgegeben, daß man für Einige Livree anſchaffte. Die Diener durften nur wenig ſprechen, es ſind ganz beſtimmte Worte, die Herr Sonnenkamp Jedem ſagt, und Jeder zu erwidern hat, dabei aber ſind Alle gut gehalten. Bis vor Kurzem habe Herr Sonnenkamp auch

einen Verwalter gehabt, der die Bücher und Correſpondenzen führte. Gegen Frau Ceres ſei Herr Sonnenkamp beſonders nachgiebig und geduldig und Niemand wiſſe eigentlich recht, ſei die Frau bei Verſtand oder nicht.

Zum Schluß erzählte Joſeph nicht ohne Selbſtbefriedigung, daß er den Ruhm von Erichs Eltern bereits in der Geſindeſtube verbreitet habe, denn es ſei gut, wenn die Leute wüßten, woher man ſei, da hätten ſie weit mehr Reſpect. Die eigentliche Herrſchaft im Hauſe ſei und bleibe indeß Madame Perini; ſie ſei zwar ein Fräulein, die gnädige Frau nenne ſie aber ſtets Madame.

„Der Kriſcher hat Recht," ſetzte Joſeph hinzu, „Fräulein Perini iſt eine Frau von ſieben Katzenkraft und da kann man noch einen Marder dreingeben. Ach unſer Fräulein! wenn die nur wieder da wäre. Und ſie wird Frau von Prancken! Ach, die iſt ſchön! — Eigentlich nicht ſchön, aber gar lieb und anmuthig; früher war ſie ſo luſtig, kein Pferd ihr zu wild, kein Sturm auf dem Rhein zu heftig, und gejagt hat ſie wie ein Wilddieb. Aber jetzt iſt ſie nur traurig ... immer traurig ... arg traurig."

Wie zerriſſene Klänge, die ſich allmälig zu einer Weiſe zuſammenfügen, dachte Erich an Alles, was er nun von der Tochter des Hauſes gehört. Und war das nicht das Mädchen, das ihm vorgeſtern im Kloſter begegnete? Unwillkürlich ſetzte ſich ihm ein ganzes Lebensbild zuſammen. Da iſt ein Kind ins Kloſter geſchickt, fern von aller Welt, von allem Menſchenverkehr. Es wird aus dem Kloſter geholt und man ſagt ihm: du biſt die Baronin Prancken! und ſie iſt glücklich mit dem ſchönen und heitern Mann und alle Herrlichkeiten der Welt ſind ihr durch ihn geſchenkt, als wenn er das Alles gemacht hätte, und es kann wol ſein, daß ſie nicht weiß, was ſie an ihrem Manne hat, ja — es wird ein Glück ſein, wenn ſie es nicht weiß.

Joſeph ging.

Erich ſaß allein in ſeiner Stube; kein Laut regte ſich; er war ſo müde, denn das war ein Tag von einer Anſpannung und einem Kraftaufwande zur Bewältigung ganz neuer Verhältniſſe, daß man meinen mußte, es ließe ſich nicht in die kurze Spanne Zeit drängen.

Was hatte er nicht heute Alles erlebt! Daß er droben bei Clodwig geweſen und Römerfunde betrachtet, ſchien wie ein Ereigniß, das Jahre zurückliegt; er hatte heute alle Gründe des

Denkens aufgewühlt, er hatte heute zum Erstenmal das Brod der Dienstbarkeit genossen und das Gefühl der halben Freundschaft, des halben Undanks, das Räthselhafte in Sonnenkamp, in Roland, in Fräulein Perini und Frau Ceres, daß Frau Ceres ihn hatte rufen lassen und er nun das wirre Geheimniß bewahren sollte ... das Bild der Tochter des Hauses — Erich warf alle Nebengedanken von sich und dachte an Roland allein.

Er richtete sich gewaltsam auf. Die soldatische Uebung half ihm. Da heißt es: auf dem Posten stehen, umsichtig Alles ins Auge fassen und nicht müde werden!

In der Ferne auf dem Bahnhofe hörte er jetzt eine zur Ruhe gestellte Locomotive zischen. Das kollerte und polterte und schnaubte wie ein Ungeheuer der Fabelwelt. Diese Maschine hat heut auf und ab Wagenreihen gezogen, drinnen hundertfältiges Menschenleben sich auf eine Weile niedergelassen, und jetzt wird sie zur Ruhe gestellt, darf vom Dampf sich auskühlen. Erich lächelte vor sich hin, da er dachte, daß er selber fast eine solche Locomotive sei, die jetzt zum Erkalten gebracht würde, um am andern Morgen wieder frisch geheizt zu werden.

Noch als Erich sich zur Ruhe begeben wollte, kam Roland und erzählte, daß Prancken zu Manna ins Kloster reise; dann fragte er Erich, ob er ihm nichts mitzutheilen habe.

Erich verneinte und der Knabe sah traurig aus, als er gute Nacht sagte.

Neuntes Kapitel.

Auf Gras und Blumen schimmerte der Morgenthau; die Vögel sangen lustig, als Erich durch den Park wanderte. Ueberall zeigte sich ein wohlordnender und sorgfältiger Geist.

Zwei Frauen trugen Gartenerde aus einem im Rhein liegenden Kahn ans Land; Erich hörte, wie sie mit einander plauderten.

„Gott sei Dank, der uns den Mann geschickt;“ sagte die Eine, „da braucht Niemand in der Gegend mehr Noth zu leiden, wer arbeiten mag.“

„Ja,“ rief die Andere, „und da sind die Menschen noch so schlecht und sagen dem Manne nach, ich weiß nicht was.“

„Was denn?“

„Er ſei ein Schneider geweſen.“

Erich mußte an ſich halten, um nicht laut aufzulachen. Eine dritte Frau mit etwas kropfiger Stimme ſagte:

„Ei was, Schneider — ein Seeräuber iſt er geweſen und hat dem Sultan in Afrika ein goldenes Schiff geſtohlen.“

„Und wenn's auch wäre,“ ſagte die Andere, „die Menſchenfreſſer haben Gold genug und ſind noch Heiden dazu, und der Herr Sonnenkamp thut Gutes mit dem Golde.“

Erich ging weiter. Von einer Anhöhe ſah er, wie das Haus und die Nebengebäude mit Park und Garten ſchön in Einklang geſetzt waren; in der Nähe des Hauptgebäudes waren nur Bäume von dunklem Laub, Linden, Ulmen und Rüſtern, welche die helle Architektur des in gutem Renaiſſance-Styl gebauten Hauſes um ſo glänzender hervortreten ließen. Die Laubengänge führten allmälig wie überleitend zum feſtgefügten Wohnhauſe, und dieſes ſelbſt ſchien nicht in die Naturumgebung hineingebaut, ſondern aus ihr herausgebildet; die ſteinernen Säulengänge, die Raſen, die Bäume, die Erhöhungen leiteten auf das Haus hin; Alles ſtimmte zuſammen. Das Ganze war ein Meiſterwerk der ländlichen Baukunſt, ein Stück Naturpoeſie nach dem reinen Geſetze der Kunſt; alles Menſchenwerk ſah ſo friſch aus, als ob es eben erſt aus der Hand des Arbeiters hervorgegangen, und man ſah jedem Gitterſtabe an, welche Sorgfalt auf Jegliches verwendet wurde.

Als Erich aus dem Dickicht der Bäume an den Teich kam, trat ihm Herr Sonnenkamp entgegen. Er ſah fremd aus in der grauen, mit Schnüren beſetzten kurzen Plüſchjacke; er freute ſich, Erich ſchon wach zu finden, und erbot ſich, ihm die ganze Anlage zu zeigen.

Zunächſt machte er auf einen großen Buſch Pampasgraſes aus den Prairien aufmerkſam, und indem er eine eigene Wurfbewegung machte, erzählte er, wie er manchen Büffel mit dem Laſſo eingefangen.

Dann führte er Erich auf eine mit ſchönen Platanen beſetzte Anhöhe, die er als die Achſe des Ganzen bezeichnete. Er rühmte ſich dieſer ſchönen, wohlgedeihenden Bäume, indem er hinzufügte, daß man im ſchattenloſen Weinlande beſonders auf tiefſchattige Plätze für heiße Sommertage bedacht ſein müſſe.

„Sehen Sie,“ erklärte er, ich habe die Schönheit meiner Anlagen auf fremden Boden gerückt; dort drüben auf der Höhe iſt

eine Baumgruppe, die habe ich erhalten und geordnet, Wege hergerichtet, neue Anpflanzungen gemacht, um ruhige Aussicht zu gewinnen. Ich habe mein Haus nicht zur Ansicht für Andere, ich habe es zur Aussicht für mich gebaut. Das Bauernhaus da drüben ist nach meinem Plan gemacht, ich habe natürlich dazu beisteuern müssen. Die Deckpflanzung dort ist zur Maskirung des grellen Steinbruchs; den zierlichen Kirchthurm oben im Bergdorfe, den habe ich gebaut. Man hat mir dafür sehr viel Rühmliches nachgesagt, ja sogar mir frommen Weihrauchduft gemacht — Ihnen kann ich's gestehen, es war mir nur darum zu thun, einen schönen Ausblick zu gewinnen. Ich muß die ganze Gegend in neue Stimmung bringen; das ist mühsam. Sehen Sie, jetzt baut mir ein Korbmacher drüben ein Haus mit dem entsetzlichen rothen Ziegeldach, das verletzt mir das Auge. Ich konnte dem Burschen nicht beikommen. Er will mir das Haus zu hohem Preise verkaufen... aber was soll ich damit? er mag es ja nur behalten und sich meinen Anordnungen fügen."

Es lag eine Siegeslust in der Art, wie Sonnenkamp sprach, und Erich mußte an ein Wort von Bella denken, daß der Mann ein Eroberer sei; ein solcher will unterwerfen, die Welt nach seinem persönlichen Geschmack und nach seiner persönlichen Lust ordnen und zurechtrücken. Die Dörfer, die Kirchen, die Berge, die Wälder sind ihm nur Aussichtspunkte, zu denen er sich in einen beliebten Gesichtswinkel stellt.

Nun führte Herr Sonnenkamp seinen Gast durch den Park und erklärte ihm, wie er durch Anlegung von Höhen und Tiefen das Terrain in Bewegung gesetzt, wie er aber auch manches Gegebene nur hervorzuheben und in rechte Wirkung zu bringen hatte; er zeigte die sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten; hier und dort hatte er eine Gruppe, ein kleines Wäldchen von der gleichen Baumart gepflanzt, die er dann nicht jäh und in scharfem Contraste, sondern allmälig, wie es die Natur von selbst thut, in gemischte Zusammenstellung übergehen ließ.

Erich hatte das richtige Verständniß. Ein Park müsse als gebildete Natur erscheinen, und je mehr man es verstehe, die bildende Menschenhand und den ordnenden Menschengeist zu verbergen und alles wie eine Naivetät erscheinen zu lassen, um so reiner erscheine dann auch hier die Kunst.

Sonnenkamp zeigte sich auch in der Geschichte der Garten-

kunſt wohl bewandert, er beſprach mit Erich, wie ſich im Laufe der Zeiten das Gartenideal vielfach verändert habe und daß Lucullus der erſte römiſche Gartenkünſtler geweſen, denn nur der Reichthum kann eine große Bodenfläche zu einem ſogenannten unproduktiven Park machen.

Ein kleiner Bach, der vom Berge herabkam und in den Strom mündete, war mit großer Geſchicklichkeit ſo verwendet, daß er manchmal verſchwand, manchmal wie überraſchend wieder erſchien.

In der Anordnung der Ruheplätze zeigte ſich eine beſondere Sinnigkeit. Da war unter einer einzeln ſtehenden Hänge-Eſche, die ein ganz rundes Schattendach bildete, ein zierlicher Sitz für einen einzelnen Menſchen angebracht. Der Stuhl aber war umgeſtürzt und an den Baum gelehnt.

„Dies iſt der Lieblingsplatz meiner Tochter," ſagte Sonnenkamp.

„Und Sie haben den Stuhl wol umgelehnt, damit Niemand ſich hier niederlaſſe, bis Ihr Kind wiederkommt?"

„Nein," erwiderte Sonnenkamp, „das iſt zufällig."

Die Beiden gingen weiter; Erich ſah kaum die vielen, ſchönen, bequemen Bänke und hörte kaum, wie Sonnenkamp ihm erklärte, daß er ſolche nicht immer an den nackten Weg, ſondern hinter Strauchwerk ſtelle, ſo daß hier wohlbereitete Waldeinſamkeit geboten werde.

Unter einer ſchönen Rüſter war ein Tiſch mit zwei einander gegenüberſtehenden Sitzen. Sonnenkamp erklärte, daß dieſer Platz „die Schule" genannt wird, denn hier erhielt Roland bisweilen Unterricht. Erich bemerkte, daß er es kaum für angemeſſen halte, im Freien ſitzend zu unterrichten; was man im Gehen lehre, ſei natürlich, aber der eigentliche feſte Unterricht, der die geſchloſſene Sammlung des Geiſtes verlange, fordere auch einen geſchloſſenen Raum, in dem ſich die Stimme nicht verflüchtige.

Sonnenkamp ſchwieg. Er gab noch keine Entſcheidung, ob er Erich die Stelle übertrage.

Lange ſtanden ſie vor einer Gruppe von Laub- und Nadelbäumen. Der Morgenwind ſpielte im Laubwerk der Balſampappel und die weißen Blätter erſchienen wie ein in freier Luft ſchwebender klarer See mit leiſen Kräuſelwellen.

Sonnenkamp erzählte, daß der Teich mit Springbrunnen und daneben auf einer kleinen Anhöhe die Roſenlaube nach einem Traum der Frau Ceres geordnet ſei, und er fügte hinzu:

„Das war noch zur Zeit, als ich in unſrer Anſiedlung hier ſehr glücklich war und Alles eine gleichmäßige, geſunde Stimmung hatte.

Erich hielt an. Sollte er Herrn Sonnenkamp von der geſtrigen Unterredung mit Frau Ceres erzählen? Auch Sonnenkamp ſtand ſtill und ſagte mit einem eigenthümlichen Blaſen, wie wenn er leiſe und behutſam in ein Feuer bliese:

„Meine Frau hat oft wunderliche Launen; wenn man ihr nicht widerſpricht, vergißt ſie wieder, was ſie gewollt hat.“

Mit einer ungewöhnlichen Haſt fuhr er fort:

„Jetzt kommen Sie, nun will ich Ihnen meine ganze Eitelkeit zeigen. Aber noch eine Frage. Sie ſind Philoſoph... iſt es nicht grauſam, daß wir Alles dies verlaſſen müſſen, daß wir wiſſen, wir müſſen ſterben, und dies Alles grünt und blüht weiter, und der es gepflanzt und der die Mittel dazu erobert, iſt nicht mehr da und verweſt?“

„Wozu ſolchen Gedanken nachhängen?“

„Sie haben Recht, daß Sie mir dieſe Antwort geben. Man muß das nicht fragen, denn Niemand weiß eine Antwort. Aber das Andere. Ich wünſche, daß Roland das rechte Verſtändniß für dieſe Schöpfung habe und ſie weiter bilde, denn ein ſolcher Garten iſt nicht wie eine Skulptur und überhaupt wie das Gebilde eines Künſtlers; jene ſtehen feſt und fertig, dieſes aber wächst und muß immer neu gebildet werden. Und warum ſoll uns nicht gegeben ſein, das, was wir errungen, geſchaffen und gebildet, mit Sicherheit auf unſere Nachkommen zu vererben, ohne Furcht, daß fremde Menſchen einmal Alles ihr Eigen nennen und verwüſten?“

„Wenn Sie glauben,“ erwiderte Erich, „daß ich auf Ihre erſte Frage keine Antwort weiß, ſo muß ich ſagen, daß ich die zweite Frage nicht verſtehe.“

„Gut, gut, wir ſprechen noch darüber oder ſprechen auch gar nicht mehr,“ brach Sonnenkamp ab.

Zehntes Kapitel.

Aus dem ſchattigen, dicht beſtandenen Park, deſſen Rand noch mit ſchönen ſtämmigen Weißtannen bepflanzt war, trat man in

ein Gewirre von Obſtpflanzungen, die auf einer Fläche von mehreren Morgen Feldes ſich wahrhaft zauberiſch darſtellten. Die Beete waren mit kleinen, faſt wie Taxusgebüſche zwerghaft gehaltenen Birnen- und Apfelbäumen eingefaßt. Der Stamm war kaum zwei Schuh hoch gehalten, während die Auszweigungen an Drähten ſo ausgelegt waren, daß hüben und drüben oft dreißig Schuh lange Aeſte feſtgebunden waren. Das blühte jetzt an allen Enden und ſtand dabei ſo geregelt, daß der gewaltig bindende und bildende Menſchenwille ſich zeigte, der die Natur zum freien Kunſtwerk oder auch zu einer zwerghaften Verkünſtelung gebracht hatte.

Wohl geordnet ſtanden dann Bäume von mannichfaltigſten geometriſchen Formen. Da waren Bäume in Kreisformen und Vierecken, andere, die von unten bis zur Spitze nur vier Zweige hatten, die in gemeſſenen Zwiſchenräumen nach den vier Himmelsgegenden gerichtet waren. An die Mauer angelehnt waren Bäume, die Stamm und Zweige in Sternform oder ſchief legen mußten, wie ein Baſaltlager. Alles war im beſten Gedeihen.

Sonnenkamp berichtete, daß man die Zweige knicke, um den Saft nicht zu Holzbildung in Stamm und Aſt ſich verbreiten zu laſſen; Alles müſſe der Frucht dienen.

„Sie haben wol auch Mitleid mit dieſen geknickten Zweigen?“ fragte er ironiſch lächelnd.

„Die natürliche Form der uns bekannten Obſtbäume —“

„Ja wol,“ fiel Sonnenkamp ein, „die Menſchen ſind Gefangene des Vorurtheils! Findet Jemand Unſchönes, Gewaltſames darin, daß man den Weinſtock allſommerlich dreimal kappt? — Niemand will ſchöne Form vom Weinſtock, ſondern nur reiche Frucht; ſo ſoll es auch beim Obſtbaum ſein. Sobald man zu oculiren begonnen, war der Weg vorgezeichnet; wir ſind nur conſequent. Der Zierbaum ſoll Zierbaum, der Fruchtbaum Fruchtbaum ſein, Alles gradaus. Dieſer Apfelbaum ſoll ſolche Aeſte und nur ſo viel Aeſte haben, daß er Früchte tragen kann und zwar ſo große als möglich; vom Obſtbaum will ich kein Holz, ſondern Frucht.“

„Aber die Natur —“

„Natur! . . . Natur!“ ſpottete Sonnenkamp. „Neun Zehntel deſſen, was man Natur nennt, iſt nichts als Dreſſur und ſelbſtgemachte Phantaſterei. Naturgeiſt und Volksgeiſt ſind die beiden Götzen, die ihr Philoſophen euch gemacht. Es giebt keine Natur,

es giebt kein Volk, und wenn es beide giebt, so haben beide gewiß keinen Geist."

Erich war betroffen von dieser herausfordernden Sprachweise; Sonnenkamp lenkte jetzt über und sagte:

„Der rechte Mann der Erziehung wäre der, der auch die Menschen so erziehen könnte, wie ich diese Bäume: zum nächsten Zweck, nichts Ueberflüssiges, keine Umwege. Das, was man Natur nennt, ist eine Fabel; es giebt keine Natur, wenigstens unkenntlich wenig. Bei uns Menschen aber ist Alles Gewohnheit, Erziehung, Ueberlieferung."

„Die Herren von der Tradition," konnte Erich endlich zu Worte kommen, „nennen uns Männer der Wissenschaft Gottesleugner: einen Naturleugner habe ich bis jetzt weder gekannt, noch je nennen hören. Vielleicht könnte man sagen: daß Diejenigen, welche die Gesetze unseres Lebens aus der Offenbarung herleiten, die Natur leugnen, oder vielmehr verwerfen."

„Ich bin kein Gelehrter und vor Allem kein Theologe," brach Sonnenkamp rasch ab. „Alles ist Schicksal. Wir haben Raupenfraß im Walde; da steht neben einem kahl benagten Eichbaum ein anderer ganz frisch — warum? Das wissen wir nicht. Und sehen Sie hier diese Bäume. Ich habe einen Einblick in die Oekonomie dessen gethan, was man Natur nennt; da müssen tausend Lebenskeime verkommen, damit Einer sich entfalte, und das ist im Menschenleben nicht anders."

„Ich verstehe," sagte Erich. „Alles Lebende hat etwas Aristokratisches im Gegensatz zum Verkommenden; die zur vollen Frucht sich entwickelnde Blüthe ist reich, die kümmerliche arm. Meinen Sie es so?"

„Zum Theil," erwiderte Sonnenkamp etwas müde. „Ich wollte nur sagen, daß ich den Mann nicht mehr suche, weil ich nicht glaube, ihn zu finden, den Mann, der meinen Sohn so erziehen könnte, daß er gradaus zu dem käme, was ihm beschieden ist."

Still wandelten die Beiden geraume Zeit wieder durch den blühenden Garten.

Auf einer Tafel, die über der Mauer des Obstgartens hervorragte, stand geschrieben:

„Warnung. In diesem Garten ist Selbstschuß und Fußangel."

Erich schaute nach Sonnenkamp um und dieser sagte lächelnd:

„Ihr Blick fragt mich, ob die Tafel dort Wahrheit verkündet? So ist's. Die Menschen glauben nicht mehr, daß man den Muth hat, das zu thun. Halten Sie sich stets auf dem Wege neben mir."

Sonnenkamp vergnügte sich an der Betroffenheit Erichs. Und doch war es Lüge, es lag weder Fußangel noch Selbstschuß im Garten.

Man war im sogenannten Nizza angekommen, bei dem im pompejanischen Stile angelegten Säulengange, der sich tief in die zweite Terrasse des Nutzgartens einlegte.

„Nun will ich Ihnen mein Haus zeigen," sagte Sonnenkamp, drückte an eine kleine Thür, die durch einen unterirdischen Gang führte, und geleitete seinen Gast nach dem Wohnhause.

Elftes Kapitel.

Diener und Mägde in den unterirdischen Räumen erschraken, als Sonnenkamp und Erich eintraten. Sonnenkamp sah nicht nach ihnen um, in englischer Sprache sagte er zu Erich:

„Die beiden Hauptdinge, auf die ein Mann wie ich, der sich zur Ruhe gesetzt, Sorgfalt verwendet, sind Küche und Pferdestall."

Er zeigte ihm die Küche. Da waren Dutzende von Feuerstellen zu verschiedenen Gerichten, und jede Speise hatte besondere Kännchen und Pfännchen, Feuer von der Seite und offenes Feuer. Die ganze Physiologie der Säftebereitung war hier in die Kochkunst übersetzt.

Sie gingen weiter. Jede Feuerstelle im Hause hatte ihr besonderes Kamin; Sonnenkamp hob das als wichtig hervor, denn er habe sich dadurch von den verschiedenen Windrichtungen unabhängig gemacht. Der Baumeister habe sich dagegen gestemmt und es habe auch viele Mühe und Kunst gekostet, die Durchzüge geschickt anzulegen.

Durch das Haus gingen überall elektrische Klingelzüge.

Auf den Treppen waren kostbare Decken, reiche Candelaber überall.

Alles war mit Pracht und Geschmack hergerichtet und zwar in einer gediegenen Pracht und mit durchdachtem Geschmacke; Gold, Marmor und Seide wirkten, ohne zu prunken, künstlerisch schön, nichts war überladen. Die Möbel standen nicht herum wie Dinge, die ihren Platz suchen, sie waren dem Bau angepaßt

und ſchienen feſt und heimiſch; dennoch hatte die Einrichtung noch etwas Unbewohntes. Es ſah aus, als ob die Einrichtung erſt auf Menſchen wartete, die da wirklich wohnen, nicht blos auf- und abgehen und ſich umſehen ſollten.

Schwere, große, ſeidene Vorhänge waren je mit den Tapeten übereingeſtimmt; die Standuhren in allen Sälen waren aufgezogen, kleine Kunſtwerke auf Kaminen und Geſtellen wohl geordnet. Dennoch zeigte die Einrichtung keine beſondere Phyſiognomie des Beſitzers; es war nur jener Geſchmack, der beim Tapezier beſtellt werden kann, und nirgends ein Erbſtück, ein Gegenſtand, der Erinnerungen erwecken konnte. Und wie mochte das Alles auf die Seele Rolands wirken?

Erich wurde den Eindruck nicht los, daß man hier im eigenen Hauſe wie zur Miethe wohnt.

An der Nordſeite des Hauſes bei dem großen, mit rothen damaſtenen Tapeten bekleideten Saale war ein Erker, in deſſen Mitte ein ſchöner Malachittiſch ſtand, ringsum waren feſte Sitze angebracht. Vier große Fenſter oder eigentlich vier mannshohe Scheiben boten freie Ausblicke. In die zwiſchen den Fenſtern befindlichen Wände waren in halber Höhe derſelben die in Marmor gearbeiteten vier Tageszeiten von Rietſchel eingelaſſen. Die Decke war mit feiner Stuckarbeit bekleidet, aus der ein ſchwebender Amor nicht herabzuhängen, ſondern zu fliegen ſchien; die fein gearbeitete bronzene Figur hielt eine Fackel in der Hand, die als Gasflamme anzuzünden war.

„Hier allein," ſagte Sonnenkamp, „habe ich Kunſtwerke. Ich lüge mir und Andern nichts vor — ich habe eigentlich keinen Sinn für die bildende Kunſt."

„Auch das Künſtlerthum iſt eiferſüchtig," entgegnete Erich; „die ausgeſprochene Begabung für landſchaftliche Gartenkunſt mag den Ausdruck des Geiſtes in anderen Künſten verdrängen."

Sonnenkamp lächelte.

Er führte ſeinen Gaſt in den Muſikſaal. Dieſer war ganz ohne Gold und Sammt, einfach mit Stück an der Decke und einer meergrünen Tapete an den Wänden; ſeine Helligkeit hatte etwas Leuchtendes, als hänge Sonne an den Wänden; das Auge wurde nicht zum Schauen eines Beſtimmten herausgefordert, ſo daß man um ſo aufmerkſamer hören konnte, es trat keine Concurrenz der Sinne ein.

Erich fragte: „Wer ist in Ihrem Hause musikalisch?“

„Dieser Saal ist für meine Tochter eingerichtet,“ entgegnete Sonnenkamp, „von hier geht's in ihre Wohnung; ich sehe eben, sie steht offen.“

Er ging in das Zimmer, Erich blieb scheu an der Thüre stehen.

Die Jalousien waren herabgelassen. Sonnenkamp zog sie schnell in die Höhe. Der Ausblick ging über den großen Laubgang von Reben nach dem Oberrhein. Das Zimmer hatte eine weiße Tapete mit kleinen goldenen Sternen. Eine Anzahl von Photographien, durch ein blaues Band zu einem Kranze verbunden, in dessen Mitte ein großes Bild des Papstes, zierte die Langseite. Ueber dem weißen Bett mit weißen Vorhängen, die jetzt zurückgeschlagen waren, hing ein fein geschnitztes elfenbeinernes Crucifix, darunter ein wohleingerahmtes Farbendruckbild, ein Diplom für Hermanna, genannt Manna Sonnenkamp, die in den Bund der reinen Kindheit aufgenommen war.

Ein Schreibtisch, ein kleines Büchergestell, zierliche Stühle, Alles ließ erkennen, daß hier die Wohnung eines Mädchens war, das still in sich lebt, wol zunächst von religiösen Gedanken bewegt. In diesem Raume war's, als schwebte darin ein die Seele ergreifender Gebethauch.

Der Blick Erichs haftete auf einem schönen Kamin von grünem Marmor, dessen Halbkreis mit lebendigem Epheu umzogen war und in dessen Vertiefung Blumen und Blattpflanzen standen.

„Meine Tochter hat in ihrem Zimmer während des Sommers den Kamin immer mit Blumen ausgefüllt,“ sagte Sonnenkamp heraustretend. „Nun kommen Sie in mein Arbeitszimmer.“

Sie traten in dasselbe. Es war mit ausnehmender Bequemlichkeit eingerichtet. Für jede Stimmung und jede Jahreszeit, für Einsamkeit und Gemeinsamkeit waren hier bequem gestellte Stühle und Sopha's und Tische, so daß das eine Zimmer deren mehrere in sich zu schließen schien; man war in einem großen Raum und doch dabei in anheimelnder Abgeschlossenheit. Diese Seite des Gebäudes war mit besonderm Geschick in die Landschaft eingefügt. Draußen sah man gleichstämmige Buchen und Platanen, die den Ausblick auf die oft kahl erscheinenden Rebenberge verdeckten, so daß der Blick auf den obern Theil der bewaldeten Höhe sich aufsetzte. In der Mitte, gerade vor dem Balconfenster, war die

Burgruine zu schauen, die, wie Erich bereits gehört hatte, im Auftrage des Herrn Sonnenkamp ausgebaut wurde.

Nur ein einziges Bild hing hier: ein lebensgroßes Porträt Rolands aus seinem siebenten Jahre. Der Knabe sitzt auf einer umgestürzten antiken Säule, die Hand auf den Kopf eines schönen Neufundländer Hundes gelegt und starrt hinaus ins Weite.

Ein großer Waffenschrank mit Waffen aller Art stand in einer Nische.

Während Erich umblickte, schob Sonnenkamp zwei Thüren zurück, die sich in die Wände einließen, und führte ihn in seine Bibliothek, wie er es nannte. Man sah aber keine Bücher, sondern große Schachteln, Thon- und Porcellangefäße, wie in einer wohlgeordneten Apotheke. Es waren Sämereien aus allen Ländern der Erde. Aus diesen Sämereigemächern führte eine besondere Treppe in den Garten. Sie war ganz von den Ranken der chinesischen Glycine überwachsen, die eben jetzt in traubenartigen Büscheln ihre blauen Schmetterlingsblumen trug. Sonnenkamp geleitete seinen Gast wieder in das große Arbeitszimmer zurück und hier sprach er davon, daß es ehedem sein Wunsch gewesen, Roland solle in den Handel eintreten. Er sprach vom Weltverkehr; für ihn gab es keine vereinzelte Thätigkeit, keine vereinzelte Production, ein Welttheil existirte nur durch den andern, die ganze Erde war der große Marktplatz, Eisen, Wolle, Tabake, Getreide betrachtete er in Schweden, Schottland, Ostindien und in der Havanna zu gleicher Zeit und ließ sie gegen einander aufstauen.

Sonnenkamp schien es heut entgelten zu wollen, daß Erich ihm so viel mitgetheilt. Erich war voll Staunens über die weitschauende Kraft des Mannes. Dabei bewahrte Sonnenkamp wohlgemessene Formen und ruhige Sicherheit. Er hatte die weite Welt gesehen mit jener Scharfsichtigkeit der Engländer und Amerikaner, die im Brillenverbrauch die geringste Nummer unter den Völkern haben. Er faßte die wesentlichen Merkmale unbelastet von Nebensächlichem und von Reflexion; es war eine feste Gegenständlichkeit in der Bezeichnung dessen, was er in fremden Landen gesehen.

Sonnenkamp hatte sein Anwesen gezeigt, Erich sollte wissen, daß er nichts ändern lassen wird.

Ein Diener kam und meldete, Herr von Prancken wünsche sich bei Herrn Sonnenkamp zu verabschieden.

Zwölftes Kapitel.

Prancken ging mit der Reitgerte fuchtelnd im Hofe auf und ab, ſein Reitpferd ſtand geſattelt. Mit anmuthiger Behendigkeit eilte er auf Sonnenkamp zu und ſagte: daß er ſich verabſchieden müſſe. Es war ein höflich neckiſcher Ton zwiſchen den Beiden. Als Sonnenkamp ſagte, Prancken überraſche ihn mit ſeiner Abreiſe, erwiderte dieſer, er ſei überzeugt, dadurch in Conſonanz mit ſeinem Freunde Sonnenkamp zu ſtehen; denn nichts ſei widerwärtiger und mache das Leben ſo welk, als das beſtändige Bereden und Durchſprechen; er ſchieße den Haſen und überlaſſe die Herrichtung den gelehrten Kochkünſtlern.

Prancken brachte das mit dem gewohnten raſſelnden Tone vor und drehte dabei die Spitzen ſeines blonden Schnurrbarts. Von Erich nahm er ſehr kühl Abſchied und ſagte, er hoffe ihn bei der Rückkehr von einer kleinen Reiſe noch hier zu treffen.

„Sollten Sie indeß bereits abgereist ſein, ſo haben Sie die Gewogenheit, mich der gnädigen" — er machte eine Pauſe und ſagte dann — „der Frau Profeſſorin, Ihrer Mutter, zu empfehlen."

Er hatte den einen Handſchuh ausgezogen, als er Sonnenkamp Lebewohl ſagte, jetzt zog er ihn wieder an und reichte auch Erich die Hand. Erich war es nicht unlieb, daß ſich Prancken in ein kühleres Verhältniß zu ihm ſtellte; vielleicht konnten ſie hiebei friedlicher und unabhängiger neben einander gehen.

Prancken rief Sonnenkamp nochmals bei Seite und ſagte, er habe ihm allerdings den jungen Gelehrten empfohlen — er betonte das Wort „jungen Gelehrten" mit eigenthümlich vornehmer Kälte — er bitte indeß, nicht darauf hin abzuſchließen, ſondern ſelbſt genau zu prüfen.

„Herr Baron," erwiderte Sonnenkamp, „ich bin Kaufmann" — er machte eine lauernde Pauſe, ehe er fortfuhr — „ich weiß alſo, was Referenzen ſind ... Ich erkläre Ihnen, Sie ſind von aller Verantwortung frei, und was die Prüfung anbetrifft ... Herr Baron, ich bin Kaufmann" — wieder die lauernde Pauſe „der junge Mann iſt der Verkäufer und ein Verkäufer muß ſich immer mehr kennen laſſen als der Käufer und nun gar hier, wo der Verkäufer zugleich die Waare iſt."

Prancken lächelte und nannte das die feinſte Diplomatie. Er

machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und ſagte, es wäre am beſten, Erich ohne Weiteres wieder fort zu ſchicken; er ging nach ſeinem Pferde, ſprang behend in den Sattel. Sonnenkamp rief ihm noch zu, er möge nachſehen, ob die Magnolia im Kloſterhofe gut gediehen ſei. Sofort zum Galopp anſprengend ritt Prancken davon.

Sonnenkamp fragte Erich, ob er nicht glaube, daß nur ein Mann, der von Jugend an ſich der Adelsbevorzugung bewußt ſei, dieſes ſouveräne freie Spiel mit dem Leben gewinnen könne. Erich erwiderte, daß dem bürgerlichen Manne keine wirkliche Schönheit des Lebens verſchloſſen ſei.

Auch Sonnenkamp ward ſein Reitpferd vorgeführt; alsbald ſtieg er auf und ritt davon.

Erich ſuchte Roland auf und fand ihn bei ſeinen Hunden. Der Knabe wollte, Erich ſolle ſich ſofort einen der jungen Hunde auswählen.

„Und denke dir," ſetzte er hinzu, „eine Taglöhnerin berichtet mir eben, daß das Erdmännchen vom Satan einen Schaden davongetragen habe. Geſchieht dem einfältigen Menſchen ganz recht; warum übernimmt er etwas, wenn er zu ungeſchickt dazu iſt?"

Erich ſagte, wie grauſam es ſei, einen Menſchen als Puppe zu betrachten und ſich nicht um ihn zu kümmern, wenn man damit geſpielt hat. Roland warf den Kopf unwillig zurück.

Schweigend ſtand er neben Erich und bat endlich, auch mit ihm auszureiten. Sie ritten nach dem Dorfe, Roland aber ließ ſich nicht bewegen, zu dem Erdmännchen zu gehen; Erich ging allein, er fand das Männchen ächzend auf dem Bette liegen. Als er in das Haus des Kriſchers zurück kam, traf er Roland nicht; er war mit Satan in den Wald auf die Höhe gegangen.

Der Kriſcher grüßte Erich mit weniger Unterwürfigkeit; er rückte wol die Mütze, aber nur um ſie etwas ſchief aufzuſetzen, und näherte ſich ihm in jener oberrheiniſch vertraulichen Weiſe, wobei es immer iſt, als ob man mit einem Glaſe anklinge und ſich gütlich thue.

„Herr Hauptmann, haben Sie abgemacht?" fragte er.

„Nein."

„Darf ich Ihnen noch was ſagen?"

„Warum nicht?"

„Es kommt drauf an, wie man's anſieht. Der dort drunten"

— er wies mit dem Daumen nach der Villa zurück — „der kauft noch die ganzen Rheinlande. Aber sehen Sie da den Fuchshund —"

„Halt!" fiel Erich ins Wort und erklärte mit Entschiedenheit, daß der Krischer kein Recht habe, so zu ihm und von einem Andern zu sprechen.

Der Krischer rauchte hastiger aus seiner Napoleonspfeife, dann sagte er:

„Ja, ja, Sie sind der, der den da drunten an der Gurgel packen kann, und ich sehe, ich bin nicht gescheidt genug für Sie. Sie wollen mir keinen Dank schulden; ich will keinen und auch keinen Lohn!"

Er murmelte vor sich hin, daß Alles, was den Reichen nahekomme, sich verderben lasse.

Roland kam aus dem Walde zurück. Erich erwartete, er werde nach dem Erdmännchen fragen. Der Knabe schwieg und schweigsam ritten die Beiden wieder zurück.

Erich ließ sich bei Herrn Sonnenkamp melden und erklärte, daß er nun in ein festes Verhältniß zu Roland eintreten müsse.

„Sie finden also auch, daß Roland ein vortrefflicher Junge ist?"

„Er hat viel Bestimmtheit und — ich weiß wohl, daß ein Vater das nur schwer anhören mag, aber nach Ihren eingehenden Fragen von gestern darf ich erwarten, daß Sie Freiheit genug besitzen —"

„Gewiß, gewiß; sprechen Sie nur offen."

„Ich finde eine gewisse Hartherzigkeit und eine bei solcher Jugend überraschende Theilnahmlosigkeit für das rein Menschliche," fuhr Erich fort und erzählte, wie Roland sich gegen das Erdmännchen benommen hatte.

Ein Lächeln zuckte durch die Mienen Sonnenkamps, der nun fragte:

„Und Sie sind der Zuversicht, ein verdorbenes Gemüth zu veredeln?"

„Bitte, ich habe nicht von einem verdorbenen Gemüth gesprochen; ich möchte vielmehr sagen, Roland befindet sich jetzt auch im Mutiren der Geistesstimme und da läßt sich die bleibende Tonlage nicht ermessen, aber Behutsamkeit in der Einwirkung ist um so nöthiger."

„Und was halten Sie von den Talenten Rolands?"

„So weit ich bis jetzt sehen kann, bemerke ich nichts, was

über das gewöhnliche Maß hinausgeht; er hat natürlichen Verstand, leichte Faſſungsgabe, aber Feſthalten — das iſt ſehr fraglich. Ich bin über dieſe Conſtitution des Geiſtes noch nicht klar; iſt ſie nicht zu verbeſſern, ſo fürchte ich, wird Roland nicht glücklich, weil er an nichts anhaltende Freude gewinnt und Luſt und Pflicht der Fortſetzung empfindet. Doch das ſind vielleicht Grübeleien."

„Nein, nein, Sie haben Recht, ich habe kein Vertrauen zum Charakter meines Sohnes; er lebt ſtets auf kurze Sicht. Eine Sache, für die er etwas thun ſoll und deren Erfolg erſt ſpäter erſcheint, iſt ihm langweilig und überdrüſſig."

„Das iſt Kinderart."

„Aber ſolche Kinder werden nie ſtrenge Männer. Darum wollte ich, daß Roland die Pflanzen liebte; da müßte er lernen, daß es etwas giebt, das zu keiner Zeit vernachläſſigt und vergeſſen werden darf."

„Es freut mich," entgegnete Erich, „daß Sie mich hier auf die tiefſten Punkte bringen. Zunächſt alſo, daß ein Reicher und der Sohn eines Reichen ganz ähnlich wie der Fürſt und ein fürſtliches Kind immer nur dienende Freunde hat. Ich bin wider meinen Willen der Vergnügungskamerad Rolands geworden, da wird nun der nachfolgende Ernſt abſtoßend wirken."

„Ließen ſich denn Vergnügen und Ernſt nicht vereinigen?"

„Ich hoffe das. Man muß aber auch den Ernſt bekennen."

Erich ſchwieg und Sonnenkamp fragte:

„Sie haben noch ein Zweites?"

„Allerdings. Das Andere liegt darin, deſſen ich auch bereits erwähnt. Roland muß einen feſten Punkt gewinnen, eine ſtetige, heimiſche Verbindung mit den Dingen der Außenwelt. Wer keine Jugenderinnerungen, keine tiefe Anhänglichkeit an ein Beſtehendes hat, dem iſt die Quelle der Gemüthsinnigkeit abgeſperrt. Was die Seele im Tiefſten ſpeiſt und tränkt, was man vielleicht die Muttermilch des Geiſtes nennen dürfte, das ſind tiefe, anhängliche Jugenderinnerungen."

Sonnenkamp zuckte bei dieſen Worten, und Erich ſetzte hinzu:

„Die Heimatloſigkeit ſchädigt die Seele Ihres Sohnes."

„Heimatloſigkeit? Verſtand ich recht? Heimatloſigkeit?"

„Ja. Das innere Leben des Kindes bedarf der Angewöhnung. Ein einziges Feſtes in der Seele macht auch die Seele feſt. Wenn

ich ſagte, daß der Menſch ein Ziel haben müſſe, ſo muß er auch einen feſten Ausgangspunkt haben, und das iſt die Heimat. Sie ſagten mir, daß Roland an nichts rechte Freude habe. Kommt das nicht davon, weil der Knabe heimatlos, ein Kind der Gaſthöfe, nirgends eine Einwurzelung, noch mehr, keine feſten Anſchauungen, keine Bilder hat, in die er ſich eingelebt, wohin ſeine Phantaſie immer wieder zurückkehrt? Er hat, wie er mir erzählte, im Coloſſeum zu Rom, im Louvre zu Paris, im Hydepark zu London und am Genferſee geſpielt und nun überhaupt, in Europa lebend, doch immer im ſtolzen Bewußtſein ſeines Amerikanerthums, giebt das nicht eine Unruhe in die Seele, die kein Gedeihen aufkommen läßt."

„Ich ſehe," entgegnete Sonnenkamp und lehnte den Kopf zurück, „Sie gehören doch auch zu den eingeheimsten Deutſchen, die durch die ganze Welt in Wirklichkeit und in Gedanken rennen und ſich dabei immer höchſt ſelbſtgefällig ſtreicheln: Ach, ich bin ſo gemüthlich, das habt ihr Alle nicht. — Pah! ich ſage Ihnen, wenn ich meinem Kinde etwas Gutes gebe, ſo glaube ich, iſt es beſonders das, daß es die Sentimentalität der ſogenannten heimatlichen Eingeſeſſenheit nicht hat."

„Eben darum," fiel Erich ein, „mußte ich Sie auch fragen, ob Roland ſich als Deutſcher oder Amerikaner fühlen ſoll."

Sonnenkamp hörte kaum darauf, er fuhr fort:

„Der Pfiff der Locomotive verſcheucht all das frühere ſo gehätſchelte Heimweh. Wir ſind in der That Weltbürger und gerade das iſt das Große, noch nie Dageweſene des Amerikanismus, daß keine nationale Beſchränkung oder gar ein Pfahlbürgerthum die Seele beengt. Das Heimatsgefühl iſt ein altes Uebel und ein Vorurtheil. Roland ſoll ein freier Menſch werden!"

Erich war ſtill. Erſt nach geraumer Weile ſagte er:

„Es iſt vielleicht nicht gut, daß wir uns ins Allgemeine begeben. Ich wollte nur ſagen, ſo wenig eine Reiſe ein inneres Vergnügen ſchafft, wenn man kein Ziel hat, das man erreichen, keinen Zweck, den man unterwegs pflegen will, ſo wenig kann ein Leben, das auf kein beſtimmtes Thun und Erkennen hinzielt, die Ruhe des Daſeins geben."

„Ich ehre und ſchätze Ihren großen Ernſt," verſetzte Sonnenkamp und entſchuldigte ſich, daß er jetzt dieſe Erörterung abbrechen müſſe.

Erich verließ die Arbeitsstube Sonnenkamps und ging zu Roland. Er fand den Knaben damit beschäftigt, ein Stück halb rohen Fleisches zu kauen und das Gekaute dem neu abgerichteten Hunde Satan zum Fressen zu geben; das sollte nach der Angabe des Krischers den Hund unzertrennlich von ihm machen. Eine Weile sah Erich zu, dann ersuchte er Roland, den Hund fortzuschicken, denn er habe ihm etwas zu erzählen.

„Kann denn der Hund nicht dabei sein?"

Erich antwortete nicht, er sah, daß er zuerst die Concurrenz mit den Hunden zu beseitigen habe. Als er nun nochmals einen auffordernden Blick auf Roland wendete, sagte dieser: „Komm, Satan, wart' hier vor der Thür!" und sich zurückwendend, sprach er:

„So, nun erzähle."

Erich erfaßte die Hand Rolands und legte ihm dar, daß er gekommen sei, um sein Erzieher zu werden. Roland stemmte sein schönes Haupt auf die leicht geballte linke Hand und starrte den Redenden mit seinen großen unstet brennenden Augen an.

„Das wußte ich," sagte er endlich.

„Und wer hat dir's gesagt?"

„Der Krischer und Joseph."

„Und warum hast du mir nichts davon kundgegeben?"

Roland ließ sich zu keiner Antwort herbei, er wendete nur einmal den Blick, da Erich hinzusetzte, daß er dem Vater nicht habe vorgreifen wollen und daß er selber zuerst habe prüfen müssen, ob er sich für dieses Haus eigne. Noch immer schwieg Roland. Der Hund kratzte an der Thür, Roland schaute nach derselben, aber er wagte nicht, sie zu öffnen. Erich that's. Der Hund sprang herein und schmiegte sich an Roland, dann ging er auch zu Erich und leckte ihm die Hände; es war, als sei er ein geheimer Bote, ein stiller und vielsagender zwischen den Beiden.

„Er hat dich auch gern!" rief Roland in kindischer Lust, sprang auf und warf sich an die Brust des Mannes, und dieser hielt ihn fest umschlungen; der Hund bellte, wie wenn er sprechen müßte.

„Wir wollen treu zusammenhalten," rief Erich, den Knaben von sich loslassend; „ich hatte einen Bruder in deinem Alter, du sollst mein junger Bruder sein."

Roland hielt ſtumm die rechte Hand Erichs in ſeinen beiden Händen.

„Nun laß uns gleich friſch und munter unſer Leben anfangen.“

„Ja,“ entgegnete Roland, „wir wollen Satan aus dem Waſſer apportiren laſſen, er kann's prächtig.“

„Nein, Roland, wir wollen arbeiten. Laß einmal ſehen, was haſt du denn eigentlich gelernt?“

Erich hatte wol bemerkt, daß Roland, der in Anderem mangelhaften Wiſſens war, in der Geographie ziemlich gute Kenntniſſe hatte. Er prüfte ihn daher und Roland war glücklich, genaue Antworten geben zu können. Allmälig gingen ſie in andere Wiſſensgegenſtände über und da ſah es wüſt aus, das Latein vor Allem haßte Roland mit einer perſönlichen Feindſchaft.

„Wir wollen mit Ruhe das Nöthige lernen,“ tröſtete ihn Erich, „dann aber wollen wir reiten, fahren, ſchießen, fiſchen und im Kahne rudern.“

Dieſe Ausſicht erheiterte den Knaben ſehr, und als jetzt die Glocke vom Thurme ſchlug, ſagte er plötzlich:

„In einer Stunde iſt Herr von Prancken bei Manna. Ich will auch ſo gut reiten, fechten und ſchießen lernen, wie Herr von Prancken. Ich habe Herrn von Prancken einen Brief an Manna mitgegeben.“

„In welcher Sprache ſchreibſt du?“

„Engliſch“ ...

Dreizehntes Kapitel.

Man war im Garten; Sonnenkamp ſagte leichthin zu Erich, daß ſich ein neuer Bewerber eingeſtellt habe, der vom letzten Lehrer Rolands, dem Kandidaten Knopf, warm empfohlen wäre; er befahl Joſeph, den Fremden einzuführen.

Ein ſchlanker, ſonnenverbrannter Mann trat ein. Er wurde der Geſellſchaft vorgeſtellt; Erich wurde nur Hauptmann genannt, der Doctor war einſtweilen zur Ruhe geſetzt. Der Fremde — er hieß Profeſſor Crutius — war ein Studiengenoſſe des Kandidaten Knopf, war viel in der Welt umhergeworfen worden und zuletzt mehrere Jahre Lehrer an der Kadettenſchule zu Weſt-

Point in der Nähe von Newyork gewesen. Er berichtete das mit großer Leichtigkeit, aber in etwas herber Betonung.

Sonnenkamp wollte die beiden Gelehrten ein Turnier ausführen lassen, dem er in Behagen zuschaute; aber es wurde vereitelt, da Erich dem Fremden nicht nur die Gelegenheit bot, sich in vortheilhafter Weise kund zu geben, sondern auch bescheiden von der reichen Welterfahrung des Mannes sich belehren ließ.

Der Fremde schien schnell zu ahnen, daß Fräulein Perini im Mittelpunkte dieses Hauses stand, und er fand mit ihr gute Anknüpfungspunkte. Crutius hatte eine amerikanische Familie nach Italien begleitet und war von Nizza aus in die neue Welt gekommen. Mit Unbefangenheit und Sachkenntniß schilderte er die Eigenthümlichkeiten eines amerikanischen Knaben aus der obern Schicht und wie man einen solchen behandeln müsse. Diese Darlegung war offenbar für Roland gegeben, der den Fremden staunend ansah.

Er ging zu seinem Vater und sagte leise, aber bestimmt:

„Schick' ihn fort — ich will ihn nicht."

„Warum?"

„Weil ich Herrn Erich habe und weil diesen da Herr Knopf geschickt hat," entgegnete Roland und ging davon.

Der Fremde tastete im Gespräche hin und her, um die Stimmung zu erkunden, mit der man hier im Hause an Amerika denkt. Als Sonnenkamp mit großer Heftigkeit hinwarf, er wünsche Amerika einen Dictator, der die Zerfahrenheit und Unbotmäßigkeit zu Paaren treibe, sagte Crutius: es gäbe in der neuen Welt sehr Viele — sie wagten nur nicht es zu sagen — die innerlich die Sehnsucht und die Ueberzeugung hegten, daß Amerika der Monarchie entgegengehe.

Sonnenkamp nickte vor sich hin und pfiff wiederum unhörbar.

„Wo sind Sie abgestiegen?" fragte er plötzlich den Fremden.

Crutius nannte einen Gasthof des Städtchens.

„Da sind Sie sehr gut einlogirt."

In den Mienen des Fremden zuckte es; er hatte offenbar erwartet, daß man sein Gepäck holen lasse und ihn zunächst als Gast im Hause behalte. Sonnenkamp dankte sehr höflich für den Besuch und bat den Fremden, genau seine Adresse anzugeben, damit man ihm schreiben könne. Die Hand des Fremden zitterte,

da er ein sehr verbrauchtes Taschenbuch herausnahm und seine Karte abgab; er verabschiedete sich mit erzwungener Höflichkeit.

Sonnenkamp ersuchte Erich, seinen Collegen ein Stück Weges zu begleiten, und händigte ihm mehrere Goldstücke ein, die er dem bedürftig Erscheinenden in passender Weise übergeben möge.

Ist dies Vertrauen oder Dienst? fragte sich Erich, als er dem Fremden nachging.

Er holte denselben noch an der Mauer des Parks ein. Als Erich ihm sagte, daß er ebenfalls Lehrer sei, veränderten sich die Mienen des Professors.

„Ah," rief er aus, „also auch ein Lehrer und wol mein Concurrent?"

Erich bejahte. Crutius sah ingrimmig drein, er war den freundlichen Ermunterungen des Hauptmanns, den er für einen Vertrauten des Hauses hielt, willig gefolgt; nun war das also auch ein Lehrer! Etwas vom Aerger über diese Täuschung knirschte er durch die Zähne.

Mit großer Zartheit brachte Erich das Anerbieten des Geldgeschenkes vor.

„Ha!" lachte Crutius. „Er kennt mich, er will mich beschenken, mich zu Dank verbinden und sich loskaufen!"

Erich sagte, daß er diese Ausrufungen nicht begreife.

„So?" höhnte Crutius. „Also eine Unschuld mit Hauptmannsrang? Und das läßt sich auch kaufen? Die ganze Erde ist eine Trödelbude. Was thut's? Die Höhle, wo der Tiger seine Beute verzehrt, ist sehr schön, sehr geschmackvoll; Maurerpolier und Tapezier können viel zuschmieren! Entschuldigen Sie, ich habe am Morgen Wein getrunken und bin das nicht gewöhnt. Gut, geben Sie her! Meinen allerunterthänigsten Gruß nach Villa Eden! Ein schöner Name!"

Ohne ein Wort der Erklärung faßte Crutius das Geld, griff an den Hut und entfernte sich mit raschen Schritten.

Erich kehrte nachdenklich zu Sonnenkamp zurück. Mit großer Zutraulichkeit hieß Sonnenkamp ihn zu sich setzen und fragte:

„Er hat das Geld genommen und sich natürlich kaum bedankt?"

Erich bejahte.

Bei all seiner Abgeschlossenheit schien Sonnenkamp doch eine gewisse Mittheilungslust zu haben und diese gegen einen Mann

wie Erich walten zu lassen. Er erging sich in lustigen Betrachtungen, wie viele Existenzen auf eine Beute des Zufalls warten; man öffne nur einen Honigtopf, plötzlich seien Bienen und Wespen und Goldfliegen da, von denen man eine Minute vorher nichts gesehen. Dann fuhr er fort:

„Ich kann Ihnen einen Beitrag zu Ihrer Menschenkenntniß geben."

„Von Herrn Crutius?"

„Nein, von Ihrem sehr bemitleideten Erdmännchen. Es ist eine Freude, was für ein geriebener Schelm das ist; ich wußte es längst, da er mit Geschick schwarze Walderde droben von der Höhe zu stehlen weiß; nun aber ist der Schaden, den er von der Hundedressur davon getragen haben will, nichts als Lüge. Ich habe das Roland bereits mitgetheilt, und es freut mich, daß er schon früh die Schlechtigkeit und Lügenhaftigkeit der Menschen kennen lernt."

„Sie werden das Erdmännchen nun nicht mehr in Ihrem Dienste behalten?" fragte Erich.

„Im Gegentheil! Mich freut's, daß das putzige Männchen so viel Schelmerei hat. Ich wünschte, ich hätte ein halb Dutzend Gauner zur Hand, um Roland lehren zu können, wie man mit dem Gelichter verkehrt."

„Das werde ich ihn nicht lehren können," sagte Erich.

„Das sollen Sie auch nicht, Sie sind zu Anderem da."

Erich sah die Menschenverachtung Sonnenkamps, sie erschien ihm als Folge des bewegten amerikanischen Erwerbslebens und um so mehr hoffte er ein Gutes zu wirken, indem er die Leitung Rolands übernahm.

Ein Diener meldete, daß Roland am Ufer auf Erich warte; er ging zu ihm und Roland löste den schönen Kahn und ruderte mit Erich hinaus auf den Strom, der jetzt dunkelgrün war. Die dichtbelaubten Inseln droben schienen wie aus der grünflüssigen Fläche des Wassers herauszuwachsen.

Ein frischer Wind trieb Kräuselwellen; Roland spannte das Segel auf und zeigte sich gewandt, das Element beherrschend; jede seiner Bewegungen war so voll Anmuth, daß Erich ihn mit frohem Blicke betrachtete.

Erich war auf dem Wasser ganz fremd, er gönnte Roland gerne den Triumph, ihn zu unterrichten, wie man das Fahrzeug

nach Luſt und Laune lenkt und wendet. Es war eine Fröhlichkeit in der Stimme Rolands, die man bisher noch nicht gehört hatte.

Mit aufgeblähtem Segel fuhren ſie dahin und die hoch aufſpritzenden Wellen ſchlugen klatſchend an das Fahrzeug. Roland erzählte, daß der Kandidat Knopf ihn erſt auf dem Waſſer heimiſch gemacht habe. Rudern, Segeln und Steuern und den Kahn im Kreiſe treiben, das habe Knopf beſſer verſtanden als der geübteſte Steuermann, ja beſſer als die Steuermännin, eine große, mächtige Frau, die eben jetzt Roland anrief, indem ſie einen am Schleppſchiff hängenden großen Kahn lenkte, während der Mann, eine nicht minder mächtige Geſtalt, am Maſtbaum lehnte.

Roland ſteuerte auf das Schleppſchiff und hing ſeinen Kahn an das am Tau hängende Schiff, das die Steuermännin regierte. Sie plauderte mit ihm, ſah aber beſtändig zurück, denn ſie mußte Richtung inne halten. Als Roland weit genug hinauf gefahren war, löste er den Kahn ab und fuhr mit der Strömung zurück.

Erich lenkte das Geſpräch auf den Kandidaten Knopf. Roland wollte nichts weiter von ihm erzählen und auch nicht von anderen früheren Lehrern; ſie waren ihm offenbar gleichgültig, wie Kellner im Gaſthofe, die geſtern aufwarteten. Nur aus der Art, wie Roland einige Worte geſprochen, ließ ſich erkennen, daß Kandidat Knopf ſeinen Zögling ſehr geliebt haben mußte.

Die Rede kam auch auf das Erdmännchen; Roland nahm die Schelmenſtreiche deſſelben ſehr gleichgültig auf: er war der Anſicht, daß alle armen Leute Schelme ſeien.

Der Knabe hatte ſchon früh eine gewiſſe Weltverachtung gewonnen und ſchien Niemand und nichts zu haben, woran er unzertrennlich hing und deſſen Gedenken ihn tiefer belebte. Nur mit ſeiner Schweſter ſchien er inniger zuſammenzuhängen, denn als er mit Erich nach der Villa ging, ſagte er:

„Jetzt geht Manna mit Herrn von Prancken. Ich glaube, wenn ſie kommt, wirſt du ſie auch lieb haben.“

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die zahlreiche Dienerſchaft im Erdgeſchoſſe der Villa führte ihr eigenes Leben. Herr Sonnenkamp hatte ein weiſes Geſetz, obgleich es Viele hartherzig fanden: ſeine ſämmtlichen Dienſtboten mußten unverheirathet ſein.

Es war Mittag. Lange bevor oben die herrſchaftliche Tafel angerichtet wird, ſpeist man hier. Zwei Reitknechte und ein dritter Kutſcher, die die Stallwacht haben, ſpeiſen ſchweigend allein, denn ſie müſſen die Anderen ablöſen.

Oberſter Herrſcher hier unten iſt der weißgekleidete Chef — ſo wird der Oberkoch genannt. Er iſt wohlbeleibt, von ſtattlicher Geſtalt, bartloſen Antlitzes, mit großer Habichtsnaſe; er ſpielt hier den Marquis. Sein Deutſch iſt eine Art Kauderwelſch, aber er regiert die ihm untergeordneten Köchinnen und Küchenmägde mit großer Sicherheit.

Die Wachhabenden haben abgeſpeist. An einer langen Tafel iſt für mehr als ein Dutzend Menſchen gedeckt, die allgemach herankommen.

Zuerſt kommt — denn man läßt ihm den Vortritt — der Oberkutſcher Bertram, eine gewaltige, rieſenhafte Erſcheinung. Er hat einen großen, in zwei dichte ſpitze Wellen getheilten röthlichen Bart, trägt eine lange, bis über die Hüften hinabreichende geſtickte Weſte und darüber eine weiß und blau geſtreifte Interimsjacke, nur durch eine kleine Auszeichnung von der der anderen Stallbedienſteten unterſchieden.

Mit einem Gruß gegen das Küchenperſonal ſetzt ſich Bertram zu oberſt an den Tiſch, ihm zur Rechten nimmt Joſeph, zur

Linken der Obergärtner seinen Platz. Nach diesem setzt sich ein kleines Männchen mit knolligem Gesicht und sehr beweglichen Augen; es ist Lutz, der Courier. Nun setzen sich die Anderen, je nach ihrem Rang, so daß am unteren Ende die Stallburschen und Gärtnerjungen sitzen.

Die erste Köchin, ein besonderer Günstling der Fräulein Perini, hielt streng darauf, daß, bevor man speiste, gebetet wurde. Bertram, der riesenhafte Kutscher, ein entschiedener Freigeist, machte sich während des Gebets immer mit seiner großen gestickten Weste zu thun, die er stolz über die Hüften herabzog. Joseph faltete die Hände, bewegte aber die Lippen nicht; die Uebrigen beteten leise mit.

Kaum war die Suppe verspeist und etwas vom Wein genippt — denn täglich bekamen die Diener ihren Wein — so begann Bertram:

„Ich warte nur, ob mich der Herr Hauptmann Dournay erkennen wird; ich stand ja bei seiner Batterie."

Damit waren die Zungen gelöst und war das Thema gegeben.

„So?" fiel Joseph ganz glückselig ein. „Er war gewiß recht beliebt?"

Bertram fand nicht für nöthig, darauf geradezu eine Antwort zu geben. Er sagte nur, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Dournay auch einmal Dienstbote würde.

„Dienstbote?"

„Ja, Dienstbote wird er wie wir, und weil er etwas in den Büchern gelernt hat, dafür wird er Hofmeister."

Joseph lächelte wehmüthig und gab sich alle Mühe, der Tischgesellschaft die rechte Meinung beizubringen.

Er pries zuerst den hochberühmten Vater Erichs, der gewiß zwanzig Orden gehabt habe, und dessen Frau, die von hohem Adel war. Die Namen aller Wissenschaften — und zwar die schwer verständlichsten: Anthropologie, Zoologie, Osteologie, Archäologie und Petrefactologie — deren er nur habhaft werden konnte, warf er den Genossen an den Kopf und rühmte, daß der Hauptmann Dournay das Alles verstehe; er allein sei eine ganze Universität. Es gelang Joseph aber nicht, die Dienerschaft zu überzeugen, daß Erich etwas Anderes werde als ein Diener.

In hochpreußischem Dialekt sagte der Obergärtner:

„Jedenfalls ist er ein schöner Mann und sitzt gut zu Pferde; von der Gärtnerei versteht er aber nichts.“

Lutz, der Courier, rühmte, daß Erich recht gut Französisch und Englisch spreche; Russisch, Türkisch und Polnisch verstünden natürlich die Herren Gelehrten nicht; denn Lutz, der als Schneidergeselle alle Länder durchreist hatte, verstand alle Sprachen. Er hatte ehedem Fräulein von Prancken, die jetzige Gräfin Wolfsgarten, und zwei Engländerinnen begleitet, nunmehr diente er Herrn Sonnenkamp als Courier auf Reisen, die übrige Zeit war er müßig, wenn man nicht etwa Abholen und Abliefern des Briefbeutels auf der Bahnstation und daneben das Zitherspiel, das er mit Pfeifen begleitete, eine Arbeit nennen will. Es schien ein stillschweigendes Uebereinkommen am Tische, daß man auf eine Rede des Lutz nicht erwidere; nur die zweite Köchin, mit welcher er in einem zarten Verhältniß stand, lächelte ihm zu.

Ein Mann mit sarmatischen Mienen, dem Ton seiner Aussprache nach ein Pole, rühmte, daß es doch wieder Herr von Prancken sei, der den Mann ins Haus gebracht habe. Bertram stieß Joseph ein wenig an und lobte dann Herrn von Prancken übermäßig; Joseph zwinkerte mit den Augen, wie wenn er sagen wollte: Recht so, es ist kein Zweifel, daß der Pole im geheimen Dienst des Herrn von Prancken steht.

Man sprach nun davon, ob Herr von Prancken wol auch im Hause wohnen werde, wenn er Manna heirathe, denn daß dies geschehen werde, war ausgemacht.

Ein Gärtner, der etwas stammelte, berichtete, man habe im Dorfwirthshause gesagt, Herr Sonnenkamp sei ein Schneider gewesen. Alle lachten und der stotternde Gärtner, der ohnedies der Gehänselte des Kreises war, wurde nun zu allgemeiner Erlustigung immer mehr zum Reden aufgereizt.

Bertram nahm die Wellen seines langen Bartes in beide Hände und rief:

„Wenn nur mir einmal Einer so etwas sagte, ich wollte dem zeigen, wie ihm seine eigenen Zähne schmecken.“

„Lassen Sie doch die Menschen reden,“ beschwichtigte der Obergärtner. Er lächelte im Voraus über seine Weisheit, indem er hinzufügte: „Sobald es einem Manne gut geht, muß er sich böse Nachrede gefallen lassen.“

Ein Stallbursche berichtete von Raufhändeln, die man mit

den Dienern des sogenannten Weingrafen gehabt habe, da diese die Bediensteten des Herrn Sonnenkamp verspotteten, weil sie einem Manne dienten, von dem man nicht wisse, wer und woher er sei; Einer habe sogar gesagt, Frau Sonnenkamp sei eine gekaufte Sklavin.

Die geheime Geschichte und zwar die nicht sehr erbauliche vieler Häuser wurde erzählt, bis die dicke Köchin endlich rief:

„Laßt doch das Gerede! Meine Mutter hat immer gesagt: Sei ein Haus groß oder klein, vor jeder Thüre liegt ein Stein."

Der zweite Gärtner, das Eichhörnchen genannt, ein spindeldürrer Mann mit spitzem Gesichte, der sich manchmal zu den Betstunden der Frommen in der Gegend hielt, begann eine salbungsvolle Predigt über Nachreden. Er war früher Gärtner gewesen, dann Polizeidiener in einer norddeutschen Hauptstadt, wo ihn Sonnenkamp kennen lernte und wieder in seinen ursprünglichen Beruf zurück versetzte; er bediente sich seiner zugleich bei manchen Aufträgen, die eines Mannes von treuherzigem Benehmen bedurften.

Eine alte Küchenmagd, die abseits saß, den Teller auf dem Schooße haltend, rief plötzlich:

„Wenn ich so ein junges reiches Fräulein wäre, wie das unsere, ich weiß, was ich thäte."

„Und was thätest du?"

„Den schönen Herrn, der angekommen ist, den thät ich heirathen; der gefällt mir viel besser."

Alles lachte.

Plötzlich erscholl eine Stimme von der Decke:

„Bertram soll den Glaswagen anspannen, Joseph heraufkommen!"

Die Tischgesellschaft löste sich auf; die Stallknechte gingen in den Stall, wo sie ihre Pfeifen schmauchten, die Gärtner in den Park und die Treibhäuser. Joseph sagte noch eilig zweien Dienern, daß sie den Tisch decken sollten, und stille war's unter der Erde. Nur die Kessel brodelten und zischten, und der Chef schaute mit vornehmer Miene nach den Fortschritten seiner Arbeit.

Eine Stunde später empfing Lutz die Briefe, die er zur Station zu befördern hatte, und scheinbar harmlos erzählte er, daß der neue Erzieher in Bertram, der ehemals in dessen Batterie gestanden, und in Joseph, der sich ihm von der Universität

her verpflichtet fühle, einen Anhang im Hause habe. Es war nie gesagt, daß Lutz der Spion unter den Dienstboten sein sollte; es verstand sich zwischen ihm und seinem Herrn von selbst.

Zweites Kapitel.

Es war am Sonntag in der Frühe, als Erich Herrn Sonnenkamp im Garten begegnete und gefragt wurde, ob er mit zur Kirche gehe. Erich erwiderte, er stehe außerhalb der Confession und wolle keinen Act der Heuchelei begehen; als Zeichen der Achtung für eine fremde Confession könne er wol zur Kirche gehen, aber man würde es ihm hier anders deuten.

Sonnenkamp schaute ihn wie prüfend an; aber diese Grad-heit schien doch Wirkung zu üben, denn er sagte:

„Gut; man weiß gleich, wie man mit Ihnen dran ist."

Der Ton war doppelartig, aber Erich deutete ihn in gutem Sinne.

Als Alles zur Kirche gegangen war, saß Erich allein; er schrieb an seine Mutter.

Die Glocken im Dorfe läuteten und Erich schrieb, wie er die hohe Berufung erfasse, ein Menschenkind, das mit der viel wirkenden Macht des Reichthums ausgerüstet sei, den rechten Weg zu führen. Und unter dem Glockenton kam plötzlich die Erinnerung an jene Geschichte aus dem Evangelium, wie der reiche Jüngling zu Jesus kommt. Er wußte Anrede und Antwort nicht mehr genau, er suchte in der Bibliothek Rolands nach einer Bibel, fand aber keine; und doch war's ihm, als könne er nicht weiter, bis er jenes Begebniß wieder genau wisse.

Er ging hinab in den Garten; hier traf er den Gärtner, das sogenannte Eichhörnchen, der ihm auf die Frage, ob er eine Bibel habe, eine bejahende Antwort gab. Unter salbungsvollen Worten, daß es ihm heute nicht möglich sei, nach der Stadt in die protestantische Kirche zu gehen, holte er seine Bibel und Erich ging damit auf sein Zimmer.

Er schrieb nicht weiter, er las lange; dann saß er, den Kopf in die linke Hand gestützt und starrte drein, bis Roland aus der Kirche kam und das Gebetbuch aus der Hand legte. Als Erich

jetzt die Hand faßte, die das Gebetbuch weggelegt hatte, zuckte ihm die Frage durch die Seele: Wirst du dem Jüngling ein ähnliches Festes und Erhebendes als Ersatz geben können?

Roland sagte:

„Du hast dir eine Bibel geholt?“ und daß sich dies durch den Gärtner bereits im ganzen Hause verbreitet habe.

„Kennst du das hier?“ fragte Erich und legte Roland die Stelle vom reichen Jüngling vor.

Roland las, und als Erich ihn fragte, was er dazu denke, sah Roland ihn starr an; er hatte offenbar die Schwere des Räthsels, das sich hier darlegte, nicht erkannt. Erich vermied es, ihm schon jetzt die Bedeutung desselben zu erklären. Ein Samenkorn liegt in erster Zeit regungslos in der Erde, bis es durch einwirkende Kräfte erweckt wird. Erich wußte, daß in diesem Augenblicke ein solches Samenkorn in die Seele des Jünglings gefallen war. Er wollte ruhig der Zeit harren, bis es keimt und aufgeht.

Er willfahrte Roland, mit ihm dem Major entgegenzugehen, der allsonntäglich zu Tische kam. Unter den Nußbäumen an der Straße wandelten sie eine Strecke dahin, dann ging es bergauf durch die Weinberge. Bei einem großen Stück Landes, wo lauter helle Pfähle standen, sahen sie den Major, den wir bereits auf Wolfsgarten kennen gelernt; er war heute in voller Uniform mit seinen sämmtlichen Orden.

Während die angesehenen Bewohner der Gegend sich zum Hause Sonnenkamp mit großer Zurückhaltung benahmen, war der Major die Fahne der Vornehmheit für dieses Haus; Frau Ceres war besonders beglückt, daß ein Mann mit so vielen Orden ihr so freundlich huldigte.

„Haben Sie ihn schon?“ rief der Major Erich zu. „Halten Sie ihn nur fest im Zaum.“

Auf den Weinberg deutend, sagte er:

„Uebers Jahr bekommen wir — heißt das Herr Sonnenkamp — da den ersten Wein. Haben Sie schon einmal Jungfernwein getrunken?“

Erich verneinte und der Major erklärte, daß man das erste Erträgniß eines Weinberges so bezeichne.

Der Major schleppte nicht nur das linke Bein nach Art der Tamboure, sein Gang war auch wie beständiges Stürzen und

Sichaufrechterhalten, er blieb alle paar Schritte ſtehen und ſchaute lächelnd um. Er lächelte Jedem zu, der des Weges kam. Warum ſollten die Menſchen immer ein trübes Geſicht ſehen und das Unangenehme davon haben, daß er nur ſchwer gehen kann?

Er fragte nun Roland, ob die Mutter bereits wieder aufgeſtanden ſei. Denn Frau Ceres brachte jeden Sonntag das nicht geringe Opfer, ſchon um neun Uhr aufzuſtehen, und was nicht minder viel heißen will, in einer einzigen Stunde ihre Toilette zu vollenden und dann mit der Familie zur Kirche zu gehen; dafür holte ſie jedesmal den verſäumten Schlaf nach, indem ſie ſich vor Tiſche noch einmal vollſtändig zu Bette begab und dann erſt die eigentliche Sonntags-Toilette machte.

Als man wieder auf der ebenen Landſtraße anlangte, begegnete ihnen der Architekt, der ebenfalls zu Tiſche kam; er geſellte ſich zu Erich, während Roland mit dem Major ging. Die Männer mußten alle noch einmal die Hunde Rolands in Augenſchein nehmen, bevor man ſich im Balconſaale verſammelte. Hier trafen ſie bereits den Doctor und den Pfarrer bei Herrn Sonnenkamp.

Kaum war Erich kurz vorgeſtellt, als Frau Ceres im Prachtgewande erſchien. Der Major reichte ihr den Arm, die Diener ſchoben die Flügelthüren zurück, man ging durch mehrere Zimmer in den Speiſeſaal.

Zur Linken der Frau Ceres erhielt der Major, zu ihrer Rechten der Pfarrer ſeinen Platz, neben dieſem Fräulein Perini, worauf der Arzt, Sonnenkamp, der Architekt, Roland und Erich ihre Plätze einnahmen.

Heute ſprach der Pfarrer laut das Tiſchgebet.

Das Geſpräch war anfangs für Erich vollkommen unverſtändlich, denn es war von Perſonen und Verhältniſſen die Rede, die er nicht kannte. Das große Weinhandlungshaus, deſſen Sohn mit Prancken die ſchönen Pferde eingekauft, wurde viel beſprochen. Der Chef hatte in einem ſeiner ſtromaufwärts liegenden Keller eine Weinverſteigerung abhalten laſſen, bei welcher enorme Preiſe erzielt worden. Es hieß, er wolle das Geſchäft ganz aufgeben, um nach der Reſidenz zu ziehen, denn der gewandte alte Herr ſuche ſich mit großer Befliſſenheit dem Hofe bemerklich und beliebt zu machen.

„Ich traue ihm den Wahnwitz zu, daß er nach dem Adel ſtrebt,“ rief der Doctor.

Herr Sonnenkamp, der eben ein Stück fein zubereiteten Fisches nach dem Munde geführt hatte, hustete heftig und wurde so roth im Gesichte, daß alle Tischgenossen um ihn bangten; er beruhigte sie indeß bald und erklärte, er habe nur unvorsichtigerweise eine Gräte verschluckt.

Der Major fand es unpassend, daß der große Weinhändler sich von der Regierung als Candidat für das Abgeordnetenhaus aufstellen ließ, und zwar gegen einen Mann wie Herr Weidmann. Erich ward aufmerksam, da dieser Name jetzt wieder genannt wurde; es war immer wie ein unnennbares Ehrengefolge, wenn dieser Name erschien. Der Doctor fuhr fort: der Weingraf wolle offenbar nur seinen Ehrgeiz und sein Bestreben befriedigen, sich der Regierung beliebt zu machen, und das gelänge ihm, obgleich er wisse, daß er unterliege, denn er erscheine dadurch in der Oeffentlichkeit als eine Stütze der Regierung.

„Nun, Herr Pfarrer," fragte er geradezu, „für welchen Candidaten wird die Geistlichkeit stimmen?"

Der Pfarrer, eine große schlanke Gestalt mit weißen Haaren und wunderbar glänzenden Augen, die unter dichten Brauen scharf und ruhig umschauten, vereinte Würde und Gewandtheit in seinem Benehmen. Er hätte gern geschwiegen, nun aber sagte er — die linke Hand bewegend, an der er Daumen und Zeigefinger zusammenlegte — daß gegen die bürgerliche Tüchtigkeit Weidmanns durchaus nichts einzuwenden sei.

Der Doctor schien sich diese ablehnende Antwort gefallen zu lassen. Der Major aber hob mit großer Bestimmtheit den edlen Charakter Weidmanns hervor, der siegen müsse.

Der Major sprach immer mühsam und wurde purpurroth bis zu den weißen Haaren hinauf, wenn er nicht blos zu seinem Nachbar, sondern zur ganzen Tischgenossenschaft sprechen mußte.

„Sie reden als Bruder Freimaurer," neckte ihn der Arzt.

Der Major sah ihn grimmig an und schüttelte verweisend den Kopf: über solche Dinge scherzt man nicht — aber er schwieg.

Sonnenkamp erklärte, daß er, obgleich steuerzahlender Bürger dieses Landes, doch gar nicht wähle; er sei an große Verhältnisse gewöhnt und betrachte sich und sein Haus in Deutschland überhaupt nur als Gast.

Der Blick Erichs und des Doctors begegneten sich, dann

ſahen Beide auf Roland. Was wird aus einem Kinde, dem man ſagt, der Staat, in dem du lebſt, geht dich gar nichts an?

Der Arzt hatte einmal angefangen, den Major zum Gegenſtande der Neckerei zu machen, und ließ nun nicht mehr davon ab. Der Arzt, als der Joviale bekannt und beliebt, war ſchon vom frühen Morgen an aufgeheitert, gleich Einem, der eben von wohlbeſetzter Tafel aufſteht; ſein Ton war überaus belebt und nahm ſich ſeltſam aus gegen das ſchwerfällige Gebahren des Majors, der ſich die Scherze gern gefallen ließ. Es erſchien ihm als Menſchenpflicht, ſeinen Nebenmenſchen auch paſſiv zu dienen, und ſeine Mienen ſagten ſtets: Kinder, ſeid luſtig, meinetwegen auch über mich!

Der Pfarrer ſtand dem unterdrückten Major bei, aber es war ſchwer zu erkennen, ob er es nicht blos that, um die Neckereien in Gang zu halten; denn der Major lächelte verlegener zu ſeinem Beiſtande, als gegen ſeinen Angreifer. Der Pfarrer ſprach im Beginne immer wie behaglich erzählend, dann aber im Fluſſe der Rede ſandte er treffende Pfeile nach allen Seiten, dabei bewahrte er unverändert feine und verbindliche Manieren und verlor keinen Augenblick die Würde des geiſtlichen Anſehens aus den Augen; beſonders hatte er gewiſſe begütigende Bewegungen mit ſeinen ſchönen feinen Händen. Die Augen von Fräulein Perini ſchienen immer größer zu werden und ſich am Anblicke zu ſättigen, indem ſie den Geiſtlichen betrachtete und ihm gleichſam mit den Augen zuhörte. Nur konnte ſie ein Mißbehagen nicht unterdrücken, wenn der Pfarrer nach Art der ſchnupfenden Cleriſei das blaue leinene Taſchentuch in einen Ball zuſammenlegte und im Fluſſe der Rede hin- und herbewegte. Sie athmete freier auf, wenn er das entſetzliche blaue Tuch in die Taſche ſteckte.

Gegenüber dem ungeſchlachten und kurz angebundenen Weſen des Arztes bewahrte Fräulein Perini eine vornehme Duldung; er ſeinerſeits behandelte Fräulein Perini als eine Art Collegin, denn ſie war nicht ohne mediciniſche Kenntniſſe. Er hatte einen beſonderen Reſpect vor ihr, da ſie ihn noch nie über eine Kränklichkeit zu Rathe gezogen hatte. Sie lebte äußerſt mäßig; bei den großen Gaſtereien und dem täglichen reichlichen Gaſtmahle genoß ſie nur ſehr wenig, ſie ſchien keinerlei Bedürfniſſe zu haben, ſie ſchien ein Naturell, das nur zum Dienſt, zur Gefügigkeit für Andere da war. Doctor Richard, als vielbewährter und geſuchter

Arzt, hatte das Recht, wenig Umstände zu machen; er war der ebenso liebenswürdige als verwöhnte Tyrann der ganzen Gegend und des Sonnenkamp'schen Hauses insbesondere. Bei Tische war er gesprächig, er aß wenig, trank aber desto tüchtiger. Er lobte die Weine, er kannte sie alle, ihren Entwicklungsgang und ihre Reife. Er fragte nach einem längst gepflegten, Sonnenkamp ließ davon bringen; der Arzt fand ihn noch wild, unartig und ungezogen. Bei mancher Speise blickte Herr Sonnenkamp zweifelhaft auf den Doctor, dieser rief ihm aber dann zuvorkommend zu:

„Essen Sie nur, es schadet Ihnen nichts."

„Nicht wahr? Trinken wäre eigentlich das Beste auf der Welt?" scherzte Sonnenkamp.

„Schade," rief der Doctor, „daß Sie den „kostbaren Borsch" nicht gekannt haben, der hat einmal das große Wort gesagt: Das Dümmste auf der Welt ist, daß man das Essen nicht auch trinken kann." Zu Erich gewendet fuhr er fort:

„Ihr Freund Prancken ist auf unsere Rheinlande nicht gut zu sprechen, aber diese Verstimmung ist ein Acclimatisirungs-Katarrh, den Jeder bei uns durchmachen muß. Ich hoffe, daß Sie ihn schneller verwinden. Sehen Sie, solch eine Flasche Wein — Alles was Poesie, Schauspiel, bildende Kunst uns vorzaubert, steckt da drin; der Trinkende empfindet, daß er nicht blos das gemeine Lastthier ist; nicht Jeder weiß von der Schönheit, die in solch einer Flasche verkorkt ist, braucht es auch nicht zu wissen, aber er spürt's; er wird in Wahrheit des Schönen voll."

„Wenn nur die Spiritusfälschung nicht wäre," schaltete der Architekt ein.

„Ja wol," rief der Doctor laut; „wir hatten früher in unserer Gegend äußerst selten Fälle von Säuferwahnsinn, die jetzt so häufig sind; das kommt nicht vom Wein, sondern vom Spiritus, der darin ist. Verstehen Sie etwas vom Wein?" wendete er sich wieder zu Erich, wie als natürlicher Präsident ihm das Wort ertheilend.

„Noch nicht."

„Und Sie haben doch wahrscheinlich auch schon Trinklieder gedichtet. Da heißt es immer: schenket ein, laßt uns fröhlich sein, wir wollen fröhlich sein, wir waren fröhlich gewesen, und nach der ersten Flasche können die Herren nicht mehr auf ihren gereimten Füßen stehen."

Ein Blick auf Roland schien den Doctor zur Besinnung zu bringen; es war nicht gut, Erich sofort in die Neckerei zu ziehen. Er wendete daher das Gespräch und veranlaßte Erich, indem er ihn mit besonderer Freundlichkeit „Herr Collega" nannte, Allerlei aus dem Universitäts- und Soldatenleben zu erzählen. Der Major athmete auf, er wurde nun in Ruhe gelassen und konnte seine Aufmerksamkeit ungestört den Speisen und Getränken widmen. Unter der Serviette, die er mit zwei Haften an den Schultern befestigt hatte, öffnete er seine Uniform. Es ist gut, daß Fräulein Milch mir eine schöne weiße Weste bereit gelegt hat, die darf sich sehen lassen, dachte er. Er stand im besten Einverständniß mit den Dienern, es bedurfte kaum eines Augenwinkes gegen Joseph, und dieser wußte, wenn der Wein gewechselt wurde, ihm auch immer gleich von seinem Leibburgunder einzuschenken.

Jetzt vergaß der Major das Trinken. Das Gespräch hatte eine glückliche Wendung genommen, indem Erich von der Genfer Convention zum Schutze der im Kriege Verwundeten sprach. Das war für den Pfarrer, für den Arzt und den Soldaten ein guter Sammelpunkt; eine Weile herrschte nur zustimmendes und ergänzendes Gespräch am Tische.

Mit starker Stimme rief der Major, daß Männer, die sich nicht nennen wollen, die ursprünglichen Gründer dieser wie aller humanen Einrichtungen seien. Leiser als sonst seine Art war, sagte der Arzt zu Erich, wie der Major alles Gute, was in der Welt geschehe, den Freimaurern zuschiebe; wer sich wohl mit ihm verhalten wolle, dürfe nie darüber spotten.

Mit einer Wärme und Begeisterung, die allgemein ansprach, hob Erich hervor, daß wir stolz sein dürfen, solch eine Einrichtung in unserm Jahrhundert auf dem reinen Grunde der Humanität auferbaut zu sehen, und selbst der Pfarrer schien erfreut, als Erich hinzusetzte, die christliche Religion habe in aufopfernder Hingebung bei der Krankenpflege eine Hoheit bewährt, wie sie keine Vorzeit und keine andere Weltbetrachtung je so rein und groß bewiesen.

Rolands Augen waren andächtig auf Erich gerichtet, bis er geendet hatte; dann schaute er mit Stolz um und gewahrte die glänzenden Blicke der Tischgenossen; er sammelte sie gleichsam für seinen Lehrer ein.

Man stand wohlgemuth vom Tische auf, es war eine Art

Segnung über die Speisen gekommen. Frau Ceres erhob sich und ihr folgend die ganze Gesellschaft. Der Pfarrer betete still. Der Major kam auf Erich zu und drückte ihm die Hand. Mit gepreßter Stimme sagte er:

„Sie sind es bereits, Sie müssen noch die Zeichen lernen."

„Sehen Sie," rief der Doctor übermüthig, „sehen Sie, die Haare unseres Majors sind weißer geworden."

Und in der That schien es so, denn das Angesicht des Majors war beständig so geröthet, daß sich die Farbe desselben nie zu erhöhen schien; jetzt stachen die weißen Haare noch schärfer von dem durch den Wein und die Reden belebten Antlitze ab.

„Die Haare des Majors sind weißer geworden," hieß es allgemein, und das verlegene Lächeln, das stets auf seinen Lippen war, ging ebenfalls in lautes Lachen über.

Drittes Kapitel.

Alsbald nach Tische wurde dem Doctor gemeldet, daß viele Hülfesuchende auf ihn warten, denn es war bekannt, daß er am Sonntag auf der Villa speiste. Rasch ließ er sich von Sonnenkamp eine Cigarre geben und sagte zu Erich, er solle ihn begleiten, denn er habe mit ihm zu sprechen. Er sagte dies in einer Weise, die des Gehorsams gewiß war.

Als Erich mit ihm um die Ecke bog, reichte er ihm die Hand und sagte herzlich:

„Ich bin der Schüler Ihres Großvaters und kannte auch Ihren Vater auf der Universität."

„Das freut mich; aber warum sagen Sie mir das erst hier?"

Der Doctor betrachtete ihn von oben bis unten, dann legte er ihm beide Hände auf die Schultern und sagte kopfschüttelnd in herzlichem Tone:

„Ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, die Species der Idealisten sei ausgestorben. Sie sind Doctor der Weltweisheit, aber nicht der Weltklugheit. Lieber Hauptmann Doctor, wozu brauchen denn die dort zu wissen, wie ich zu Ihnen stehe? — Also Sie wollen mit Herrn Sonnenkamp leben?"

„Warum nicht?"

„Der Mann könnte nicht weinen, wenn er wollte, und Sie . . .?"

„Und ich?"

„Bei Ihnen füllt sich der Thränenbeutel bei jeder Gemüthsbewegung; wie Sie von Ihrem Vater sprachen, von der großen Krankenpflege . . . Sie haben Talent zur Hypochondrie."

Erich war betroffen. Noch ehe er erwidern konnte, wandte sich der Doctor gegen die harrende Bauerngruppe, die beim Hause des Castellans stand.

„Ich komme gleich!" rief er, und zu Erich gewendet, sagte er: „Warten Sie hier auf mich, ich komme bald wieder." Er ging auf die Gruppe zu, in welcher Alle ehrerbietig grüßten. Er sprach mit dem Einen und dem Andern, zog ein Heft mit fliegenden Blättern heraus und schrieb auf dem Rücken eines breiten Mannes mehrere Recepte, Anderen gab er nur mündlichen Bescheid.

Erich stand in Gedanken versunken.

Der Arzt kam zurück und sagte mit heiterer Miene:

„Nun bin ich frei. Graf Clodwig hat mir von Ihnen erzählt, aber er hat mir eine falsche Vorstellung von Ihnen gegeben. Immerhin! Jeder sieht, in seinem Horizonte stehend, nur seinen eigenen Regenbogen. Ich wollte nur noch sagen, was man Ihnen thut, ist kaum Zinsenzahlen, denn kein Mensch hat Anderen mehr Gutes gethan, als Ihr Großvater und Ihr Vater. Nun lassen Sie sich einmal ordentlich betrachten. Ich habe Sie vor Jahren gesehen, als Sie mit dem Prinzen zusammengekoppelt waren."

Der Doctor stellte sich einen Schritt entfernter von Erich und fuhr fort:

„Die Kreuzung ist gut. Vater von hugenottischem Stamm . . . Mutter echt germanisch, blond, fein . . . richtige Mischung der Nationalitäten. Kommen Sie hier mit in die Laube. Wollen Sie mir schnell und kurz eine Diagnose gestatten?"

Erich lächelte; diese ganze Art, wie der Arzt ihn gemustert und über ihn verfügt, kam ihm höchst seltsam vor, und doch versetzte es ihn in heitere Stimmung und er sagte:

„Stellen Sie Ihre Diagnose." Der Doctor fragte:

„Können Sie mit Jemand tagtäglich umgehen, ohne ihn zu lieben oder mindestens zu achten?"

„Ich habe es bis jetzt nicht versucht, aber ich glaube nicht,

daß ich es kann, und solch ein Verkehr schädigt gewiß die Seele."

„Diese Antwort habe ich erwartet. Ich meinerseits bekenne mich zu dem Worte Lessings: Es ist besser, unter bösen Menschen leben, als fern von Menschen leben. Darf ich noch mehr fragen?"

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, fuhr er fort:

„Haben Sie schon Undank erfahren?"

„Ich glaube noch nichts gethan zu haben, wofür ich Dank verdiene. Es fragt sich ja überhaupt, ob wir Dank ansprechen dürfen, denn Alles, was wir Andern erzeigen, vollführen wir doch zunächst zu unserm Selbstgenügen."

„Gut, gut . . . weiß schon. Nur noch Eins. Glauben Sie an die Gemeinheit, und wenn das, seit wann?"

„Wenn Sie unter Gemeinheit die bewußte Lust verstehen, Andere zu schädigen, so glaube ich nicht an dieselbe; denn ich bin überzeugt, daß alle Uebelthat nur Grenzverschiebung des an sich berechtigten Selbsterhaltungstriebes ist, nur eine durch Sophistik oder Leidenschaft bewirkte Grenzverschiebung. Vielleicht ist der Glaube an die Gemeinheit auch nichts als Leidenschaft."

Der Doctor nickte mehrmals, dann sagte er:

„Nun nur noch Eine Frage. Sind Sie empfindlich? verletzlich?"

„Ich dürfte vielleicht Ihre freundliche Prüfung als Beweis geltend machen, daß ich es nicht bin."

Der Doctor lachte und sagte:

„Entschuldigen Sie, ich habe mich geirrt, meine letzte Frage hat noch eine allerletzte. Also zum Schluß: Ueberrascht es Sie, wenn Sie ein Männlein oder Weiblein von modischer Kleidung und gebildeten Worten ganz einfach dumm finden? Gestatten Sie sich, solche Menschen als dumm anzunehmen, und muthen Sie ihnen nicht Gründe ihrer Handlungsweise und Verständniß für die Gründe Anderer zu?"

Erich merkte wohl, daß der Doctor ihm Verhaltungsregeln geben und in seiner Weise ein Recept verschreiben wollte. Halb scherzhaft sagte er, er habe schon mehrere seltsame Examina hier durchgemacht, aber das jetzige sei doch das überraschendste.

„Sie werden sich mein Examen vielleicht später erklären," sagte der Arzt leise und drückte Erich verstohlen die Hand, denn er sah Fräulein Perini des Weges daherkommen und gesellte sich zu ihr.

Die Tischgesellschaft traf sich wieder beim Springbrunnen, man plauderte noch eine Weile, dann trennte man sich. Der Pfarrer und der Major luden Erich ein, daß er sie besuche; der Arzt fragte Sonnenkamp, ob Erich und Roland mit ihm auf Praxis fahren dürften. Sonnenkamp war überrascht, daß Erich bereits als Erzieher Rolands betrachtet wurde; er ließ das aber nicht merken und bejahte. Erich stieg mit dem Doctor in den offenen Wagen, Roland nahm den Sitz beim Kutscher ein, der ihm die Zügel gab.

Der Tag war frisch und voll Blüthenduft, Glocken klangen und Lerchen sangen.

Man fuhr in ein landeinwärts gelegenes Dorf. Aus einem Garten, wo der Flieder blühte, tönte schöner vierstimmiger Gesang; unter Linden an einem umhegten Platze turnten Jünglinge und Knaben.

„O unser herrliches Deutschland!" konnte sich Erich nicht enthalten auszurufen. „Das ist Leben! Das ist unser Leben! Die Seele im frischen Gesange, den Körper in muthiger Bewegung gestärkt, das giebt ein Volk von Kraft und Schönheit; ihm muß die Ehre und Freiheit werden! Wir besitzen und erlangen alles Herrliche, das der klassischen Welt eigen war."

Der Doctor legte still die Hand auf das Knie Erichs und schaute ihn hellen Auges an, dann sagte er:

„Wenn Sie hier bleiben, dann lassen Sie sich von mir in das Intimere des rheinischen Lebens einführen. Und wenn Sie es vermögen, dem Knaben vor uns Freude zu geben nicht blos an dem, was er hat, sondern auch an dem, was er nicht zu eigen hat, am großen Leben des Volkes und der Gesammtheit, dann haben Sie eine brave Arbeit gethan."

Erich erklärte, daß er jetzt noch nicht endgiltig abschließen wolle; er kehre vorher nochmals heim, er müsse selbst Zeit zur Ueberlegung haben und auch eine solche Herrn Sonnenkamp lassen.

Der Doctor stimmte bei, dann rief er:

„Roland, halte hier an."

Er stieg aus und trat in ein kleines, säuberlich aussehendes Haus; Erich und Roland gingen nach dem Turnplatze und sahen den Turnübungen zu. Der Doctor kam wieder, der Wagen fuhr hinter ihm drein, es läutete von der Kirche, alle Umstehenden falteten die Hände, auch der Doctor that's und sagte:

„Ein Mensch ist gestorben; er hat seine zweiundsiebzig Jahre gelebt. Noch auf seinem Sterbebett erquickte er sich in der Erinnerung an eine kleine Wohlthat. Im Hungerjahre 1817 wanderte er als Küfergeselle über die Lüneburger Haide — er nannte sie immer die Hamburger Haide — da war noch keine Straße, und erst nach Stunden fand er eine elende Hütte; in dieser waren Kinder, die weinten vor Hunger. Der Küfer hatte getrocknete Aale in einer Blechbüchse bei sich und auch Brod. Das gab er den Kindern Alles zu essen und die Kinder betrachteten ihn wie einen Engel, der vom Himmel gekommen wäre, sie zu speisen. Sehen Sie, sagte er mir noch gestern, sehen Sie, das thut mir wohl und freut mich noch jetzt, daß ich die Kinder damals satt machen konnte, und sie haben's wol auch nicht vergessen, wie ihnen einmal ein fremder Mann den Hunger stillte."

Der Doctor hielt inne, er bezwang offenbar eine Rührung, dann fuhr er fort:

„Der Mann hat viel gelitten, der Tod ist eine Erlösung für ihn. Ja, junger Freund, das ist die Welt! Da draußen blüht es und die Menschen singen und turnen und scherzen und derweil stirbt ein Mensch ... Pah!" rief er, sich ermannend, „ich habe Euch nicht zur Trauer mitgenommen. Roland, fahre durch das ganze Dorf nach dem letzten Hause. — Wir fahren zur fröhlichen Armuth," wendete er sich zu Erich, „Ihr sollt nun auch Lustiges sehen. Der Mann ist ein armer Winzer, hat sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Sie sind in ihrer Armuth die lustigsten Menschen, die man finden kann, der Lustigste von Allen aber ist der Alte. Er heißt eigentlich Pfeifer, aber weil er, so oft er nur kann, mit seinen Kindern singt und sie vortrefflich einübt, heißt er der Siebenpfeifer."

Man fuhr nach dem Hause und schon von fern hörte man aus der Stube im Erdgeschoß singen.

Der Doctor, Erich und Roland standen auf der Straße und schauten durch die offenen Fenster, wo die Familie ungestört weiter sang. Als das Lied geendet war, traten sie ein und wurden fröhlich bewillkommt. Der Doctor fragte, wie es gehe.

„Ach, Herr Doctor," erwiderte der Siebenpfeifer, „es ist immer so, mein Jüngstes hat immer die beste Stimme."

Es wurden neue Lieder angestimmt und Erich sang mit. Der Alte nickte ihm zu und nach Beendigung des Liedes sagte er:

„Herr, Sie können ja meisterlich singen.“

Der Doctor hatte in seinem Wagen ein Flaschenfutter, das setzte er nun auf; man trank und der Siebenpfeifer rief: „Das Beste auf der Welt ist doch, wenn man gesund ist und sich selber Musik macht.“

Der Arzt verabschiedete sich.

Als es Abend wurde, verließen Roland und Erich mit frohem Herzen das Haus. Die zwei ältesten Söhne des Siebenpfeifers gingen mit ihnen nach dem Ufer, wo sie den Kahn lösten und die Beiden nach der Villa fuhren.

Der Strom war heute wundersam ruhig und klar, das Abendroth durchglühte ihn. Erich saß still, er hatte eine glückliche Stunde, wo man nichts denkt und doch Alles hat. Roland ruderte gleichmäßig mit den Söhnen des Siebenpfeifers, dann ließen sie ohne Ruderschlag den Kahn dahinschwimmen, der geräuschlos in der Strömung fortglitt.

Die Sterne glitzerten am Himmel, als man bei der Villa anlangte.

Viertes Kapitel.

Am Morgen kam der Architekt und holte Roland ab, da er unter seiner Leitung Zeichnungen von der Burgruine machen sollte.

Herr Sonnenkamp erinnerte Erich, daß er den Pfarrer besuchen solle. Noch ehe Erich kundgeben konnte, daß er examinirt sei, gab ihm Sonnenkamp zu verstehen, daß man mit den Geistlichen ein Wohlvernehmen bewahren müsse; man sei aber doch nie sicher, was sie eigentlich denken und welche Ziele sie haben. Es war ein vertraulich Schleichendes in Ton und Wesen Sonnenkamps und vielleicht wollte er, daß Erich den Pfarrer auskundschaften solle. Arglos entgegnete Erich, daß er es für Pflicht halte, mit dem Pfarrer in gutem Einvernehmen zu stehen.

Bald nachdem Fräulein Perini aus der Messe gekommen war, machte sich Erich auf den Weg.

Das Pfarrhaus lag hinter einem Vorgarten, im stillen Dorfe noch still abseits. Hätte nicht die Thürschelle so laut geklungen und zwei weiße Spitzhunde gebellt, man hätte glauben mögen

daß in dieſer ſaubern Ordnung, die ſich ſofort auf dem Hausflur erkennen ließ, kein Geräuſch laut werden könnte. Die Hunde waren zum Schweigen gebracht, die Haushälterin hieß Erich die Treppe hinaufgehen; er ſchien bereits erwartet zu ſein.

Droben fand Erich den geiſtlichen Herrn in ſeiner ſonnigen, ſchmuckloſen Stube; er ſaß vor dem Tiſche, hielt ein Buch in der Linken und die Rechte lag auf einer Weltkugel, die auf einem kleinen Poſtamente vor ihm ſtand.

„Sie treffen mich in der weiten Welt," ſagte der Geiſtliche und hieß Erich vertraulich willkommen. Er bat ihn, auf dem Sopha Platz zu nehmen, über welchem ein Farbendruckbild hing, das den heiligen Borromäus darſtellte.

Eine anheimelnde Friedſamkeit war in dieſer Stube; eine Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit, die nichts wollte, als im ſtillen Denken die Tage und Stunden zu beſchließen, ſchien aus Allem zu ſprechen. Zwei Canarienvögel in ihren Käfigen ſchienen wie drunten die Hunde hier über den Fremden ſich lebhaft auslaſſen zu wollen. Der geiſtliche Herr hieß ſie ruhig ſein, und wie durch einen Zauber verſtummten ſie und ſchauten nun Erich neugierig an.

Der Pfarrer erzählte, daß er eben die Reiſe eines Miſſionärs auf der Weltkugel verfolgt habe; er drehte dabei den Globus mit ſeiner feinen rechten Hand im Kreiſe.

„Sie ſind wol kein Freund des Miſſionsweſens?" fragte er ſofort.

„Ich will nicht auf den religiöſen Zweck eingehen," entgegnete Erich, „ich glaube nur, es giebt kein zweites Buch, das ſo zur Weltverbreitung geeignet iſt, wie die Bibel, und auch ſprachlich ergiebt ſich da die erſte Stufe der Cultur."

„Sprachlich?"

„Es iſt ein großes Culturmoment, daß die Miſſionäre durch das heilig verehrte Buch die Schriftſprache überall hin verbreiten. Die Nationalſprachen der ungebildeten Völker werden dadurch gewiſſermaßen aus dem Unorganiſchen zum Organiſchen erlöst.

Der Geiſtliche ſchloß das Buch, das vor ihm aufgeſchlagen war, dann ſagte er, indem er die Fingerſpitzen der beiden Hände an einander legte, er hege eine Vorliebe für Diejenigen, die aus innerem Entſchluß ihren Beruf geändert. Allerdings bewege oft Leichtſinn und Unbefriedigung dazu, die ſich in keiner

bemeſſenen Thätigkeit wohl fühle; wo dies aber nicht der Fall, dürfe man einen tiefen Grundzug der Wahrhaftigkeit voraussetzen. Erich entgegnete:

„Ich habe im Soldatenſtande nicht das Auszeichnende geſucht; ich ſuche nur das allgemein Menſchliche und dieſes iſt es doch, was jedem Beruf allein die Würde geben kann."

„Allerdings," erwiderte der Geiſtliche, „meine Familie hatte mich ebenfalls zu einem andern Berufe beſtimmt, ich aber wählte den geiſtlichen, weil er nicht Gewinn, nicht Genuß, nicht Ruhm, ſondern das allein bietet, was Sie das allgemein Menſchliche nennen, während es doch einfach das Göttliche genannt werden muß."

Eine Scheu vor Widerſpruch kam über Erich, da er den Geiſtlichen reden hörte. Die ganze Umgebung verſetzte ihn in eine andächtige Stimmung; es war, als dürfe man die heilige Ruhe nicht ſtören, die hier herrſchte.

Das Geſpräch ging in Perſönliches über, auch der Pfarrer hatte den Vater Erichs gekannt.

„Und nun laſſen Sie mich geradezu fragen," wendete der Geiſtliche plötzlich. „Was würden Sie Roland als Beſtes und vor Allem geben?"

Wieder nahm jene heilige Stille Beſitz von dem Raume, in dem zwei Menſchen athmeten, die Jeder in ſeiner Weiſe dem Höchſten dienen wollten.

„Wenn ich es kurz zuſammenfaſſe," entgegnete Erich, „ſo möchte ich Roland Freude an der Welt geben. Hat er dieſe, wird er der Welt Freude bereiten, ich meine, Gutes und Schönes thun wollen; lehre ich ihn die Welt verachten, das Leben geringſchätzen, ſo kommt er dahin, daß er die Welt und die ihm in derſelben verliehene Kraft mißbraucht."

„Sie ſind auf dem Wege zum Heil," ſagte der Pfarrer mild, „aber Sie lenken ab in einen Irrweg. Ich warne Sie, junger Mann. Ich glaube, Sie wiſſen nicht, wem Sie dienen wollen. Wiſſen Sie, wie der Herr heißt und wer er iſt?"

„Herr Sonnenkamp."

„Nein, Reichthum heißt der Herr und Meiſter. Und wiſſen Sie, was Reichthum iſt?"

Da Erich ſchwieg, fuhr er fort:

„Vielleicht ſehen wir, die wir das Gelübde der Armuth ab-

gelegt, am unbefangenſten, was Reichthum iſt; er iſt die größte Verſuchung unſerer Zeit, und doch ſteht der Reichthum unter dem Thieriſchen, denn kein Thier hat mehr Kraft, als es mit ſich herumträgt. Der Menſch allein kann haben, was ſeine Kinder und Kindeskinder nicht verzehren können. Da liegt das Elend! Wer ſo viel von der Welt gewinnt, erleidet Schaden an ſeiner Seele. Glauben Sie, daß dieſer bewußt reiche Knabe und das ganze Haus in anderer Weiſe eine ſittliche Regulirung bekommen kann als durch die Religion? Auf der Tafel dieſer Reichen prangt täglich ein duftender, farbenprächtiger Blumenſtrauß — was hilft es? Auf dem ärmlichen Tiſch des dürftigſten Häuslers ſtellt ſich ein ſchönerer, duftreicherer Blumenſtrauß aus höherem Reiche durch die Worte des Gebets und es tritt eine Sättigung in die Seele, die erſt die Sättigung des Körpers zu einer gedeihlichen macht. Doch das iſt nur Eins. Am Oberrhein nennen ſie die bewegliche Habe Fahrniß, und ſo iſt es! Der Reichthum der heutigen Welt iſt nichts als Fahrniß, fahrende Habe, und ſie wird dahin fahren. Glauben Sie mir," rief der Geiſtliche und legte ſeine Hand auf die Hand Erichs ... „glauben Sie mir, die Staatspapiere ſind das Unglück der heutigen Welt."

„Die Staatspapiere? Ich verſtehe nicht."

„Ja, es iſt auch nicht ſo leicht zu verſtehen. Wem kann man Millionen borgen? Niemand als dem Staat. Ehedem konnte ein Menſch nicht ſo viele Millionen haben, denn wo ſollte er ſie anlegen? Jetzt aber ſind die Staatspapiere da. In alten Zeiten hatte der reiche Mann große Liegenſchaften, viel Feld und Wald, da war er erſtlich von Gottes lieber Sonne abhängig, und wenn Alles zeitig und gereift dalag, ſpendete er der Kirche den Zehnten. Nun aber ſteckt der Reichthum in feuerfeſten, diebesſichern Kaſten, nicht von Sonne, nicht von Wind und Wetter abhängig, hat ſich nicht vor der Welt zu zeigen und keinen Zehnten vom Ertrag zu geben; die Ernte des Staatspapier-Mannes iſt Coupons-ſchneiden. Wenn der Herr heut wieder kommt, findet er keinen Tempel mehr, aus dem er die Wechsler und Händler austreibe; ſie haben ſich ihre eigenen Tempel gebaut. Die heutige Burg Zion, in deren Schutz ſich die Reichen wie die Fürſten begeben, iſt die engliſche Bank! Haben Sie ſchon einmal darüber nachgedacht, was aus der Menſchheit, aus den Staaten werden ſoll, wenn dieſe Vermehrung der Staatsſchulden ſo fortgeht?"

Erich verneinte und der Geiſtliche fuhr fort:

Die ganze Erde wird eine einzige große Hypothek, und bei wem verpfändet? Bei dem, der lange borgt, aber doch einſtmals Zahlung einfordert. Ein Weltbrand wird kommen, gegen den keine feuerfeſten Kaſten ſichern, und eine Sündfluth, die die Millionen und aber Millionen Staatsſchulden auslöſcht. Ich bin kein Mann der Schadenfreude, aber ich möchte wohl den Bankerott der engliſchen Bank erleben. Denken Sie ſich: die Nachricht kommt an, es iſt Alles verloren. Da werden Tauſende von Männlein und Weiblein ſehen, wie nichtig ſie ſind, wenn ſie ſo auf einmal all ihrer Herrlichkeiten beraubt auf die nackte Erde ſich verſetzt ſehen."

Erich lächelte. Jeder einſam geſtellte Mann ohne entſprechenden gleichberechtigten Umgang kommt zu Abſonderlichkeiten; das ſchoß ihm ſchnell durch den Sinn, und er ſagte, daß allerdings die Erde mit höheren Schulden belaſtet, als ſie an ſich werth ſei, wenn man ſich einen Käufer dafür denken könne. Aber der eigentliche Beſitz der Menſchen ſei größer als der materielle Werth der Erde, denn der größte Beſitz ſei ein ideales Sein, die Arbeitskraft, und während früher alles Beſitzthum in der Scholle beſtand, ſei es eben die Aufgabe der neuen Welt, den idealen und den beweglichen Beſitz zur Geltung zu bringen.

Erich wollte noch hinzuſetzen, daß auch bei den Römern, ſelbſt noch zu Zeiten der Republik, der Reichthum Einzelner ſo unverhältnißmäßig war; der Geiſtliche ſchien ihn aber in ſeiner gewaltſamen Erregung kaum noch zu hören, er ging nach ſeiner Bücherei, nahm eine große Bibel, ſchlug eine Stelle auf und reichte das Buch Erich hin.

„Da leſen Sie, das iſt die einzige Art, wie Roland erzogen werden kann. Leſen Sie vor."

Erich las:

„Und da er hinausgegangen war auf den Weg, lief Einer vorne vor, kniete vor ihn und fragte ihn: Guter Meiſter, was ſoll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Aber Jeſus ſprach zu ihm: Was heißeſt du mich gut? Niemand iſt gut, denn der einige Gott. Du weißt ja dieſe Gebote wohl: Du ſollſt nicht ehebrechen. Du ſollſt nicht tödten. Du ſollſt nicht ſtehlen. Du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden. Du ſollſt Niemand täuſchen. Ehre deinen Vater und Mutter. Er antwortete aber und ſprach

zu ihm: Meiſter, das habe ich Alles gehalten von meiner Jugend auf. Und Jeſus ſahe ihn an und liebte ihn und ſprach zu ihm: Eins fehlt dir. Gehe hin, verkaufe Alles, was du haſt, und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komm, folge mir nach und nimm das Kreuz auf dich. Er aber ward unmuths über der Rede und ging traurig davon, denn er hatte viele Güter. Und Jeſus ſahe um ſich und ſprach zu ſeinen Jüngern: Wie ſchwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes kommen! Die Jünger aber entſetzten ſich über ſeine Rede. Aber Jeſus antwortete wiederum und ſprach zu ihnen: Liebe Kinder, wie ſchwer iſt es, daß die, ſo ihr Vertrauen auf Reichthum ſetzen, ins Reich Gottes kommen. Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme."

„Und nun ſagen Sie mir," rief der Pfarrer, „ſagen Sie mir ehrlich, iſt das nicht das Einzige?"

„Aufrichtig geſtanden: nein! Ich liebe und verehre den, von dem dieſe Geſchichte erzählt, vielleicht mehr als mancher Kirchengläubige, und rührend iſt mir beſonders und in dieſem Augenblicke wunderſam ergreifend der Satz, wo es hier heißt: Und Jeſus ſahe ihn an und liebte ihn. Ich ſehe den ſchönen reichen Jüngling vor dem erhabenen Meiſter, der Jüngling glüht und iſt voll wirklichen Eifers, und der Meiſter gewinnt ihn lieb, indem er in ſein Antlitz ſchaut. Es iſt kein Zug in Homer . . ."

„Das iſt nebenſächlich — das iſt nebenſächlich," unterbrach der Geiſtliche. „Gehen Sie auf die Sache."

„In der Sache muß ich bekennen," erwiderte Erich, „daß nach meiner Anſicht dieſe Lehre zu einer Zeit entſtand, in der man alle reale Macht, die Staatsmacht, den Reichthum und alle Lebensgüter verachten und verwerfen mußte als Dinge, die der ewigen Idee gegenüber keine Bedeutung haben. Das mußte in einer Zeit der Unterdrückung durch Fremdherrſchaft die edeln Gemüther allein aufrecht erhalten und in einer Seele aufleben, die alle Werthe der Welt verſchwinden ſieht und eine Neugeſtaltung auferbauen will, in der nur der reine Gedanke herrſcht. Und warum iſt denn dieſe Lehre, daß man nichts beſitzen ſoll, nicht zum allzeit und für Alle geltenden Kirchengebote geworden?"

„Sie treffen einen richtigen Punkt," entgegnete der Pfarrer. „Unſere Kirche hat Gebote, die nicht allgemein gelten, ſondern

nur für den, der vollkommen ſein will, ſo: das Gebot der Keuſchheit und das Gebot der Armuth. Nur wer vollkommen ſein will, muß ſich dem unterwerfen."

„Wie aber kann die Kirche ſelbſt Reichthümer beſitzen?" fragte Erich.

„Die Kirche beſitzt nicht, ſie verwaltet nur," antwortete der Pfarrer ſcharf.

„Da wir nun nicht erwarten können," lenkte Erich ein, „daß Herr Sonnenkamp und ſein Sohn Roland all ihr Gut hergeben, ſo fragt es ſich, wie gewinnen wir die rechte Führung?"

Der Geiſtliche erhob ſich, ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab und ſagte:

„Nun ſind wir am Punkte. Hören Sie mich getreu an. Sehen Sie, es hat ſich etwas Neues gebildet in der Welt, ein in der höheren ſittlichen Ordnung noch heimatloſer Stand, und das iſt die haute finance. Sie ſehen mich ſtaunend an."

„Zunächſt fragend."

„Und ich kann antworten. Dieſe haute finance ſteht zwiſchen Adel und Volk, und ich frage, was ſoll ſie? Muß ein reicher bürgerlicher Jüngling, wie Roland, in den Strudel des Lebens geworfen, nicht unbedingt zu Grunde gehen?"

„Warum muß er es mehr," fragte Erich, „als die adelige Jugend in der Militär- oder Civil-Uniform? Glauben Sie denn, daß die Religion dieſe vom Untergange rettet?"

„Nein, aber ein Anderes, Poſitives; die hiſtoriſche Inſtitution des Adels rettet ſie. Der Adel hat das Glück, die Flegeljahre des Lebens mit dem geringſten Nachtheil durchzumachen. Der Adelige zieht ſich dann auf ſeine Güter zurück, wird ein braver Ehemann und füllt ſeine Stellung mit Anſtand aus; ſelbſt in der Stadt mitten im tollen Getriebe hält ihn die Stellung zur höheren Geſellſchaft und zum Hofe doch in gewiſſe Schranken. Was aber hat der reiche bürgerliche Jüngling?"

„So wäre es alſo," fragte Erich, „vielleicht für Roland das größte Glück, wenn ſein Vater den Adel erwerben könnte?"

„Ich weiß nicht," entgegnete der Pfarrer. „Ich wollte ſagen, der Adel hat die Ehre, die geſchichtliche, ſich forterbende Verpflichtung, der Adel hat den großen Grundſatz gefunden und hat ihn zu bewähren: noblesse oblige, Adel verpflichtet. Welchen großen Grundſatz hat der Reichthum gefunden? Den brutalſten

aller Sätze, den rein thierischen. Und wissen Sie, wie dieser heißt?"

„Ich weiß nicht, wohin Sie zielen."

„Der Satz, den diese Erwerbssucht als ihr Höchstes aufstellt, lautet: Hilf dir selbst! Das thut das Thier, jedes hilft sich selbst. Also der papierne Reichthum ist jener sittlich heimatlose, pflichtlose Stand. Was wollen diese papiernen Herren der Welt? Geld ... Was wollen sie mit dem Gelde? Genuß ... Wer sichert ihnen diesen? Der Staat ... Was thun sie für den Staat? ... Da liegt's! So lange sie in der Erwerbshetze sind, haben sie keine Zeit für etwas Anderes, und haben sie ausgespannt, wollen sie nichts als Ruhe — Ruhe im Landhaus oder in einer großen Stadt."

Die Lippen Erichs zitterten und er erwiderte:

„Wenn der Adel sich berechtigt und verpflichtet fühlt, sagen wir zunächst für die Führerschaft im Heere, für den Krieg, so soll die Jugend des Reichthums sich zu Officieren verpflichtet fühlen im Heere des Friedens; sie soll eine unbesoldete und in voller Hingebung sich zu Gebote stellende Thatkraft bewähren für die Gemeinde, für den Kreis, für die Genossenschaft, bis hinauf zur Vertretung des Staatsganzen und zum Opfer in allen Werken der Wohlthätigkeit."

„Halt!" fiel der Geistliche ein, „das Letzte ist unser. Ihr werdet das nie organisiren können ohne die Religion. Eure Weltweisheit kann die Gleichmäßigkeit nicht erzeugen, die Gemüthsruhe, die opferbereite Verfassung, da unser Leben nichts ist als ein Opfer. Ihr werdet es nie dahin bringen, daß die Menschen aus ihrer Wohlhäbigkeit, aus ihrem Luxus heraus sich, wie Ihr es nennt, aus rein menschlicher Bewegung in die Hütten der Armen, der Hilflosen, der Kranken, der Verlassenen, zu Sterbenden begeben wie wir."

Als hätte der Geistliche diese seine hohe Pflicht angerufen, so erschien jetzt der Küster und sagte, daß ein alter Weingärtner die letzte Oelung verlange. Der Geistliche war schnell bereit, er wendete sich nochmals kurz und feierlich zu Erich und warnte ihn, in die Stelle einzutreten; er jage einem falschen und darum unerreichbaren Ideal nach. Erich entfernte sich.

Als er auf die Straße kam, athmete er frei auf in der frischen Luft. Kam er nicht aus der Atmosphäre des Weihrauchs?

Nein, hier war mehr, hier war eine ſtarke Kraft, die ſich Angeſicht gegen Angeſicht dem großen Räthſel des Daſeins ſtellt. In Sinnen verſunken wandelte Erich dahin; wol kam ihm nochmals der Gedanke, wie viel leichter es Diejenigen haben, welche feſt dogmatiſche Geſetze, die nicht aus ihnen kommen, die ſie vielmehr empfangen, weiter geben können, während er Alles aus ſich, aus ſeiner Erkenntniß ſchöpfen mußte.

Auf halber Höhe des Berges am Wege, der zum Major führt, blieb er ſtehen und ſchaute hinab nach der Villa, die den ſtolzen Namen Eden trug, und die Geſchichte aus der Bibel trat ihm in die Erinnerung: Im Garten Eden ſind zwei Bäume, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß von Gut und Böſe; das Eden hört auf für den, der vom Baume der Erkenntniß genießt. Iſt das nicht noch immer ſo?

Da ſtand es plötzlich vor ihm wie eine Offenbarung; dreierlei iſt dem Menſchen auf Erden gegeben: Genuß, Entſagung und Erkenntniß.

Dort Sonnenkamp; was will er für ſich und ſeinen Sohn? Genuß. Die Welt iſt eine gedeckte Tafel und man hat nur ſo viel zu lernen, um die rechten Wege, die rechten Maße des Genuſſes zu finden. Die Erde iſt ein Vergnügungsort und ſie läßt wachſen, damit wir uns deſſen ergötzen. Wir haben auf der Welt keinen andern Beruf als ſpazieren zu fahren, zu eſſen, trinken und zu ſchlafen und wieder ſpazieren zu fahren. Und dafür ſoll die Sonne ſcheinen?

Was will der Pfarrer? Entſagung. Dieſe Welt hat nichts zu bieten, ihre Genüſſe ſind nur verwirrender Schein, zerren dich nur hin und her, drum wende dich ab von ihnen.

Und was willſt du? Und was ſollen Die wollen, die du dir gleich wünſcheſt? Erkenntniß. Denn das Leben zerfällt nicht in Genuß und Entſagung, die Erkenntniß ſchließt vielmehr Beide in ſich, iſt die Einheit Beider, ſie iſt die Mutter der Pflicht und der ſchönen That.

Wie in alten Zeiten die Kämpfer aus unerforſchlicher Höhe einen Schild erhielten aus Götterhand, der ſie ſicherte, ſo geborgen und gedeckt gegen Alles fühlte ſich Erich, und er war ſo ſelig in ſich, daß er nach keinem Menſchen, nach nichts mehr verlangte, er war getragen von der Erkenntniß.

Beruhigt und in ſich begnügt trat er beim Major im nächſten Dorfe ein. Hier, wußte er, hatte er kein Examen zu beſtehen.

Fünftes Kapitel.

Der Major wohnte im ſchön gelegenen Weinbergshauſe eines reichen Weinhändlers aus der Feſtung, oder, wie man eigentlich ſagen müßte, eines Bundesbruders, denn der Mittelpunkt vom Leben des Majors ruhte in der Freimaurerei.

Die eine Seite des Hauſes, in deſſen Nebengebäude der Major wohnte, ging nach der Landſtraße, die andere hatte den Ausblick über den Strom und die jenſeitigen Berge. Der Major hielt ſich ſtreng in ſein Häuschen und ſein beſonders abgegrenztes und mit einer Laube verſehenes Gärtchen. Er beaufſichtigte das größere Wohnhaus und den Garten wie ein Schloßaufſeher, ließ ſich aber auch die vielen Monate, während welcher das große Haus und der große Garten leer ſtanden, nicht einmal vorübergehend darin nieder.

Erich traf den Major in dem kleinen Gärtchen an ſeinem Hauſe, er rauchte eine lange Pfeife und las in der Zeitung, vor ihm ſtand noch eine Taſſe mit kaltem Kaffee. Ihm gegenüber ſaß eine ſäuberliche alte Dame mit einer großen weißen Haube und ſtopfte Strümpfe; ſie erhob ſich ſofort, als Erich eintrat. Der Major nahm die Pfeife aus dem Mund und legte die Hand an die Soldatenmütze.

„Fräulein Milch, dies iſt mein Kamerad, Herr Doctor Dournay, Hauptmann außer Dienſt.“

Fräulein Milch verbeugte ſich, nahm ihren Korb mit Strümpfen und ging nach dem Hauſe.

„Sie iſt geſcheidt und gut, immer zufrieden und heiteren Sinnes, Sie werden ſie ſchon näher kennen lernen,“ ſagte der Major hinter ihr drein. „Und eine Menſchenkennerin iſt ſie, größer hat's noch keine gegeben, ſie ſieht die Menſchen durch und durch ... Setzen Sie ſich, Kamerad, Sie kommen zu meiner beſten Stunde. Sehen Sie, ſo lebe ich ... Ich habe doch eigentlich nichts zu thun ... aber ich ſtehe früh auf ... das verlängert das Leben ... und dann gewinne ich jeden Tag einen Sieg über einen

trägen, weichlichen Geſellen, er muß ſich kalt abwaſchen und dann muß er einen Gang machen; er will oft nicht, aber er muß ... Und, da komme ich heim und wenn ich ſo Morgens da ſitze ... liegt mein weißes Tuch auf dem Tiſch, vor mir ſteht in feinem Geſchirr Kaffee, guter Rahm, Semmel ... Butter eſſe ich nicht ... ich ſchenke mir ein, trinke, tunke ein, das knarſt ſo gut ... ich kann noch gut beißen ... dann ſteck' ich zur zweiten Taſſe meine Pfeife an und rauche ſo in die Weltgeſchichte hinein, wie ſie mir die Zeitung täglich bringt ... ich habe noch gute Augen, ich leſe ohne Brille, treffe noch die Scheibe und höre auch noch Alles deutlich, mein Kreuz iſt noch gut, ich gehe noch aufrecht wie ein Rekrut ... Und ſehen Sie, Kamerad ... ich bin der reichſte Mann in der Welt ... und dann habe ich jeden Mittag meine gute Suppe ... ſo gut kocht Niemand in der Welt Suppe wie ſie ... mein Stück ſchönen guten Braten, meinen Schoppen Wein, meinen Kaffee ... mit vier Bohnen macht ſie den Kaffee beſſer als eine Andere mit einem Pfund ... und doch iſt mir's ſchon tauſendmal vorgekommen, daß ich dem Burſchen, der da ſitzt, den Marſch gemacht hab': du biſt der undankbarſte Burſch von der Welt, daß du manchmal ärgerlich biſt und Dir das und das wünſcheſt, was du nicht haſt. Sieh doch einmal her, wie Alles ſo fein und nett, das gute Brod, der gute Stuhl, die gute Pfeife und ſo viel gute Ruhe; du biſt der glücklichſte Menſch von der Welt, daß du das haſt ... Ja, liebſter Kamerad! Sie ... Sie ſollen ja grundgelehrt ſein ... Sehen Sie ... ich bin nicht ſtudirt, habe nichts gelernt, bin Tambour geweſen ... werd's Ihnen ſchon noch einmal erzählen ... Ja, Kamerad ... was hab' ich ſagen wollen? So iſt's! ... Sie wiſſen tauſendmal mehr als ich, aber Eins können Sie doch von mir lernen. Laſſen Sie ſich das Leben beſſer bekommen! Jetzt iſt die Stunde, jetzt ſeien Sie froh, jetzt laſſen Sie ſich's ſchmecken; dieſe Stunde kommt nicht wieder. Nur nicht immer auf morgen denken! ... nehmen Sie einmal einen tiefen Athemzug, Kamerad ... Nun, was iſt das für eine Luft? Giebt's eine beſſere? ... Und dazu haben wir unſere guten, ſauberen Kleider an! ... Ach, danken Sie doch dem da oben ... Ja Kamerad, hätte ich Jemand gehabt, der mir das in Ihrem Alter geſagt hätte, wie ich Ihnen jetzt ... Remdem! ... Doch ich bin ein alter Plauderer ... Brav, daß Sie mich beſuchen! ... Alſo wie geht's? Wollen Sie wirklich

unſern Jungen im Feuer exerciren? Ich glaube, Sie ſind der Mann dazu, Sie werden ihn formiren ... Sie wiſſen, Kamerad, was formiren iſt ... Das kann nur ein Soldat. Der Soldat allein kann den Menſchen ſchulen. Nur ſtrenges Regiment! ... Ich garantire, der wird gut ... der wird gut ... Fräulein Milch hat's auch immer geſagt: der wird gut, wenn er nur in die rechten Hände kommt. Die Schulmeiſter ſind alle nichts nutz; Herr Knopf war ganz brav, ſeelengut, aber er hatte die Zügel nicht feſt. Jetzt iſt's gewonnen! ... Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen. Wenn ich Ihnen helfen kann, denken Sie daran, wir ſind Kameraden. Iſt beſonders gut, daß Sie Soldat geweſen, habe immer einen gewünſcht ... Fräulein Milch kann mir's bezeugen ... hab's hundertmal geſagt, nur ein Soldat! ... Jetzt machen wir aus Roland einen Soldaten, einen Kernſoldaten, er hat Courage, fehlt ihm nur der Appell!"

Ich möchte," entgegnete Erich, „wenn ich die Stelle antrete ..."

„Wenn? Iſt kein Zweifel mehr, das ſage Ich ... Remdem ... Gelte auch was. Aber entſchuldigen Sie, will nichts mehr reden ... Sie wollten was ſagen, Kamerad."

„Roland ſoll vor Allem ein gebildeter, umſichtiger und guter Menſch werden, was ſich dann als ſein Beruf herausſtellt ..."

„Ganz recht, ganz recht ... rechtſchaffen geſprochen ... ſo iſt's gut ... hat mir viele Sorge gemacht, der Junge! Wie närriſch ſind doch die Menſchen, die ſich Millionen wünſchen, und wenn ſie ſie haben — mehr als ſich ſatt eſſen und acht Stunden ſchlafen kann Niemand. Die Hauptſache iſt" — und der Major dämpfte ſeine Stimme und hob die Hand in die Höhe — „die Hauptſache iſt: der Menſch muß zur Natur zurückkehren; das iſt das Ganze, was der Welt fehlt ... ſie muß zur Natur zurückkehren."

Erich fragte den Major nicht, was er unter dieſem Satze verſtehe. Der Major liebte dieſen Satz, er wendete ihn immer an und ließ dann Jeden ſelbſt ſuchen, was darunter zu verſtehen ſei.

„Zur Natur zurückkehren, damit iſt Alles geſagt," wiederholte er.

Nach einer Weile begann er wieder:

„Ja, was wollt' ich noch fragen? ... Sagen Sie mir, Sie hatten wol auch viel zu leiden im Soldatenſtand, weil ſie ein Bürgerlicher ... nicht von Adel waren?"

Erich wies auf die Artillerie hin und der Major ſagte ſtotternd:

„Freilich, freilich . . . Sie, wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, haben das weniger erlebt. Ich habe meinen Abſchied gefordert. Ich erzähl' Ihnen das ſchon noch.“

Erich erwähnte, daß er beim Pfarrer geweſen war, und der Major ſagte:

„Iſt ein Ehrenmann, aber ich laſſe nichts bei den Geiſtlichen arbeiten. Wir ſprechen nicht davon, brauche aber kein Hehl daraus zu machen, ich bin Freimaurer.“

Erich nickte und der Major fuhr fort:

„Was Gutes an mir iſt, hat da ſeine Heimat; wir werden noch mehr darüber ſprechen . . . ich will Sie einführen. O, wie wird ſich Herr Weidmann freuen, Sie kennen zu lernen!“

Und wieder war's beim Erwähnen von Weidmanns, als gedenke man einer ſchönen Ausſicht auf dem höchſten Berge der Landſchaft. Der Major fuhr fort:

„Nun aber die Geiſtlichen. Sehen Sie“ — und er rückte ſeinen Stuhl etwas näher — „ſehen Sie, meine Trommel, da iſt Alles drin . . . Sehen Sie, ich war Tambour . . . ja, lächeln Sie nur . . . ſehen Sie, da ſagt die ganze Welt, ſolch eine Trommel macht bloß Lärm, und ich ſage Ihnen, es liegt eine Muſik drin, ſo ſchön . . . ich will Niemand zu nahe treten . . . ſo ſchön wie Alles . . . Da ſag' ich nun . . . geben Sie wohl Acht . . . ich ſage: ich ſtreite nicht mit euch, daß ihr bloß Lärm hört, ſtreitet ihr aber auch nicht mit mir, daß ich etwas Anderes drin höre . . . Ich hab' ſo darüber nachgedacht: man wird mit Maſchinen noch Alles machen, die Menſchen ſind gar klug, aber Trommel- und Hornſignale wird doch keine Maſchine machen können, dazu braucht man menſchliche Hand und menſchlichen Mund . . . ich bin nämlich Tambour geweſen . . . werd' Ihnen das ſchon noch erzählen. Sehen Sie . . . am Ton merk' ich's, was Einer für ein Herz hat, wenn er die Trommel ſchlägt. Wo du, mein Bruder, nichts als Lärm und Unſinn hörſt, da höre ich Muſik und tiefen Verſtand. Drum nur um Gotteswillen keinen Streit um die Religion, eine iſt ſo wenig oder ſo viel nütze wie die andere, ſie geben nur den Marſch an, die Hauptſache iſt, wie der Menſch für ſich marſchirt, wie er ſich exercirt hat und was für ein Herz er im Leib hat.“

Erich wurde aufgeheitert von der Abſonderlichkeit des Mannes,

in dem doch ein tiefer Ernſt und eine ſittliche Freiheit eigener Art war.

Seine Pfeife neben ſich ſtellend, fragte der Major:

„Haben Sie einen Menſchen auf der Welt, den Sie haſſen, bei deſſen Anblick ſich Ihnen das Herz im Leibe umdreht?“

Erich verneinte und erzählte, daß ſein Vater ihm ſchon früh tief eingeprägt habe, nichts ſchädige die eigene Seele ſo ſehr als Haß, und ſchon um ſeiner ſelbſt willen dürfe man keine ſolche Empfindung in ſich einwurzeln laſſen.

„Das iſt mein Mann! das iſt mein Mann!“ rief der Major. „Jetzt ſind wir fertig mit einander. Wer einen ſolchen Vater gehabt hat ... Sie ſind auch mein Mann!“

Er erzählte nun, daß im Städtchen ein Menſch ſei, den er haſſe; es ſei der Steuercontroleur, der die St. Helena-Medaille trägt, die der neue Napoleon den Veteranen gegeben für die Heldenthaten, daß ſie zur Unterdrückung ihres Vaterlandes mitgekämpft.

„Und denken Sie ſich,“ rief der Major, „hat ſich der Mann mit der Helena-Medaille abmalen laſſen; in ſeinem Staatszimmer hängt das Bild eingerahmt und drunter in einem beſonderen Rahmen das vom franzöſiſchen Miniſter unterzeichnete Diplom. Ich grüße den Mann nicht, danke ſeinem Gruß nicht, ſetze mich nicht an einen Tiſch mit ihm; er hat eine andere Ehre als die meine. Und ſagen Sie mir, muß es nicht etwas geben, womit man ſchlechte Menſchen ſtraft? Ich kann's nur damit thun, daß ich ihm meine Verachtung zeige ... es wird mir eigentlich ſchwer, aber muß ich nicht?“

Groß ſchaute der alte Mann auf, als Erich ihm vorſtellte, man dürfe auch nachſichtig gegen den Mann ſein; Eitelkeit habe eine große Kraft der Verführung, und überdies hätten ja manche Regierungen es gerne geſehen, wenn ihre Beamten ſich um die Helena-Medaille bewarben, und ſo ſei der Mann, der im Staatsdienſte ſtehe, nicht zu verurtheilen.

„Das iſt brav! das iſt brav!“ ſchrie der Major und nickte nach ſeiner Gewohnheit mehrmals mit dem Kopfe. „Sie ſind der rechte Erzieher! Ich bin alt, kenne viele Menſchen, und ſie mögen ſagen, was ſie wollen, ich habe noch keinen ſchlechten Menſchen kennen gelernt, keinen wirklich ſchlechten. In der Hitze, in Dummheit und Hochmuth thun ſie manchmal Unrechtes, aber

lieber Gott! da hat man nur dem himmliſchen Vater zu danken, daß man nicht auch ſo iſt; wie vielmal hätt' ich ſo werden können. Ich dank' Ihnen ... ich dank' Ihnen ... Sie haben mir den Feind vom Halſe ... ja wohl vom Halſe ... geſchafft, da hat er immer geſeſſen, ſchwer und ... Sehen Sie, da kommt juſt der Mann!"

Der Controleur kam am Garten vorüber, der Major ging mehrmals nickend gegen den Zaun; er hoffte vielleicht, daß der Mann zuerſt grüßen ſollte. Als dies aber nicht geſchah, rief der Major plötzlich und mit einer Stimme, als ob ein Geſchoß losgegangen wäre:

„Guten Morgen, Herr Controleur!"

Der Mann dankte und ging vorüber. Der alte Major aber war ganz glücklich und ſtrich ſich mehrmals mit der Hand übers Herz, als wäre da eine Laſt weggenommen.

Fräulein Milch ſchaute zum Fenſter heraus und der Major bat ſie, doch herunterzukommen, er habe ihr etwas ſehr Gutes zu erzählen. Sie kam; ſie ſah noch ſäuberlicher aus als vorher, ſie hatte eine hohe weiße Schürze, an der die Knitter des Bügeleiſens noch zu ſehen waren. Der Major verkündete ihr nun, daß der Controleur nicht ſo ſchuldig ſei, er habe ja nur aus Gehorſam gegen die Regierung die Helena-Medaille angenommen.

Er zeigte Erich das Gärtchen und ſagte, daß Fräulein Milch eine große Feindin der Schmetterlinge ſei.

„Ja," ſagte er, „ſie meint mit den fremden Blumen drunten bei Herrn Sonnenkamp entſtehen fremde Schmetterlinge, die man ſonſt hier gar nicht geſehen hat. Kann das ſein? Es hat mir noch kein Gelehrter darauf Antwort geben können, und wiſſen Sie warum? Ich habe noch keinen gefragt. Ja, lieber Kamerad, ſolch einem Gärtchen ſieht man nicht an, wie viel Arbeit es braucht; im Umſehen wächst Unkraut und iſt nicht mehr zu bewältigen."

Sie gingen mit einander nach dem Hauſe und der Major zeigte ſeinem Gaſte die Zimmer, in denen ſchmuckloſe Nettigkeit herrſchte; dann ſah er nach dem Barometer und ſagte:

„Bleibt gut."

Als er den vor dem Fenſter angeſchraubten Thermometer betrachtete, wiſchte er ſich die Stirn, als ob er jetzt erſt wiſſe, wie heiß es ſei.

Ein Schuß tönte aus der Ferne. Der Major wies Erich nach der Richtung, woher der Schall kam, und ſagte:

„Ich hör' hier die Schießübungen aus der Feſtung. Ich finde, daß die gezogenen Kanonen denſelben Ton haben wie die glatten. Ach, Kamerad, Sie müſſen mich in der neuen Kriegskunſt unterrichten, ich verſtehe nichts mehr davon, aber wenn ich da drunten ſchießen hör', da wird der Soldat in mir wach."

Nun bat er Fräulein Milch, eine Flaſche Wein zu bringen und zwar vom beſten. Fräulein Milch ſchien das ſchon vorbereitet zu haben, ſie brachte Flaſche und Gläſer ſofort herbei, winkte aber dem Major mit den Augen; er verſtand und ſagte:

Seien Sie ohne Sorge, ich weiß wohl, daß ich des Morgens nichts trinken darf. Bitte, Herr Hauptmann, geben Sie mir Ihren Korkzieher, ich halte Sie für einen rechten Mann und ein rechter Mann hat einen Korkzieher in der Taſche."

Lächelnd reichte Erich ſein Meſſer hin, das mit einem Korkzieher verſehen war.

Während der Major die Flaſche anbohrte, ſagte er:

„Und ein Zweites kann ein rechter Mann auch: Pfeifen! Kamerad, ſeien Sie ſo gut und pfeifen Sie einmal."

Erich konnte vor Lachen den Mund nicht ſpitzen. Die Flaſche war entkorkt und die Beiden ſtießen auf gute Kameradſchaft an. Dann ſagte der Major:

„Uns iſt's vielleicht hier glücklicher zu Muthe als unſerm Freund Sonnenkamp in ſeiner großen Villa. Aber, Herr Hauptmann, ich ſage wieder, ein Elephant iſt glücklich und eine Fliege iſt auch glücklich; der Elephant hat nur einen größern Rüſſel als die Fliege."

Der Major lachte, daß er ſich ſchüttelte, und vom Lachen angeſteckt, lachte auch Erich, und ſo oft ſie ſich wieder anſahen, fingen ſie Beide von Neuem an zu lachen.

„Sie erklären mir das Sprüchwort," rief Erich, „daß man die Mücke für einen Elephanten anſehen kann, und in der That iſt's zutreffend: nicht die Größe, nicht das Maß, ſondern der Organismus iſt das Leben."

„Recht ſo ... recht ſo!" rief der Major. „Fräulein Milch, kommen Sie doch einmal herein."

Fräulein Milch, die hinausgegangen war, trat ein und der Major fuhr fort:

„Bitte, Herr Hauptmann, ſagen Sie das noch einmal von dem Organismus. Das iſt ſo eine Sache für Fräulein Milch, denn ſehen Sie, die ſtudirt viel mehr, als ſie ſich's merken läßt. Bitte, Kamerad, nochmals das vom Organismus! Ich kann's nicht ſo gut geben!“

Erich erklärte nochmals das Gleichniß.

Fräulein Milch empfahl Erich den Schullehrer des Dorfes, der ein ausgezeichneter Schönſchreiber ſei, zur Beihilfe, und der Major rief lachend:

„Ja, Kamerad, Fräulein Milch iſt die lebendige Rangliſte; fragen Sie bei ihr an, wenn Sie über Jemand Auskunft haben wollen. Und laſſen Sie ſich um Gotteswillen von der Gräfin Wolfsgarten keine Medicin geben, Fräulein Milch verſteht Alles viel beſſer . . . und Blutegel ſetzen kann kein Menſch ſo gut wie ſie.“

Erich ſah die Verlegenheit der guten Alten, er lobte ihren Garten und die ſchönen Blumen und Blattpflanzen, die vor dem Fenſter ſtanden. Der Major behauptete, ſie verſtände die Gärtnerei vielleicht beſſer als Herr Sonnenkamp, und wenn man noch dazu ſchreiben könnte, mit wie wenig Mitteln ſie das gepflanzt und erhalten, bekäme ſie den erſten Preis auf der Ausſtellung und nicht die Herren mit ihren großen Treibhäuſern.

Ablenkend ſagte Fräulein Milch zu Erich, es ſei hart für Roland, daß er nicht das rechte Vergnügen habe.

„Nicht das rechte Vergnügen?“ lachte der Major. „Da hört einmal an!“

„Ja,“ ſetzte Fräulein Milch hinzu, und die Bänder und Maſchen an ihrer Haube nickten beiſtimmend mit, „er hat lauter Vergnügen, die Geld koſten, aber das ſind nicht die rechten; und wer durch die Welt blos ſpazieren fährt, wer nichts darin zu thun hat, der ſucht das Vergnügen vergebens.“

In dieſem Augenblicke ward ein geheimer Vertrauensbund geſchloſſen, ein Verſtändniß zwiſchen Erich und Fräulein Milch.

Von Beiden bis zur Hausthüre geleitet, verließ Erich das Haus. Als man die Thür öffnete, ſprang ein braun- und weißgefleckter Hühnerhund an den Major herauf.

„So?“ rief der Major ſcheltend und liebkoſend dem Hunde zu. „Ei! wo iſt ſie wieder geweſen, ſie Landläuferin? Wer weiß wo? und derweil haben wir einen Gaſt im Hauſe . . . Du lernſt,

ſo alt du biſt, keinen Anſtand und keine Ordnung. Schäm' dich ... ſchäm' dich!"

So ſprach der Major zu ſeinem Hunde, der in der ganzen Gegend wohlbekannten Laadi; er hielt ſich eine Hündin, weil mit einer Hündin die Hunde in den Dörfern niemals raufen.

Als der Major und Erich den Garten verließen, ſagte der Major:

„Sehen Sie einmal dieſe zwei Wachpoſten, die kurz gehaltenen Eſchenbäume an. Seit mehreren Jahren habe ich's beobachtet, der da links ſteht, hat immer um zehn bis elf Tage früher Blätter bekommen, als der da rechts. Nun trat einmal unverſehens wieder Froſt ein und da welkten die Blätter ab und er kümmerte den ganzen Sommer nur ſo hin; ſeitdem iſt er geſcheidt, er läßt den andern zuerſt Blätter kriegen und kommt dann nach. Sollte man nicht glauben, daß ſo ein Baum auch Verſtand hat? Ja, lieber Kamerad, es iſt Alles viel weiſer eingerichtet in der Welt, als wir wiſſen, und, ſehen Sie, ich bin doch penſionirt und habe nichts zu thun, aber ich habe ſo viel im Auge zu halten, daß der Tag oft zu kurz iſt. Nun leben Sie wohl und denken Sie, daß Sie auch bei uns daheim ſind."

Als Erich die Abſchiedshand reichte, ſagte der Major:

„Ich danke Ihnen. Ich hab' jetzt einen Menſchen mehr, den ich lieb haben kann, und das iſt doch das Beſte; das nährt und erhält jung und geſund."

Schon war Erich mehrere Schritte fortgegangen, als der Major ihm nachrief, er möge anhalten. Er kam und ſagte:

„Ja, wegen Herrn Sonnenkamp noch ... Laſſen Sie ſich nicht irre machen, Kamerad. Die profanen Menſchen machen aus einem Glücklichen einen Götzen oder zerren an ihm herum. Herr Sonnenkamp iſt ein etwas rauhrindiger Mann, aber im Kern gut; und was die Vergangenheit angeht, wer kann ſeine Vergangenheit loben? welcher Menſch kann das? Ich wenigſtens nicht und ich weiß auch keinen Andern. Ich bin nie ſchlecht geweſen und habe doch nicht immer ſo gelebt, wie ich jetzt wünſchen möchte. Aber genug, Sie ſind ja geſcheidter als ich."

„Ich verſtehe das vollkommen," erwiderte Erich; „das amerikaniſche Leben ſcheint mir bei allem Kirchengehen ein in höherem Sinne ſonntagsloſes Daſein; da iſt beſtändiges Arbeiten und Trachten nach Geldverdienen, nach ſonſt nichts. Wenn das nun

Menſchen Jahrzehnte lang getrieben, verlieren ſie die Fähigkeit, wieder das Höhere in ſich zu gewinnen; ſie reden ſich ein, wenn ſie nur genug hätten — ach, wer nach Geld ſtrebt, bekommt nie genug! — ſie reden ſich ein, dann wollten ſie ſich dem Edleren widmen. Wenn das nur dann noch möglich wäre! Herr Sonnenkamp nun hat ſich doch noch ein Ruheleben geſchaffen ..."

„Recht ſo ... recht ſo," beſtätigte der Major, „er hat ſich als Goldſucher viel im Schlamm herumtreiben müſſen, bis er zu dem großen Beſitzthum gekommen iſt ... Ja, ja, ich bin ruhig ... Sie ſind geſcheidter als ich."

Mit heiterem Sinn kehrte Erich auf den Weg nach der Villa zurück. Plötzlich hörte er einen Wagen daherraſſeln, Clodwig und Bella riefen ihn an.

Sechstes Kapitel.

Am Tage als Erich Schloß Wolfsgarten verlaſſen hatte, fand ſich ein Gaſt dort ein; es war der Sohn des vornehmen Weinhändlers, des ſogenannten Weingrafen. Er kam jede Woche einmal, um mit dem Grafen Schach zu ſpielen. Es war ein junger Mann verlebten Weſens, der nicht wußte, was er in der Welt anfangen ſollte; am Geſchäfte des Vaters hatte er keine Freude, Geld hatte er genug, auch hatte er mancherlei gelernt; er muſicirte, er zeichnete, er hatte verſchiedene Talente, aber keines beherrſchte ihn. Alles war ihm überdrüſſig, die Neige Lebensluſt, die man noch mit Anſtand zu genießen hatte, erſchien ihm welk und ſchal. Warum auch in einen beſtimmt abgegrenzten Beruf ſich begeben? Er war im Verwaltungsrathe mehrerer Eiſenbahnen; eine Zeit lang hatte es ihn vergnügt, da anzuordnen und zu regieren, von den Unterbeamten in ſtrammer Haltung angehört und ehrerbietig begrüßt zu werden; aber auch das ward ihm läſtig. Reiſen bot auch nichts mehr, man hatte beſtändig eine Ueberfracht von Langerweile mitzuſchleppen. Er ſah verdroſſen in die Welt hinein, ſie hat nichts für ihn und er hat nichts in ihr zu thun. Ein einziges Talent hatte er ausgebildet und das war das Schachſpiel. Da auch Clodwig große Freude daran hatte, ſo kam er jede Woche einmal nach Wolfsgarten und

ſpielte mit Clodwig; es gab ihm das zugleich ein beſonderes Anſehen.

Er hatte auch einen großen Ruf bei allen Menſchen der Umgegend, die ſich gleich ihm rühmen konnten, Wüſtlinge zu ſein und vor der Welt als Schönthuer zu erſcheinen. Er beſaß eine geheime Sammlung von Bildern in allen Formen und von allem Material, und man mußte ihm ſehr nahe ſtehen, wenn man ſich rühmen konnte, ſie bis auf die letzten geſehen zu haben. Natürlich war der Weincavalier vor der Welt ein höchſt anſtändiger Mann; noch nie hatte ihn Jemand betrunken geſehen. In Geſellſchaft der Bürgerlichen benahm er ſich als der Herablaſſende, der noch ſo edel iſt, mit dieſen kleinen Leuten in Verkehr zu bleiben; man iſt das der alten Kameradſchaft ſchuldig.

Landrichters Lina war nicht ſo einfältig wie die Mutter immer ſagte, denn ſie behauptete, der Weincavalier ſei jenes verwandelte Männlein aus dem Märchen, das ausgeht, um das Gruſeln zu lernen.

Jedes Jahr friſchte ſich natürlich der Weincavalier in Toilette und Anekdoten und in Allem, was innere und äußere Mode erheiſcht, wieder durch einen längeren Aufenthalt in Paris auf. Er ſprach nicht wie ſein Vater von ſeinem Freunde dem Geſandten **, dem Miniſter ** und dem Fürſten **, aber er ließ erkennen, daß er mit den berühmteſten Mitgliedern der Jockeyclubs in unzertrennlicher Gemeinſchaft lebte.

Der Weincavalier hatte ſonſt noch einen kleinen Reiz darin gefunden, ſich zu ſchönen Höflichkeiten gegen die tugendſame Frau Bella zuſammenzunehmen, heut aber ſah ſie ihn immer an, wie wenn er gar nicht da wäre, als ob ſie nicht entfernt hörte, was er ſagte. Auch der Graf war zerſtreut und abweſend, er verlor heute überraſchend ſchnell alle Partien, denn er ſah den Partner oft verwundert an, da er auf demſelben Stuhle ſaß, den Erich inne gehabt.

Dem Weincavalier erſchien eine neue Hülfe, aber auch dieſe war heute wirkungslos. Ein wohlbeleibter, mit höchſter Sorgfalt gekleideter Mann traf auf Wolfsgarten ein; es war ein ehemals berühmter Baſſiſt, der eine reiche Wittwe aus der nahen Handelsſtadt geheiratet und ſich hier in der ſchönen Gegend angeſiedelt hatte. Sonſt war er Bella willkommen, denn er ſang mit dem Reſte ſeiner Stimme noch immer ſehr wohlgefällig. Als

er bemerkte, daß er heute nicht wie sonst begrüßt wurde, sagte er, daß er nur zufällig vorspreche. Das ärgerte Bella um so mehr; sie liebte es nicht, daß man Wolfsgarten als zufälligen Besuchspunkt ansah. Als der Weincavalier und der Bassist endlich davon gegangen waren, athmeten Bella und Clodwig neu auf.

Mit geschlossener Lippe und unruhigem Auge, das etwas zu suchen schien, ging Clodwig durch Haus und Park. Bella wußte ihn endlich zum Reden zu bringen und Clodwig gestand, daß sich ihm ein Ideal seines Lebens zeige, daß er aber nicht den Muth habe, es zu erfüllen. Er machte eine Pause, denn er hoffte, daß Bella ihm sagen würde, was er wünsche, aber Bella schwieg. Mit einem großen Umwege erklärte er nun, daß er Erich nicht in die abhängige Stellung eintreten lassen dürfe, er solle eine Zeitlang auf Wolfsgarten wohnen und dann eine wissenschaftliche Reise machen.

Die Oberlippe Bellas pulsirte und sie sagte:

„Der Hauptmann ..." sie wollte sagen: der Hauptmann in Goethes Wahlverwandtschaften, und über diesen Gedanken hinwegstolpernd fuhr sie fort: „Der Hauptmann .... ich meine, der Doctor dürfte sich gewiß glücklich schätzen. Aber — wir können ja offen sprechen. Ich habe das Glück eines unantastbaren Namens, und wir fragen nicht, was die Leute sagen ..... Glaubst du aber nicht, daß dieser junge Mann ... uns manchmal .... wie soll ich sagen ..."

„Geniren würde?" fiel Clodwig ein und widerlegte das Bedenken mit dem Vorhalte, wie es eine Unterjochung der Guten wäre, wenn diese ein Schönes unterlassen müßten, weil die Schlimmen unter trügerischem Scheine eben das Schlimme thun.

Nun redete Bella ihrem Manne zu, daß er sofort einen Boten an Erich schicke, damit er sich nicht binde. Clodwig drückte ihr die Hand und mit einem selten bemerkten elastischen Schritte ging er in sein Arbeitszimmer. Dort schrieb er, aber er kam bald zu Bella und sagte: er könne nicht schreiben, das Einfachste sei, man lasse anspannen und fahre selbst nach Villa Eden.

Clodwig vermied sonst jede unmittelbare Beziehung zu Sonnenkamp und dessen Haus, soweit es bei der nahen Freundschaft seines Schwagers möglich war, heute aber war davon keine Rede.

Frau Bella ließ während der Fahrt oftmals den Schleier über

ihr Geſicht fallen und hob ihn wieder in die Höhe; ſie war ſehr unruhig, denn ſie bedachte Vielerlei.

Es iſt eine unbegreifliche Laune, ein Spiel .... nicht der Leidenſchaft, ... wie konnte Bella von ſich ſo etwas bekennen? Es iſt das Spiel eines Dämons! Dieſer junge Mann mußte eine verwirrende Zaubermacht haben! Bella haßte ihn, denn er hatte ihren Mann aus ſeiner Ruhe gebracht und verſuchte es nun auch mit ihr; er ängſtigte ſie. Das ſollte er büßen! Sie richtete ſich ſtolz auf; ſie war entſchloſſen, gerade durch ihre Mitreiſe den kindiſchen, überſchwänglichen Plan ihres Gatten zu zerſtören, und wenn Erich ihren Widerſpruch nicht merkt, offen mit ihm ſprechen und ihn dadurch zur Ablehnung bewegen.

In dieſen Gedanken ſchaute ſie wieder fröhlich drein und Clodwig, der dies bemerkte, ſprach davon, wie man die Zimmer für Erich einrichte, und gab die neue Hausordnung. Er werde auch die Mutter Erichs zum Beſuch einladen. Es war ein Glück, daß Bella ſie von früherher kannte und hoch verehrte. Clodwig erzählte, daß die Dournays eigentlich von Adel ſeien, ſie hießen Dournay de Saint Mort und hätten den Adel nur bei Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich abgelegt; er würde, falls Erich eine ſtandesgemäße Heirat machen wolle, dafür ſorgen, daß ſein Adel wieder erneuert werde, ja, er könne vielleicht noch mehr für ihn thun.

Es überraſchte Bella immer wieder, daß ihr Mann die Dinge ſo ernſt nahm. Sie hatte ihn nicht betrogen, als ſie in jenem Winter vor der Verlobung ſich als reife, den tieferen Ernſt des Lebens erkennende Natur dargeſtellt hatte, als ſie eine Theilnahme zeigte an den Kunſtgebilden des claſſiſchen Alterthums, an Wiſſenſchaften und allen höheren Anliegen des Lebens; ſie hatte ihn nicht getäuſcht, denn ſie hatte nie anders gedacht, als daß alle Menſchen dieſe Dinge als Gegenſtände der Converſation, als Nippſachen betrachteten. Und was die Aufmerkſamkeit für die Culturgeſchichte der Vergangenheit und Gegenwart betraf, auch das ſchien ihr nach ſtillſchweigendem Uebereinkommen nur ein feiner Zeitvertreib.

Mit Schrecken gewahrte ſie immer wieder, daß für ihren Mann die großen Gedanken in der That ſein Leben ausmachten, daß er ſich betrübte und erfreute bei allen Vorkommniſſen des Weltlebens, als wären das Familienereigniſſe — ja, daß er ſogar

religiös war. Er sprach nicht wie sie vom lieben Gott, aber er konnte anbetend und ergriffen vor jedem Zeichen der ewigen göttlichen Ordnung stehen, und wo sich ein Widerspruch, ein Räthsel kundgab, war er bis zu einer gewissen Krankhaftigkeit fieberisch aufgeregt.

Bella gestand sich kaum, daß ihr das Alles entsetzlich pedantisch, predigerhaft und professorenmäßig erschien; sie hatte nicht gewußt, daß sie statt eines Lebemannes einen pedantischen Professor geheiratet. Aber, eingestanden oder nicht, diese ganze Pflege eines sogenannten höheren Interesses war ihr langweilig. Alles spielt doch nur seine Rolle im Leben, wer wird Ernst daraus machen? Das mögen die armen Teufel von Gelehrten und Weltbeglückern thun, aber nicht ein Mann von höherer Stellung. Jetzt zeigte sich also wieder, daß Clodwig ein geordnetes, freilich langweilig, aber still und ehrenhaft dahinfließendes Leben plötzlich durch Hereinziehen eines fremden Menschen stören konnte.

Es war schwarze Verleumdung, wenn man Bella nachsagte, daß sie den Grafen geheiratet habe in der Hoffnung, bald eine reiche, anziehende Wittwe zu sein. Der alte Oberststallmeister hatte nur für eine gute Verschreibung gesorgt und vom Erträgniß des großen Gutes legte man jährlich eine ansehnliche Summe zurück, die den Majoratserben von der Seitenlinie nicht zufiel. Es war, wie gesagt, schwarze Verleumdung, daß Bella mit Wittwenhoffnung vor den Altar getreten sei, aber zu ihrem Schrecken — sie vergrub es in sich, so oft sie dessen inne wurde — sah sie sich vor der Zeit altern an der Seite des Mannes, der den Jahren nach ihr Vater sein konnte.

Und wer weiß, wie viel Geld Clodwig auf diesen abenteuerlichen Dournay verwenden wird, der in keinem Berufe aushält und dazu noch mißliebig am Hofe ist. Das Schlimmste aber ist, daß dieser junge Mann ihr den Gatten noch ganz entziehen wird. Sie werden mit einander studiren, Ausgrabungen machen und derweil wirst du allein sitzen, du, das jugendlich frische Herz, das so edel, so treu, so selbstvergessen sich der Pflege des alten Mannes gewidmet hat!

Bella war tief ingrimmig auf Erich.

Der Wagen rollte weiter. Erich hörte sich anrufen und wurde von den Beiden herzlich begrüßt. Er mußte sich in den Wagen setzen und ein Blick Clodwigs auf seine Frau sagte ihr: Hast du je ein edleres Menschenbild gesehen?

Erich wurde gefragt, ob er bereits die Stelle fest angenommen, und als er verneinte, reichte ihm Clodwig die Hand.

Man konnte nicht weiter sprechen, denn so eben kam Herr Sonnenkamp auf seinem Rappen daher getrabt. Er war hoch erfreut, solche Gäste zu begrüßen; nur war er verwundert, Erich so vertraulich hier zu sehen. Er ritt neben dem Kutschenschlag her und mit großer Ehrerbietung hieß er die Gäste auf der Villa willkommen.

Kaum war man abgestiegen, als noch ein Wagen in den Hof fuhr; der Doctor stieg aus.

Siebentes Kapitel.

Herr Sonnenkamp bot Bella den Arm, sie drehte den Kopf langsam und willfahrte, Clodwig sollte sehen, welch ein Opfer sie bringe; ihre Hand ruhte leicht im Arme Sonnenkamps; auf den ersten Treppenstufen blieb sie stehen, denn an einem im Freiland erzogenen Rosenstocke war bereits eine aufgeblühte Centifolie in voller Pracht.

Herr Sonnenkamp eilte, dieselbe für sie abzubrechen, und indem er sie darbot, sagte er:

„Diese Rose ist nicht Ihre Schwester. Die Herren Dichter machen viel Rosenlügen."

Bella sah ihn fragend an und er erklärte, daß die Centifolie, wenn sie geblüht habe, sich ein Jahr ausruhe, Bella aber —

Sie ließ ihn nicht ausreden und dankte sehr verbindlich, sie that, als ob sie den dargebotenen Arm nicht mehr bemerkte. Man ging sofort nach den Gewächshäusern. Joseph, der immer wie gerufen zu rechter Zeit sich sehen ließ, erhielt von seinem Herrn den Auftrag, Fräulein Perini und Frau Ceres die Ankunft des Besuches zu melden.

Bella ließ sich von Sonnenkamp noch mehr von der Eigensinnigkeit der Centifolie erzählen, die durch keine Kunst im December zum Blühen gebracht werden könne, alle anderen Blumen ließen sich verzögern und treiben, nur die Centifolie widerstrebe der Menschengewalt.

Bella hörte die Mittheilungen Sonnenkamps mit großer Aufmerksamkeit an.

Der Doctor war zu Frau Ceres gerufen worden; aber als dieſe vernahm, welche Gäſte angekommen ſeien, erklärte ſie ſich ſofort wieder geſund; ſie war verſchlagen genug, dem Doctor zu betheuern, daß ſeine bloße Anweſenheit ſie geſund mache. Doctor Richard verſtand.

Unterdeß hatte Clodwig zu Erich geſagt:

„Sie bleiben nicht hier. Ich laſſe Sie nicht.“

Er ſtieß die Worte kurz und haſtig heraus wie ein längſt Vorbereitetes, das man im Augenblick der Kundgebung bedrängt und tonlos vorbringt.

Roland kam eben mit dem Feldſtuhl und Zeichenbrett den Berg herab, Bella grüßte ihn ſchon von ferne überaus freundlich.

„Wie ſchön er iſt!“ ſagte ſie zu den Umſtehenden. „Wer dies Bild feſthalten könnte, wie der Knabe daher kommt! Verwandelt man Feldſtuhl und Mappe in Speer und Schild, ſo hat man ein Bild aus der griechiſchen Welt.“

Bella bemerkte den Blick Erichs und ſie ſagte zu ihm:

„Ja, Herr Doctor, ich habe einem Künſtler in der Reſidenz einmal den Plan gegeben, eine Scene zu malen, wie ich Roland ſah: er war über den Weg geſprungen und hatte einem auf dem Steinhaufen ſitzenden Straßenbettler eine Gabe in den Hut geworfen, und wie er nun über die Straße zurückſprang, ſo ſchlank, ſo behend, jede Muskel geſpannt und das Geſicht von der Wohlthätigkeit her ſo glückſelig überſtrahlt — es war ein unvergeßlicher Anblick.“

Clodwig ſah zur Erde; Bella wußte wahrſcheinlich nicht mehr, daß nicht ſie, ſondern daß er Roland ſo geſehen und einem Künſtler den Vorſchlag gemacht hatte.

Roland trat näher und Bella ſagte: „Wenn der Herr Hauptmann bei uns bleibt, müſſen Sie uns auch oft beſuchen, lieber Roland.“

Sonnenkamp wußte nicht, was das bedeuten ſollte, aber Roland ſchien ſofort die Gefahr aufzugehen, daß ihm Erich entzogen würde. Und jetzt wurde Erich klar, was man mit ihm vorhatte, jetzt erſt verſtand er, was durch die Ankunft Sonnenkamps beim Wagen unterbrochen wurde.

Man warf nur einen kurzen Blick in die Gewächshäuſer, denn Bella ſagte, wenn es draußen grüne und blühe, hätten die Pflanzengefängniſſe für ſie etwas Beklemmendes.

Fräulein Perini erſchien bald mit der Nachricht, daß Frau Ceres die Gäſte empfangen wolle.

Bella und Fräulein Perini hatten ſich von den Männern getrennt, ſie hatten viel mit einander zu ſprechen und natürlich war Erich der erſte Gegenſtand.

„Wie urtheilen Sie über Herrn Dournay?“ fragte Bella.

„Ich habe kein Urtheil über ihn.“

„Warum?“

„Ich bin nicht unbefangen, er gehört nicht zu unſerer Kirche.“

„Denken Sie ſich ihn von unſerer Kirche, wie würden Sie ihn dann betrachten?“

„Er iſt gar nicht ſo zu denken. So könnte kein Mann ſein, der ſich unter das göttliche Geſetz beugt. Herr Baron von Prancken ſagt: der Mann kutſchirt auf einem unſichtbaren Katheder in der Welt umher.“

Beide Frauen lachten.

Bella wußte genug. Sehr behutſam ſuchte ſie Fräulein Perini darin zu beſtärken, ihren Einfluß gegen die Aufnahme eines auf ſeine Glaubensloſigkeit ſtolzen Mannes geltend zu machen. Fräulein Perini hielt ihr Kreuz mit der linken Hand und ſchaute etwas ſchelmiſch nach Bella. Alſo die Gräfin will ihn nicht hier haben. Macht ſie vielleicht eine feine Intrigue gegen ihren Mann, ihn in ihr eigen Haus zu bringen? Nicht ohne Schadenfreude wies ſie darauf hin, daß Herr von Prancken, der Alles das veranlaßt habe, auch die entſprechende Löſung geben müſſe. Bella gab zu verſtehen, daß Erich vielleicht auch nach anderer Seite hin unbequem ſei; und hier zum drittenmale wurde das Wort laut, daß Erich ein gefährlicher Menſch ſei. Fräulein Perini hatte es ausgeſprochen, ſie hatte damit ſowohl Prancken als Bella im Auge, denn die beſondere Aufregung Bellas war ihrem ruhig ſcharfen Blicke nicht entgangen.

Schnell, und um zu verbergen, daß ſie richtig gezielt habe, ſetzte ſie indeß hinzu, daß ein Mann wie Otto von Prancken gewiß Niemand zu fürchten habe. Sie ſprach mit theilnahmvollem Eifer über die Reiſe Pranckens; dieſe ſei vielleicht eine Unvorſichtigkeit, aber man müſſe ſchließlich das ſtürmiſch jugendliche Herz walten laſſen und es brächte oft beſſer als jede Bedachtſamkeit und Beſonnenheit die nothwendige Entſcheidung. Nur ſehr andeutend ſprach Fräulein Perini und ebenſo andeutend erwiderte

Bella, daß sie ein gegen die Gesellschaftsordnung anstrebendes Begehren Pranckens zwar mißbillige, solches aber, wenn auch mit Aengstlichkeit, doch gewähren lasse.

Nochmals kehrte das Gespräch auf Erich zurück und Bella war jetzt überaus wohlwollend. Sie hatte Mitleid mit der alten Mutter Erichs und behauptete, er kehre einen Stolz heraus, um damit die dienende Abhängigkeit zu verdecken. Ein Höherziehen der Augenlider ließ eine leise Verletzung Fräulein Perinis bemerken und rasch setzte Bella hinzu, daß nur eigentlich fromme Naturen sich von der Abhängigkeit nicht bedrückt fühlen; denn sie seien an sich höher gestellt, ja, durch die Frömmigkeit gleichgestellt einem Jeglichen.

Fräulein Perini lächelte; sie verstand, mit welcher Gunst sie von Bella behandelt wurde, und es hätte nicht eines freundschaftlichen Händedrucks bedurft, um ihr solches zu Gemüthe zu führen.

Ein Diener kam und meldete, daß Frau Ceres die gnädige Gräfin im Balconsaale erwarte, sie dürfe nach Vorschrift des Arztes noch nicht wagen, ins Freie zu gehen.

Fräulein Perini geleitete Bella bis an die Freitreppe. Als sie dort eine sehr höfliche Verbeugung machte, faßte Bella ihre beiden Hände mit offenbarer Herzlichkeit und sagte, solch eine Freundin wie Fräulein Perini wünsche sie sich zum täglichen Umgange. Sie bat dringend, ihr recht bald die Ehre eines Besuches zu geben.

Nachdem Bella rauschend davongegangen, krallte Fräulein Perini ihre kleinen Hände wie eine Katze, die still gelauert und etwas erhascht hat; höhnisch erweiterte sich ihr Auge, das sonst immer so verhüllt war.

„Ihr seid Alle betrogen!“ sprach ihr kleiner Mund fast laut ...

Frau Ceres klagte über beständiges Leiden und Bella tröstete, daß sie ja alles nur zu Wünschende und noch dazu so herrliche Kinder habe. Sie wußte nicht, was sie mehr rühmen sollte, das bezaubernde Wesen Rolands oder das Mannas.

Bella kam selten in das Haus Sonnenkamps, aber wenn sie dahin kam, wurde sie stets von einer Leidenschaft befallen, die vielleicht vorzugsweise eine Frauenleidenschaft ist. Sie lebte doch auf Wolfsgarten in einer Fülle, die nichts zu wünschen übrig ließ, aber sobald sie durch das Gitter von Villa Eden einfuhr, kam ein Dämon über sie, und der Dämon hieß: Neid — Neid

über dieſe von Ueberfluß ſtrotzende, nicht mit morſchem Trödel ſich ſchleppende, ſondern ganz neu geſchaffene Exiſtenz. Wenn ſie an Frau Ceres dachte, flimmerte es ihr ſtets ſtechend vor den Augen, denn ſie ſah dabei den wunderbaren Brillantſchmuck der Frau Ceres, wie ſolchen ſelbſt die regierende Fürſtin nicht beſaß.

Jetzt war ſie überaus holdſelig und herablaſſend gegen Frau Ceres, und ſie gefiel ſich in dieſer Herablaſſung. Alles können dieſe Menſchen kaufen, aber einen erhabenen, hiſtoriſch glänzenden Namen nicht. Gelingt auch das Vorhaben Ottos, es iſt doch nur ein Zudecken der Niedrigkeit mit einem neuen Firniß, der immer bittet: berühre mich nicht, ſonſt löſe ich mich ab.

Auch hier war Erich vornehmlich Gegenſtand des Geſprächs und Bella drückte die Roſe an ihren Mund, um ihr Lachen zu verbergen, da Frau Ceres ſagte:

„Ich möchte den Herrn Hauptmann für mich haben.“

„Für Sie?“

„Ja. Aber ich glaube, ich kann nichts mehr lernen, ich bin zu alt und zu dumm ... Er hat mich gar nichts lernen laſſen.“

Bella beſtritt dieſe Beſcheidenheit ſehr eifrig. War Frau Ceres nicht ſchön und jung? Man könnte ſie ja für die Schweſter Rolands halten. War ſie nicht klug und von feiner Haltung? Frau Ceres lächelte, ſie ſchien zu glauben, daß dies Alles wahr ſei. Nun aber bat Bella, ſich beurlauben zu dürfen, da ſie die zarte Organiſation der Frau Sonnenkamp ſchonen wolle.

Frau Ceres ſah bei dieſen Worten zagend um, ſie wußte nicht, ob das ein Lob oder ein Tadel iſt. Bella verabſchiedete ſich und küßte Frau Ceres auf die Stirn.

Herr Sonnenkamp hatte den Grafen und Erich verlaſſen; er hatte noch vieles im Hauſe anzuordnen, auch waren Briefe und Depeſchen eingetroffen, die ſofortige Beantwortung erheiſchten. Er ſchickte nach dem Major, daß er ebenfalls zu Tiſche käme, und gab den Auftrag, wenn er nicht zu Hauſe ſei, möge man ihn auf der Burg aufſuchen.

Clodwig war mit Roland und Erich gegangen, und ohne daß ſie es wußten, waren die beiden Männer bald in ein Geſpräch gerathen, wobei ſie Rolands ganz vergaßen. Dieſer ſaß ſtumm da und ſchaute bald den Einen, bald den Andern an; er verſtand nicht, was ſie ſprachen, aber er mochte fühlen, wie wohl es ihnen

dabei war, und als endlich Clodwig ſich auf ſein Zimmer zurückzog, faßte Roland die Hand Erichs und rief:

„Ich will auch lernen, ich will auch ſtudiren, Alles, was du willſt; ich will auch ſo ſein wie du und Graf Clodwig.“

Achtes Kapitel.

Der Major kam, er war ſehr erfreut, Clodwig und Bella hier zu treffen; jedes freundliche Benehmen der Menſchen war ihm ein Labſal, es beſtätigte ſeine Behauptung, daß alle Menſchen unendlich gut ſeien. Er war Clodwig und Bella dankbar, als ob ſie ihm etwas erzeigt hätten. Erich reichte er die Hand wie einem Sohne, und jetzt klagte er ihm mit einem Tone, wie ein Kind, das genaſcht hat, er habe ſich verführen laſſen. Er habe einmal genau erforſchen wollen, ob die Arbeiter auf der Burg ſich auch gut nähren, er habe von ihren Speiſen verſucht und unverſehens habe es ihm ſo gut geſchmeckt, daß er ſich ganz ſatt gegeſſen.

Erich tröſtete, daß die feinen Speiſen doch vielleicht noch Unterkommen fänden.

Der Major nickte; er ſagte zu Joſeph nur das kurze Wort: „Allaſch!“

Joſeph verſtand. Auf einem Seitentiſche ſchenkte er aus einer von kleinen Gläschen umkreiſten Flaſche ein; der Major trank den Appetit reizenden Trank.

„Das iſt ein Quartiermacher,“ nickte er dann zu Erich. Sein ganzes Geſicht lachte, als Erich erwiderte:

„Der Geiſt befiehlt der gemeinen Maſſe, Platz zu machen.“

Frau Ceres kam nicht zu Tiſche. Kaum hatte man ſich geſetzt, als der Arzt abgerufen wurde: er ſtand ſofort auf.

Die Tafel ſchien geſtört, denn der Arzt, der ſicher und friſch die Unterhaltung geführt, hatte durch ſeine Entfernung eine Lücke gemacht. Wie man äußerlich zuſammenrücken mußte, um dieſe Lücke nicht ſichtbar werden zu laſſen, ſo ſchien man auch innerlich erſt wieder neu zuſammenrücken zu müſſen.

„Herr Sonnenkamp,“ begann der Major, und wurde wieder wie immer blutroth im Geſichte, da er vor vielen Menſchen zu ſprechen hatte ... „Herr Sonnenkamp, in der Zeitung ſteht, daß Sie bald viel Beſuch bekommen.“

„Ich? In der Zeitung?"

„Ja. Es ist gerade nicht so gesagt, aber ich meine so. Da heißt es, daß bei dem kostspieligen Leben in Amerika jetzt eine Auswanderung vor sich gehe und viele Familien aus der neuen Welt nach Europa kommen, weil sich's bei uns billiger und schöner lebt."

Der Major trank nach dieser Rede mit großem Behagen ein Glas seines Lieblingsburgunders auf einen Zug.

Leichthin entgegnete Sonnenkamp, daß sich vielleicht dadurch ein ähnliches Vorurtheil gegen die Amerikaner festsetze, wie solches gegen die reisenden Engländer besteht.

In das Antlitz Sonnenkamps trat indeß ein Freudenglanz, da Clodwig sagte, wie er nur billigen könne, daß Herr Sonnenkamp sich hier staatlich heimisch mache; denn Amerika bringe uns eine neue Art verderblicher Weltbürger: da wandern Deutsche nach Amerika aus, erwerben sich Besitzthümer und kommen nach Jahren mit Familie wieder nach Deutschland zurück und sagen sich und ihren Kindern mit einem gewissen selbstgefälligen Stolze: uns geht Gemeinde und Staat hier nichts an.

Bella hatte die Art — und da sie dieselbe hatte, mußte es gute Lebensart sein — sobald sie nicht das Gespräch lenkte, führte sie sogar im kleinen Kreise, wo es doch störend auffiel, ein Zwiegespräch mit ihrem Nachbar und ließ ihn nicht in den allgemeinen Strom der Unterhaltung entweichen. So hielt sich heute an Fräulein Perini im lebhaften italienischen Zwiegespräch.

Sonnenkamp nahm die Darlegung Clodwigs sehr freundlich auf. Er machte sich lustig über das Gerede, weßhalb er die Burg wieder aufbaue. Da sage man, er wolle in Bädekers Reisehandbuch stehen, damit die Leute an schönen Sommertagen, wenn sie stromauf und stromab fahren, sich das Schloß zeigen und gelangweilte Engländer mit dem Finger auf der Zeile ihres Buches offenen Mundes eine Weile dreingaffen; ihn aber bestimme zunächst ein ästhetisches Interesse. Er wolle durch Aufbau der Burg für die Aussicht aus seinem Arbeitszimmer einen harmonischen Abschluß gewinnen, sodann aber möchte er etwas zur Schönheit des deutschen Vaterlandes beitragen.

Es hatte immer einen sonderbaren Beigeschmack, wenn Sonnenkamp die Worte „deutsches Vaterland" aussprach; man hätte etwas wie ingrimmigen Haß darin finden können, und doch klang es

mehr mitleidsvoll und barmherzig. Sonnenkamp wußte, daß Clodwig vor Allem ein Patriot war, und er ſchlug gern dieſe Saite an. Erich ſchaute auf Roland, ob dieſer wol die Heuchelei erkenne, denn noch am Sonntag hatte ja Sonnenkamp bei Gelegenheit des Geſprächs über die Wahlen ſo fremd und verächtlich geſprochen; aber die Mienen Rolands waren ruhig.

Clodwig bat nochmals, daß man jede Spur römiſcher Alterthümer ihm melden möge. Sonnenkamp verſprach's bereitwillig und verbreitete ſich weiter über eine Seltſamkeit, die man ihm andichte — und doch hatte ſie ihm Niemand angedichtet, vielmehr hatte er ſelbſt in Gemeinſchaft mit Prancken die Sage verbreitet — daß er den Namen des Schloſſes, deſſen Geſchlecht längſt ausgeſtorben, auf ſich übertragen laſſen wolle. Leichthin ſprach er davon, daß man das Wappen derer von Lichtenburg, das er gerne über der Pforte des neu erbauten Schloſſes wieder anbringen möchte, nicht genau kenne. Clodwig, der bei all ſeinem Freiſinn einen gewiſſen Stolz darein ſetzte, die Genealogie aller Fürſten- und Adelsgeſchlechter und deren Wappen zu kennen, behauptete, das Wappen der Lichtenburg beſtehe in einem Mohrenkopf auf blauem Grund im linken Felde und einer Wage im rechten. Das Geſchlecht habe in den Kreuzzügen ſich hervorgethan und dann ein höheres Richteramt im Reiche bekleidet.

Sonnenkamp lächelte ſehr freundlich, faſt grinſend, und bat, daß der Herr Graf ihm ſobald als möglich eine Zeichnung zukommen laſſe.

Neuntes Kapitel.

Wie zufällig fügte es ſich, daß Erich und Bella mit einander gingen. Sie machte einen leiſen Verſuch nach zwei Seiten hin, indem ſie ſagte, ſie bewundere Erich, wie er ihren guten Mann ſo intim verſtehe, denn es ſei nicht ſo leicht, als es den Anſchein habe, mit ihm zu leben. Sie ſprach ſehr überſchwänglich von Clodwig und wie glücklich ſie ſei, etwas zur Conſervirung einer erhabenen Seele zu thun und dabei gar keinen Anſpruch für ſich zu erheben; es ſei ſo ſchön, ſich zu opfern, ſtill, unerkannt und ungenannt zu dienen. Sie bat Erich, ihr recht beizuſtehen, Clodwig

seinen Lebensabend vollauf glücklich zu machen; sie hatte dabei einen Herzton, der nicht zu verkennen war.

Erich sprach sein Bedenken aus, ob es wohlgethan sei, eine so friedsame Existenz durch Einführung eines Dritten zu stören.

Bella sah ihn durchdringend an, ihr Fächer entfiel ihr, und als Erich ihn aufhob, reichte sie ihm die Hand zum Dank.

Mit vielem Geschick, ja fast mit Zierlichkeit und doch mit eigenthümlicher Bewegung, wobei ihre Brust sich hob und senkte, pries sie das Glück, sich einem edlen Menschen zu widmen und einen Freund zu haben, von dem man ganz verstanden werde.

Erich schwieg.

Bella war bisher noch unentschieden gewesen, ob sie die Aufnahme Erichs in ihr Haus begünstigen oder verhindern sollte.

Jetzt war sie entschieden.

Dieser Mann war in jeder Weise unbequem; huldigte er ihr, so war das peinlich und beunruhigend, blieb er zurückhaltend, so war er beständig ein Gegenstand der Reizung.

Es war nicht so leicht zu bestimmen, ob Bella ihren Gatten liebte, das aber war unbezweifelbar, sie war eifersüchtig auf Jeden, dem er eine Freundlichkeit zuwendete; er sprach lieber und ausführlicher mit Anderen, als mit ihr. Daß sie ihn durch Widerspruch, durch beständigen Gegensatz in sich zurück gescheucht hatte, das fiel ihr nicht ein, oder sie läugnete es ab. Alle Menschen, sogar Herr Sonnenkamp, waren entzückt von ihrer Frische, ihrem Muthwillen und ihrem Geiste. Warum war es Clodwig nicht oder doch nicht allzeit?

Zur Strafe und damit er zur Besinnung käme, sollte er Niemand haben, dem er sich anschließen und aussprechen konnte.

„Da kommt er!“ rief Bella plötzlich. „Er hat die Eigenheit, keinen Stock zu nehmen, und doch bedürfte er dessen; er hat noch vor Kurzem einen Anfall von Schwindel gehabt.“

Sie ging ihrem Manne entgegen. Unter einer schönen Ceder, wo zierliche Sitze angebracht waren, ließ Clodwig sich nieder; Erich und Bella standen vor ihm, Bella stützte die eine Hand an den Stuhl ihres Gatten. Und nun legte Clodwig den ganzen Plan dar.

Mit bewegter Stimme sprach Erich seinen Dank aus und wie es ihn freue, daß ihm etwas so Lockendes geboten sei; wie er sich aber da verpflichtet fühle, wo sein Herz entschieden habe. In

der Erziehung Rolands sei ihm eine große, schwere Aufgabe gestellt, und daß ihm nun ein anderes so lockendes Leben geboten werde, befestige ihm die Zuversicht, daß er das Rechte gewählt, das Pflichtmäßige.

Eine Weile senkte Clodwig den Blick, Bella nahm die Hand vom Stuhl und richtete sich auf. Als Erich seine Freude an Roland schilderte, den geheimnißvoll beglückenden Zug zu demselben, ja sogar zu seinen Fehlern, da lächelte Clodwig in die Zweige hinein.

„Dort geht der Doctor," rief er; „wollen Sie einen Dritten zur Entscheidung nehmen?"

„Die Entscheidung," entgegnete Erich, „so schwer sie mir auch wird, kann nur ich allein geben."

Mühsam sich erhebend, sagte Clodwig:

„Junger Freund, geben Sie mir Ihren Arm."

Er stand auf und führte sich an Erich, sein Arm ruhte schwer und zitternd in dem Erichs.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ich meine, ich wäre gar nicht der Mann, der schon so viel erlebt hat; ich mache heut eine bittere Erfahrung. Ist es das Alter, das mir die Entsagung so schwer macht? Ich habe es doch gelernt. Ja, ja, man wird kindisch ... ein Kind kann nicht entsagen."

Er lehnte sich fester an Erich, der im Innersten zitterte, da er den edlen Mann so erschüttert sah.

Hastig die Hand aus Erichs Arm lösend, fuhr Clodwig fort:

„Junger Freund, wenn ich sterbe, dann ..."

Kaum hatte er das Wort gesagt, als er umsank; Erich fing ihn noch mit den Armen auf. Ein Schrei von Bella, ein Herzueilen des Arztes, ein Niederbeugen Erichs, Clodwig aufnehmen und ihn in den Armen tragen wie ein Kind, das Alles war die That eines Augenblicks.

Clodwig wurde in den Saal gebracht und dort auf ein Sopha niedergelegt. Bella jammerte laut, der Arzt beruhigte sie. Er wendete belebende Mittel an, mit denen er den Kranken schnell wieder zur Besinnung brachte; er bat Bella und Erich, das Zimmer zu verlassen, nachdem Clodwig einige Worte gesprochen hatte.

Bella klagte Erich, daß Doctor Richard ihren Mann nicht verstehe; sie hatte bittere Worte, und es ließ sich nicht entscheiden,

haßte ſie nur den Doctor oder die ganze mediciniſche Wiſſenſchaft, die ſich ſo geheimnißvoll hielt.

Der Doctor kam bald wieder und erklärte, daß es nur ein höchſt unbedeutender Anfall geweſen; Clodwig bitte, daß Erich bei ihm eintrete.

Erich ging in den Saal.

Clodwig ſaß aufrecht, er reichte Erich die Hand und ſagte mit verklärtem Lächeln:

„Ich muß doch meinen Satz vollenden. Ich wollte ſagen: wenn ich ſterbe, dann wünſche ich, daß Sie bei mir ſein möchten. Aber beruhigen Sie ſich, das hat noch gute Zeit. So, jetzt ſetzen Sie ſich zu mir. Wo iſt meine Frau?“

Erich ging, ſie hereinzurufen. Sie kam mit dem Arzte und Sonnenkamp.

Der Arzt geſtattete nicht nur, ſondern wünſchte ausdrücklich, daß Bella und Clodwig ſofort nach Wolfsgarten zurückkehren. Sonnenkamp ſprach den Wunſch aus, daß die edlen Gäſte bei ihm blieben.

„Erlauben Sie, daß Herr Dournay uns begleite?“ fragte Clodwig.

Sonnenkamp ſtutzte, aber ſich ſchnell faſſend erwiderte er:

„Ich habe dem Herrn Hauptmann nichts zu erlauben, aber wenn Sie zur Abreiſe entſchloſſen ſind, möchte ich ihn bitten, Sie zu begleiten mit dem Verſprechen, daß er wieder zu uns zurückkehre.“

„Und Sie begleiten uns auch!“ bat Clodwig den Arzt. Auch dieſer willigte ein.

So fuhren ſie nun durch die linde Frühlingsnacht dahin, es wurde wenig geſprochen.

Erich und der Arzt übernachteten auf Wolfsgarten. Der Arzt ſchickte ſich ſchon am frühen Morgen zur Abreiſe an, er weckte Erich, der noch feſt ſchlief, und ſagte:

„Herr Doctor, bleiben Sie heute noch hier, aber nicht länger.“

Erich ſah ihn mit großen Augen an.

„Haben Sie mich verſtanden?“

„Ja.“

„Nun ſo leben Sie wohl.“

Wieder war Erich einen ganzen Tag auf Wolfsgarten. Clodwig war ſo heiter und klar als je, Bella hatte ein ſcheues, faſt furchtſames Benehmen gegen Erich.

Am Abend kam Sonnenkamp mit Roland angefahren. Erich kehrte mit ihnen nach Villa Eden zurück und alles Blut stieg ihm ins Antlitz, da Sonnenkamp, ihn scharf fixirend, sagte:

„Gräfin Bella wird eine schöne Wittwe."

Am Abende des nächsten Tages fand sich der Arzt wieder auf Villa Eden ein, er war nochmals auf Wolfsgarten gewesen und brachte guten Bericht. Er nahm Erich beiseite und sagte:

„Sie haben mir vertraut, daß Sie eine Entscheidung bei Herrn Sonnenkamp jetzt persönlich weder erwarten, noch annehmen; ich billige das, Sie werden beiderseits in der Entfernung klar. Und so rathe ich Ihnen, verlassen Sie das Haus; jede Stunde, die Sie länger bleiben, ist ein Verderben für Sie."

„Mein Verderben?"

Der Arzt lächelte und sagte:

„Ja, junger Freund, diese Darstellung Ihres Wesens . . ." Er machte eine Pause und fuhr dann fort: „Kein Mensch erscheint eine Woche lang auf Parade, ohne Schädigung davonzutragen. Sie müssen fort! Sie haben genug geprüft und sind genug geprüft worden. — Kommen Sie mit mir, Sie übernachten bei mir, kehren morgen zu Ihrer Mutter zurück und warten dort ruhig das Weitere ab."

„Aber Roland?" fragte Erich. „Wie lasse ich den Knaben zurück? Sein Herz hat sich mir zugewendet, wie das meine ihm."

„Gut, sehr gut. So soll er warten, sich nach Ihnen sehnen; er soll lernen, daß die Reichen nicht Alles gleich haben können. Er soll um Sie werben, wenn es doch sein muß. Lassen Sie in dieser Stunde mich für Sie handeln."

„Hier meine Hand, ich reise mit Ihnen!" erwiderte Erich.

Im Hause war Alles voll Staunen, da es plötzlich hieß, Erich reise ab, und kaum war eine Stunde vorüber, als er mit dem Arzte in den Wagen stieg.

Erich war froh, daß der Abschied von Roland ein übereilter war. Der Knabe konnte nicht begreifen, was vorging; er konnte vor Bewegung nicht sprechen. Als Erich schon im Wagen des Doctors saß, kam Roland mit einem seiner jungen Hunde und legte ihn auf den Schooß Erichs; der Doctor aber gab den Hund zurück mit dem Bedeuten, er könne ihn jetzt nicht mitnehmen, der Hund sei noch zu jung, man möge ihn bei der Mutter lassen, er wolle später dafür sorgen, daß Erich ihn bekäme.

Roland ſchaute den Davonfahrenden lange nach.

In der Seele des Knaben wirrte ſich Alles durcheinander, was er in den wenigen Tagen ſeit Erichs Anweſenheit erlebt hatte; im elterlichen Hauſe verwaist, in der Fremde erſchien er ſich. Er faßte den jungen Hund an der Genickhaut und wollte ihn von ſich ſchleudern, aber der Hund winſelte ſo erbarmungswürdig, und plötzlich drückte er ihn an die Bruſt und ſagte:

„Sei ruhig, es geſchieht dir nichts. Ich winsle nicht, jetzt winsle du auch nicht. Er hat uns Beide nicht gewollt.“

Roland brachte den Hund zurück und die Hündin ſchien ſehr erfreut, ihren Sprößling wiederzuſehen.

„Ich gehe auch zu meiner Mutter,“ ſagte Roland. Er mußte ſich aber erſt anmelden laſſen.

Sie ließ ihn vor ſich kommen, und als der Knabe ſeiner Mutter klagte, daß Erich ſo plötzlich davongegangen, ſagte ſie:

„Das iſt recht; ich habe es ihm gerathen.“

„Du? ... Warum?“

„Mit deinem dummen Warum? Man kann dir nicht ewig auf dein Warum antworten.“

Roland ward ſtill.

Er wollte zum Vater, aber dieſer war mit dem Major nach der Burg gefahren.

Verlaſſen und einſam ſtand er im Hofe; endlich ging er wieder in den Stall, ſaß bei ſeinen Hunden und ſah ihrem poſſierlichen Treiben zu; dann ging er zu ſeinem Pferde und ſtand an deſſen Hals gelehnt lange ſtill. Durch die Seele des Knaben zogen, im Wirbel ſich bewegend, wunderliche Gedanken: Das Pferd, die Hunde ſind dein. Nur was man kauft, was man beſitzt, hat man zu eigen ...

Raſch wie ein Blitz dahinfährt, kaum geſehen auch ſchon verſchwunden, erwachte in der Seele des Knaben die Vorſtellung, daß es von Menſch zu Menſch keinen andern Beſitz giebt, als die Liebe.

Der Knabe ließ ſein Pferd ſatteln und ritt denſelben Weg, den Erich und der Doctor gefahren waren.

Zehntes Kapitel.

Still und gedankenvoll saß Erich neben dem Doctor. Wie von Wind und Wellen hin und her getragen, erschien er sich. Er war eingetreten in das Lebensschicksal so vieler Menschen, das konnte in seinem und in ihrem Dasein nicht mehr getilgt werden.

„Sie glauben also an Erziehung?“ fragte der Doctor endlich.

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich halte eigentlich nichts auf Erziehung; die Menschen werden das, wozu sie von Natur aus angelegt sind. Wie man den Menschen in die Wiege legt, so legt man ihn in den Sarg. Kenntnisse, Fertigkeiten zum Fortkommen giebt die Bildung, den Ausschlag giebt die Naturanlage.

Da Erich die Achseln zuckte, fügte der Doctor hinzu: „Ich kann nicht wünschen, daß alle Menschen sein mögen wie ich, denn ich habe es aufgegeben, auf Andere wirken zu wollen; Anderen helfen wollen, ist eine Jugendkrankheit, es unterlassen, ist freilich eine Altersschwäche, aber sie ist bequem.“

Erich war nicht gewillt, auf diese Erörterungen einzugehen, er war des ständigen Besprechens müde.

Der Doctor fuhr fort:

„Eigentlich gönne ich Sie diesen Leuten nicht; es ärgert mich, daß die Reichen sich auch Duft und Frucht höherer Erkenntniß sollen kaufen können; aber es bleibt wahr: es kommt kein Reicher ins Himmelreich. Die Reichen haben zu viel Ballast geladen; sie haben kein verkünsteltes Leben fern von der Noth des Daseins und entziehen sich selbst der Naturmacht der Jahreszeiten; sie fliegen aus und ein in verschiedene Klimas und haben überall wohnlich eingerichtete Schwalbennester. Es wäre eine Unbarmherzigkeit des Schicksals gegen uns, wenn die Reichen zum mühelosen Besitze noch die höheren Freuden haben sollten, die uns allein gehören.“

„Es giebt keinen Königsweg in der Geometrie, heißt der Spruch Euklids,“ schaltete Erich ein; „Wissen und Erkennen erlangt man nur durch Arbeit. Es ist in Ein Wort zusammenzufassen, was ich mit diesem Knaben will: er soll Selbstthätigkeit gewinnen.“

„Recht so,“ erwiderte der Arzt. „Ja, so ist's! Das, was

wir, die dem Geiſte leben, vor dem Reichen voraus haben, beſteht darin, daß wir für uns allein ſind, der Reiche kennt die thaubildende Stille der Einſamkeit nicht; er hat immer ſo viel, aber nie ſich ſelbſt und nie ſich allein. Herr Sonnenkamp könnte hier in der That im Eden leben; aber die große Frage iſt immer, wie dieſe Ausſtattung mit allem nur Wünſchbaren noch die Empfänglichkeit zuläßt. Es würde Ihre Hauptaufgabe ſein, dieſe in Roland zu wecken und auszubilden. Er ſoll eigentlich doch erſt ſchulmäßig lernen. In dem, was er von der Welt weiß, iſt er ein Kind, und in dem, was er von der Welt verlangt, ein Mann, man könnte beinahe ſagen, ein Lebemann."

Erich hatte Vieles zu erwidern, aber er lächelte in ſich hinein, denn er dachte, wie leicht es iſt, Lehren zu geben. Der Doctor hatte ihn mit Recht darüber angelaſſen, daß er ſich über ſo Vieles ausbreite, jetzt ſollte der Doctor auch merken, daß er ſchweigen könne. Er ſchwieg und der Doctor fuhr fort:

„Uebrigens kann ich Ihnen gute Handreichung bieten, wenn Sie dennoch in die Stelle eintreten. Leider ſind Sie kein Mediciner, und nach meiner Anſicht ſollte nur ein Mediciner Erzieher ſein. Haben Sie bereits bemerkt, daß der Junge einen Magen hat, der nicht gut verdaut? Ein Junge in dieſen Jahren müßte Kieſelſteine verdauen! Ich bringe es nicht dahin, daß ihm nur einfache Speiſen gegeben werden. Die Vornehmen und Reichen eſſen ohne Hunger und trinken ohne Durſt. Der Junge kann Alles bekommen, nur Eins nicht: rechte, grundmäßige Freude. Es iſt ein Kleines, nehmen Sie es nur als Beiſpiel: er freut ſich über kein neues Gewand. Streichen Sie aus Ihrer Kindheit, aus Ihrer Jugend dieſe Freude! Ich muß geſtehen, wochenlang kann ich mich mit einem gutſitzenden Gewand freuen."

Der Doctor ſchilderte nun den athletiſchen Bau Sonnenkamps und wie er beſtändig mit ſeinem gewaltigen Naturell zu kämpfen habe. Seine Milde, der man das Erzwungene und Gefliſſentliche ſofort anſähe, neutraliſire ſtets eine gewiſſe unbändige Kraft in ihm. Er ſei ein verhaltener Fauſtkämpfer, und habe in der That, wie er ſich einmal rühmte, eine eiſerne Fauſt.

Der Arzt erzählte lachend, als er Sonnenkamp zuerſt geſehen, habe er immer nach der Keule geforſcht, die dieſer Mann eigentlich in der Hand tragen müßte. Wenn er ſich freundlich geberdet, da ſei es immer, als wollte er ſagen: ſei unbeſorgt, ich thue dir nichts.

Dann ſchilderte der Doctor das Schlafleben der Frau Ceres, der die ſcharfzüngige, noch mehr aber neidiſche Gräfin Wolfsgarten den Beinamen Crocodilia gegeben habe, weil ſie etwas von dem Ungeheuer habe, das ſich am Ufer in der Sonne ausreckt. Für Frau Ceres ſei jede noch ſo kleine Bemühung eine Anſtrengung, ſie laſſe ſich des Tages dreimal ankleiden, ohne dabei nur eine Nadel feſtzuſtecken, gehe ſtundenlang in ihrem Zimmer umher, betrachte ſich von allen Seiten, füttere ihren Papagei, lege Patience und kultivire ihre Nägel. Das arme Weſen ſolle immer von der ſchönen Natur leben, und das könnten doch viel bedeutendere Menſchen nicht. Sie habe eigentlich eine Gelenkſchwäche, ſei indeß nicht ohne Tücke und Launen.

Erich gedachte der räthſelhaften Art, wie ihn Frau Ceres hatte rufen laſſen, er berichtete nicht davon, aber er forſchte weiter und der Doctor erzählte:

„Es mag jetzt bald ein Jahr ſein, da iſt mir etwas vorgekommen, was ich nicht für möglich gehalten hätte. Ich wurde nach der Villa gerufen; die Tochter des Hauſes war in einem Zuſtande des Starrkrampfes oder einer Art Ekſtaſe, die ich nicht begriff. Fräulein Perini erzählte mir, das Mädchen habe die Hände ſo heftig in einander gefaltet, daß dieſelben nur mit Hülfe zweier Diener auseinander zu bringen waren, obgleich ſich das Mädchen nicht wehrte. Noch als ich kam, waren alle Gelenke an der Hand wie geknickt. Ich konnte nie erforſchen, welche aufs Aeußerſte geſteigerte Seelenaufregung eine ſolche körperliche Folge hervorbringen konnte; ich erfuhr nur, daß Herr Sonnenkamp ſeiner Frau irgend etwas verweigert habe, was ſie heftig wünſchte. Sie ſtrafte ihn damit, daß ſie der Tochter, die ihren Vater bisher wie ein höheres Weſen verehrt hatte, etwas mittheilte, das das arme Kind ſo aufregte. Noch als ſie geheilt war, blieb ſie ſchwermüthig, bis man ſie ins Kloſter brachte, wo ſie nun neu auflebte.“

Erich lenkte die Frage nach dem Grunde, warum Sonnenkamp ſo vielen Gehäſſigkeiten und Verleumdungen ausgeſetzt ſei. Der Arzt ging leicht darüber hin und erklärte, daß der hungrige Hofadel als natürliche Gegenwehr jeden Makel ſuche gegen einen Mann von ſo unermeßlichem Reichthum, der ſie mit ſeinem Aufwande faſt perſönlich beleidige. Nur Herr von Prancken ſei ihm geneigt und nicht blos, weil er die Tochter mit der reichen Mitgift heiraten wolle, es ſei auch ein natürlicher Zuſammenhang

zwiſchen ihnen, denn „Herr Sonnenkamp intereſſirt ſich ſehr für ſich ſelbſt und Herr von Prancken betrügt ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt.“

„Und nun, mein Freund,“ ſchloß der Arzt, „nun ſehen Sie, wie Sie in dieſem Hauſe zurecht kommen wollen, wenn Sie eintreten.“

„Ich habe eine Bitte,“ ſagte Erich. „Laſſen Sie mich hören, wie Sie zu einem Freunde über mich ſprechen würden, wenn ich abgereist wäre. Wollen Sie das?“

„Gewiß; dieſe Bitte liegt nach Ihrem Weſen ganz auf der Linie. Sie ſind ein Idealiſt. Ach, was haben die Menſchen für ſchwere Noth mit ihrem Ideal! Ihr Idealiſten, die ihr ſtets für Andere denkt, arbeitet und empfindet, kommt mir vor wie die Wirthe auf hohen Ausſichtspunkten, die Alles vorbereiten und ſtets zu Gott beten müſſen: laß gut Wetter werden und Gäſte kommen! Sie können das Wetter nicht zwingen und die Gäſte nicht. Darum iſt der einfache Rath: ſei kein Wirth zur Herberge der Idealität. Laß dir's gut ſchmecken und denke nicht an Andere, ſie holen ſich ihre Portion ſelbſt oder bringen etwas in ihrem Schnappſack mit, wo nicht, mögen ſie hungern und dürſten. Ich habe gefunden, es giebt nur zwei Wege, ſich im Leben abzufinden: entweder mit der Welt unzufrieden oder mit ſich ſelbſt unzufrieden. Die heutige Jugend, wie ich ſie kenne, hat noch einen dritten Weg, ſie iſt zugleich mit der Welt und mit ſich ſelbſt unzufrieden.“

„Es iſt leider zuweilen bei mir der Fall.“

„Und eben darum,“ fuhr der Doctor fort — er nahm ſeine großen Handſchuhe ab und legte die Hand auf die Schulter Erichs — „eben darum wünſchte ich, daß Sie ein anderes Loos hätten ... ich weiß nicht was ... ich ſuche vergebens.“

Eine lange Reihe von Wagen mit geſchälten Buchenäſten kam die Straße daher. Der Arzt berichtete, daß man dieſen Aeſten bereits verſchiedene chemiſche Stoffe entzogen und ſie nun nach einer Pulverfabrik bringe. Erich erwähnte, daß er das kenne, er habe ſich auch längere Zeit nach der Pulverfabrik im Gebirge commandiren laſſen und dort gearbeitet.

Eine mit zwei Apfelſchimmeln beſpannte Kaleſche folgte den Wagen; ein junger ſchöner Mann, der ſelbſt kutſchirte, grüßte ſchon von ferne.

Der Doctor ließ anhalten.

„Willkommen!“ rief er dem jungen Manne zu.

Sie reichten ſich von Wagen zu Wagen die Hand und der Doctor fragte: „Wie geht's Louiſen und den Kindern?“

„Alles wohlauf.“

„Waren Sie bei der Mutter?“

„Ja.“

„Wie ſteht's bei Ihren Eltern?“

„Sind auch wohlauf.“

Der Doctor ſtellte den jungen Mann als Herrn Heinrich Weidmann, ſeinen Schwiegerſohn, vor.

„Sind Sie der Sohn des Herrn Weidmann von Mattenheim?“

„Allerdings.“

„Wo iſt denn Ihr Vater?“ fragte der Doctor.

„Da drüben im Dorfe; ſie verhandeln dort über die Anlegung einer Pulvermühle.“

Wie ein Blitz ging es vor dem Doctor auf; er wendete ſich zu Erich, ſagte aber kein Wort. Der junge Weidmann drückte auch Erich die Hand und ſprach die Hoffnung aus, daß ſie ſich nicht blos ſo kurz begegnet und an einander vorüber gefahren ſeien; Erich werde auch bei ſeinem Vater willkommen ſein.

Die beiden Wagen fuhren davon, jeder ſeinem Ziele zu.

Der Doctor berichtete Erich, daß ſein Schwiegerſohn praktiſcher Chemiker ſei, und vor ſich hin murmelte er:

„Trumpf gefordert, Trumpf bekannt.“

Erich verſtand ihn nicht; er gedachte lächelnd, wie Prancken von den Söhnen Weidmanns mit den impertinent weißen Zähnen geſprochen habe.

Als man dem nächſten Orte zufuhr, kam eben das Dampfſchiff vom Oberrhein daher; der Doctor befahl ſeinem Kutſcher, ſo raſch als möglich zu fahren, damit man das Dampfſchiff noch bei der Landungsbrücke erreiche. In raſendem Galopp fuhren ſie dahin. Der Doctor rief:

„Nun hab' ich's! Nun hab' ich's!“

Er faßte dabei den Arm Erichs mit einer Heftigkeit, als ob er auf den Tiſch ſchlage, daß die Gläſer klirren. „Wir ſuchen Herrn Weidmann ſofort auf,“ ſetzte er hinzu.

Der Wagen kam noch glücklich an, als eben das Brett ſchallend von der Landungsbrücke auf das Schiff gelegt wurde. Schnell

ſtieg der Doctor aus und ſagte dem Kutſcher, er möge ſeiner Frau melden, daß er erſt zum Abend heimkäme; dann beſtieg er mit Erich das Schiff.

Auf dem Schiffe wurde der Arzt von Bekannten begrüßt, und eine Geſellſchaft, die ſich eine Maibowle bereitet hatte, bot ihm und ſeinem Freunde alsbald ein Glas; der Doctor ſtieß an, trank aber nicht, denn er erklärte, daß er nie gekünſtelten Wein trinke. Die Geſellſchaft war heiter; ein Krüppel, der auf dem Schiffe war, ſpielte auf der Ziehharmonika und man ſang dazu.

Auf dem Verdecke an einem kleinen Tiſchchen, darauf eine Champagnerflaſche im Eiskühler ſtand, ſaß der Weincavalier und ihm gegenüber eine ſchöne weibliche Geſtalt mit ſehr viel falſchem Haar und ſehr viel einnehmender eigener Schönheit. Die Beiden rauchten kleine Cigaretten und plauderten lebhaft Franzöſiſch mit einander. Der Weincavalier vermied es, den Blicken des Arztes zu begegnen, und der Arzt nickte vor ſich hin, wie wenn er ſagen wollte: doch noch ein Reſt Schamgefühl.

Als man des Dorfes anſichtig wurde, das der Schwiegerſohn genannt, ſagte der Doctor zu Erich, Herr Weidmann ſei es, der ihm zu helfen verſtünde und deſſen Rath er ſich unbedingt fügen dürfe.

Erich ſtieg mit dem Doctor in den Kahn, der ſie vom Dampfſchiff ans Land brachte; die auf dem Schiffe grüßten noch mit den Gläſern in der Hand; ſchnell war das Schiff verſchwunden. Der Ferge kannte den Doctor und grüßte ihn vertraulich, indem er ſagte:

„Sie treffen Herrn Weidmann dort im Garten."

Man landete an dem ſtillen Dorfe. Erich wurde Weidmann vorgeſtellt. Es war ein Mann mit hagerem, auf den erſten Anblick trocken erſcheinendem Weſen; aus ſeinen Zügen ſprach ruhiger Verſtand und Gleichmuth, aber im hellen Auge lag warme Begeiſterung. Weidmann ſaß mit mehreren Männern um einen Tiſch, auf welchem Papiere lagen, daneben ſtanden Flaſchen und Gläſer.

Weidmann begrüßte Erich kurz, dann wendete er ſich wieder zu den Genoſſen, mit denen er geſprochen hatte.

Der Doctor ward ſofort abgerufen, denn der Vater des Wirthes war krank und man betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß der Arzt gekommen ſei. Erich ging allein am Ufer auf

und ab; wie in eine fremde Welt verſchlagen erſchien er ſich. Da fahren die Menſchen zu Berg und zu Thal und ſitzen in den Gärten und denken und berathen, wie man die Natur ausbeute.

Der Ferge kam zu Erich und ſagte, Herr Weidmann ließe ihn bitten, in den Garten zu kommen. Weidmann ging ihm mit herzerquickender Freundlichkeit entgegen und ſagte, daß er ihn jetzt erſt willkommen heiße; er ſei vorhin zu ſehr beſchäftigt geweſen. Auch der Doctor kam bald nach.

Die Drei ſetzten ſich in eine Ecke des Gartens an den Tiſch, wo die weite Ausſicht ſich aufthat, und nachdem Erich erzählt, woher er komme, ſchilderte Weidmann mit ſchalkhaftem Tone die Gewaltthätigkeit des Doctors, der immer ſage, daß er nicht auf andere Menſchen wirken wolle, und doch gern mit draſtiſchen Mitteln drein greife. Es bildete ſich ein geſchickter Einigungspunkt zwiſchen Erich und Weidmann, indem ſie in neckiſcher Weiſe, die doch Ehrerbietung in ſich ſchloß, ſich gegen den Doctor vereinigten.

Erich vernahm, daß der Doctor ihn bereits zur Leitung der Pulverfabrik vorgeſchlagen habe. Weidmann berichtete, daß der Staat noch allerlei Hinderniſſe mache, obgleich man den Abſatz weſentlich in der neuen Welt ſuchen wolle; ſein Neffe, Doctor Fritz, habe hiezu einen der Männer, mit denen er eben verhandelt, aus Amerika herübergeſchickt. Auch wünſche ſein Neffe, daß man einen erfahrenen deutſchen Artilleriſten fände, der nach Amerika überſiedeln und dort einer Fabrik zur Bereitung von Pulver und Zündern vorſtehen möge; es ließe ſich dabei raſch und ſicher ein namhaftes Beſitzthum erwerben.

Der Doctor ſah auf Erich, dieſer aber lächelte und ſchüttelte verneinend den Kopf.

Weidmann berichtete ferner, daß ſich indeſſen etwas ganz Neues gezeigt habe; man habe ein Braunſteinlager entdeckt und es wolle ſich eine Geſellſchaft bilden, die daſſelbe ausbeute; ein Mann, der Ordnung zu halten verſtände, würde ſich leicht in das Nöthige einarbeiten.

Er ſah ebenfalls fragend auf Erich und ſtellte ihm dann geradezu das Anerbieten mit der Ausſicht eines bedeutenden Gehaltes und eines ſich ſteigernden Gewinnantheils.

So höflich als dankbar lehnte Erich ab, da es ihm durchaus nicht darum zu thun ſei, aus dem gelehrten Beruf herauszutreten;

er achte die Freiheit, die der Beſitz gebe, ſehr hoch, aber er ſei nicht zum Erwerbsleben geſchaffen.

Weidmann erzählte, daß er einen Brief von ſeinem Neffen, dem Doctor Fritz, aus Newyork erhalten habe, der in den nächſten Tagen ein Töchterchen ſchicke, das in Deutſchland erzogen werden ſolle; er habe deßhalb den früheren Lehrer Rolands, den Candidaten Knopf ins Haus genommen. Erich erkundigte ſich nach dieſem Lehrer und hörte viel Löbliches, Niemand aber wußte, warum er ſo plötzlich Villa Eden verlaſſen hatte.

Das letzte Schiff kam ſtromaufwärts. Der Doctor und Erich nahmen Abſchied von Weidmann; dieſer drückte Erich herzlich die Hand.

Am Landungsplatze unter neu gepflanzten Linden gingen Männer und Frauen aus dem Städtchen auf und ab, denn es iſt immer ein wichtiges Ereigniß des Tages, wenn das Schiff ankommt, das hier übernachtet. Auch die Frau des Doctors war am Ufer und ging mit Erich und ihrem Manne heimwärts. Sie hieß Erich als Gaſt willkommen und ſagte, daß ſie ihn auf Wolfsgarten kennen gelernt; Erich erinnerte ſich deſſen nicht mehr, denn er hatte die beſcheidene, ſchweigſame Frau damals kaum bemerkt.

Im Hauſe warteten Viele auf den Arzt. Erich wurde in ſein Zimmer und dann in die Bibliothek geführt; er ſah zu ſeiner Freude, daß der Mann mit den neuen Forſchungen in ſeiner Wiſſenſchaft fortzuſchreiten ſuchte, und er hoffte, durch ihn manche Lücke in ſeinem Wiſſen auszufüllen.

Die Dämmerung war eingebrochen; Erich ſaß ſtill, da hörte er Pferdegetrappel vor dem Hauſe. Er ſtand unwillkürlich auf und ſchaute hinaus; er glaubte, daß der Reiter, der jetzt eben vorübergeritten, Roland geweſen ſei — oder hatte ihn ſeine Vorſtellung und ſein beſtändiges Denken an den Knaben getäuſcht?

Es war ein behagliches Sein im Hauſe des Arztes, wo Alles von gediegenem Wohlſtand zeugte; aber noch vom Abendtiſche weg mußte der Arzt in ein nahgelegenes Dorf. Erich ging mit der Frau des Doctors die ſchöne Landſtraße am Ufer des Stromes entlang, und ſie ſagte: ſie wünſche ſehr, daß ihr Mann einen geiſtig regſamen Freund zu ſtändigem Umgang haben könnte, er fühle ſich hier im Städtchen doch oft allein und müſſe ſich Alles ſelbſt ſchaffen.

Elftes Kapitel.

Hier im Städtchen war noch nachbarliche Gemeinschaft von Haus zu Haus. Der Gast, den man beherbergt, gehört auch den Nachbarn an und wird schnell heimisch und zugehörig. Man rief Befreundete an, die am Fenster und auf dem Balcon standen, oder auf den Straßen wandelten; man schloß sich an, man plauderte und scherzte, und aus den Fenstern tönte hier und dort Clavierklang und Liederschall.

Die Frau Landrichter und ihre Tochter Lina gingen mit Erich und der Frau seines Gastfreundes. Man wunderte sich, daß er wieder abreise, denn es galt als entschieden, daß er im Hause Sonnenkamps bleibe. Erich hörte von Lina, daß in der That Roland durch das Städtchen geritten war; er war mehrmals vor dem Hause des Arztes vorbeigeritten und hatte sein Pferd steigen lassen, so daß es ängstlich anzuschauen war.

Lina hatte das Verlangen, Erich allein zu sprechen; es gelang ihr, da sich eben die Mutter und die Frau Doctor eine Weile bei dem begegnenden Schuldirector und dessen Frau aufhielten und sich erzählen ließen, wie es der jungen Wöchnerin, der Frau des Försters, ergehe, die im selben Hause mit dem Schuldirector wohnte. Lina ging mit Erich voraus und sagte rasch:

„Wissen Sie auch, daß Ihr Schüler Roland eine Schwester hat.“

„Gewiß; ich hörte davon.“

„Sie hörten davon? Sie haben sie ja gesehen. Es war ja das Mädchen mit dem Stern und den Flügeln, die uns auf der Klostertreppe in der Dämmerung begegnete.“

„So? Ja wol.“

„So? Ja wol?“ spottete Lina nach. „Ach, die Männer sind schrecklich; ich habe geglaubt, daß Sie . . .

Sie hielt inne und Erich fragte:

„Daß ich . . . Was soll ich?“

„Ach, die Mutter hat Recht, ich bin zu unerfahren, zu täppisch, und sage Alles heraus. Ihnen hätte ich nun geglaubt . . .“

„Das können Sie auch, unwahr zu sein ist eine Sünde und gegen Sie eine doppelte.“

„Nun gut,“ sagte Lina und nahm ihren Hut ab und schüttelte ihre Locken in den Nacken, „nun gut; wenn Sie mir ehrlich

bekennen, daß Manna damals auf Sie einen Eindruck gemacht hat, dann sage ich Ihnen auch etwas; aber Sie müssen gerade und ehrlich sein."

„Glauben Sie, ich würde Nein sagen? Da schneiden Sie mir ja den Weg ab, ehrlich zu sein."

„Nun, so sage ich Ihnen ... aber bitte, nicht wahr, Sie behalten es für sich? ... Manna hat mich gefragt, wer Sie sind, und das ist sehr viel von ihr. Aber nein, das wollte ich nicht sagen ... Machen Sie doch, daß Manna nicht Nonne wird."

„Ich soll das hindern?"

„Haben Sie die Trippensandalen der Nonnen gesehen? Entsetzlich! Solche Sandalen soll Manna am Fuße haben, und sie hat den schönsten Fuß."

„Aber warum soll sie nicht Nonne werden, wenn sie will?"

„Ach," klagte Lina, „da habe ich mir gedacht ... nicht wahr, ich bin ein recht einfältiges Ding? ... In alten Zeiten trat ein Ritter als Knappe oder so was in ein Schloß ... und da meinte ich ..."

Sie konnte ihren Traum nicht vollenden, denn die Mutter trat herzu; sie war besorgt, da das Kind mit dem fremden Manne ging und gewiß eine von ihren entsetzlichen Naivetäten vorbrachte.

„Darf man wissen, was Sie so eifrig besprechen?" fragte die Frau Landrichter.

Lina athmete tief auf und nahm das Gummiband ihres Strohhuts in den Mund; die Mutter hatte ihr das oft verwehrt, aber jetzt that sie es doch, da Erich mit großer Unbefangenheit sagte:

„Ihr Fräulein Tochter erinnerte mich an unsere Begegnung auf der Klosterinsel. Ich muß noch heut um Entschuldigung bitten, und wollen Sie auch Ihrem Herrn Gemahl meine Entschuldigung kund geben. Es giebt so viele unwirsche, sich dadurch vornehm dünkende Menschen, denen man auf der Reise begegnet, daß man oft selbst unfreundlich wird."

Lina hatte schnell der Mutter den Platz neben Erich überlassen, sie ging auf der äußersten Flanke neben der Frau Doctor. Man wandelte lange mit einander und die Doctorin hörte schon aus weiter Ferne das Gerassel vom Wagen ihres Mannes, sie erkannte es, während die Anderen noch nichts vernehmen konnten.

Der Doctor kam. Er erzählte, daß im nächsten Dorfe ein Mann wohnte, dessen Anblick ihm vordem immer einen Stich

durchs Herz gegeben, denn der Mann habe ihm durch einen falschen Eid eine Schuld von hundert Gulden abgeleugnet. Mit der Zeit sei ihm das sehr nützlich geworden, denn so oft er ihm begegnete, hätte er wieder an die Niederträchtigkeit der Menschen geglaubt, die man sonst gern vergesse. Jetzt habe der Mann noch vor seinem Tode ihm gebeichtet und das Geld zurückgegeben. Nun stehe er da, sei um hundert Gulden reicher, aber . . ."

„Was thun Sie mit den hundert Gulden?" unterbrach Lina.

„Was thätest du damit?"

„Ich weiß es nicht."

„Was würden Sie thun, Herr Hauptmann?" wendete sich der Arzt zu Erich. Was würden Sie thun, wenn Sie eine Million verschenken könnten?"

„Ich?" fragte Erich; er begriff nicht, woher plötzlich diese Frage.

„Ja, Sie."

„Ich habe schon darüber gedacht, was ich in solcher Lage thun möchte. Ich glaube, ich würde zunächst ausgiebige Stipendien auf allen deutschen Universitäten gründen. Der Reiche sollte darauf sinnen, wie er dem Manne der Wissenschaft die Gedankenarbeit erleichtert."

„Gut," antwortete der Doctor, „Jeder denkt zunächst an seinen eigenen Kreis. Sehen Sie hier meine kleine Freundin Lina, wenn diese eine Million zu verschenken hätte, würde sie lauter blauen Musselin dafür kaufen und die ganze weibliche Welt in blauen Musselin kleiden. Nicht wahr, Musselina?"

Lina schwieg und die Frau Landrichter ermuthigte:

„Gieb doch eine neckische Antwort, Lina, weißt du denn keine?"

Lina schien keine zu wissen, aber es war ein anmuthiger, heiterer Ton zwischen dem Doctor und dem Kinde.

Als man sich verabschiedet hatte, sagte der Doctor zu Erich:

„Sie können hier eine neue Pädagogik sehen. Die Frau Landrichter will mit aller Gewalt aus ihrer Tochter ein pikantes, weltläufiges Plappermäulchen machen, aber das Kind hat glücklicherweise eine einfache, gediegene, unverwüstliche Natur, und wenn man allein mit ihr redet, ist sie voll sprudelnden Lebens."

Man saß behaglich im Hause und der Doctor sagte:

„Sie sind der erste Soldat, mit dem ich durchaus harmlos verkehre. Sonst habe ich im Umgange mit Officieren stets . . .

ich darf es nicht Furchtſamkeit nennen, aber eine gewiſſe Empfindung des Unbewaffneten neben dem Bewaffneten. Ihr habt immer was Gerüſtetes, auf die Attaque Gefaßtes. Ich nehme mein Wort zurück. Ein Soldat iſt vielleicht doch noch ein beſſerer Erzieher als ein Mediciner. Nun, gute Nacht!"

Als Erich allein war, dachte er ſich in die Seele des Knaben hinein, der ihm nachgeritten war, um ihn noch einmal zu ſehen. Er verſetzte ſich in ſeine Empfindungsweiſe und doch konnte er es nicht ganz; denn Roland war voll Zorn auf Erich, der ihn verlaſſen hatte, ihn, der ſich ſo liebevoll und treu hingegeben. Der Knabe kam ſich wie geraubt vor, und ſo ritt er dahin und dachte, Erich müſſe ihm entgegenkommen oder am Fenſter lauſchen, bis er ihn ſehe. Vor Zorn weinend war der Knabe wiederum heimgekehrt.

Zwölftes Kapitel.

Der Doctor ſtand Sommers und Winters um fünf Uhr auf, ſtudirte mehrere Stunden unausgeſetzt und ließ ſich nur in dringendſten Fällen Kranke anmelden. Durch dieſes Studium blieb er nicht nur in ſeiner Wiſſenſchaft, ſondern wie er ſich leiblich jeden Morgen in friſchem Waſſer badete, ſo war er auch geiſtig erfriſcht; mochte am Tage kommen, was wolle, er hatte ſein Stück wiſſenſchaftliches Leben eingeheimst. Und das war's, warum er immer ſo friſchauf war, ſo geſpannt und munter. Gegen einen alten Kameraden bezeichnete er dieſe Morgenſtunden als ſeine Kameelſtunden, da trinke er ſich voll und hole ſich einen Trunk herauf, wenn es in der Wüſte dürr geworden. Uebrigens erſchien ihm das Leben gar nicht als Wüſte, denn er hatte etwas, was überall gedeiht und Alles beſiegt, und das war eine unzerſtörbare Heiterkeit und ein Gleichmuth, den er allerdings auf ſeinen geſunden Magen zurückführte.

Als er hörte, daß Erich, der über ſeinem Studirzimmer wohnte, aufgeſtanden war, ließ er ihm ſagen, er möge bald zum Frühſtück kommen. Die Frau, welche in der Wirthſchaft zu thun hatte oder eigentlich ſich zu thun machte, um ihren Mann nicht zu nöthigen, ihretwegen das Geſpräch auf minder gelehrte Dinge zu führen, hatte ſich bald entfernt und wirthſchaftete im

Hausgarten, in welchem viele Ableger und Sämereien aus dem Garten Sonnenkamps gediehen. Der Doctor beſprach aber mit Erich gar keine gelehrten Dinge.

In dem Frühſtückszimmer hingen die Bildniſſe der Eltern und Großeltern des Arztes und dieſer nahm hievon Gelegenheit, aus ſeinem eigenen Leben zu erzählen. Der Großvater und der Vater waren Schiffer geweſen; der Doctor hatte die goldene Hochzeit Beider erlebt und ſprach ſeine Hoffnung aus, daß er auch ſeine eigene feiern werde. Und nachdem er nun ſein eigenes Ringen mit dem Leben geſchildert, ging er darauf über, Erich nach ſeinen ökonomiſchen Verhältniſſen zu fragen.

Erich legte unverhohlen die ganze Lage dar; die Mutter habe auf hohe und reiche Freunde manche Hoffnung geſetzt; er aber glaube, und ehrlich geſtanden wünſche er auch nicht eine derartige Hülfe. Der Doctor ſagte, daß ihnen Niemand gründlich und ſchön helfen würde; er entwickelte dabei ganz ketzeriſche Anſichten über die Wohlthätigkeit, er ſchalt über die Stiftungsmacherei und die verzettelten milden Gaben. Er behauptete, daß es viel ſchöner und echter wäre, eines Menſchen oder einer Familie ganze Exiſtenz ſorglos zu ſtellen. Er berichtete, wie er oft verſucht habe, ſolches zu bewirken; bei Herrn Sonnenkamp wäre dies nicht möglich, denn der wolle nichts mit den Menſchen zu thun haben, denen er eine Gabe in den Bettelhut geworfen.

Da ſich nun das Geſpräch wieder auf Sonnenkamp gewendet hatte, erbot ſich der Doctor — ja, er verpflichtete Erich, es ihm zu überlaſſen — alle äußeren ökonomiſchen Verhältniſſe mit Sonnenkamp zu ordnen.

Erich ſprach ſeine Freude aus, daß hier in dem kleinen Städtchen ſo viele ſchöne Exiſtenzen ſeien, die eine reiche Fülle der Gemeinſchaft bilden könnten. Der Doctor beſtritt das, denn der Umſtand, daß man auf einander angewieſen, und nicht wie in der großen Stadt eine Auswahl habe, mache kleinlich, herb und klatſchhaft.

„Im Ganzen," ſchloß er, „haben wir nicht mehr von einander, als eine ſichere Whiſtpartie."

Es war Zeit, daß man an die Abreiſe dachte. Der Doctor fuhr mit Erich bis zur nächſten Bahnſtation; er wiederholte den Wunſch, daß ſie mit einander leben könnten.

Ein Trupp fröhlicher jüngerer und älterer Männer grüßte

den Doctor und ſtieg in den Wagen zu Erich. Der Doctor ſagte dieſem, daß es Weinprober ſeien, die zu einer Verſteigerung reisten, welche heut im Keller des Weingrafen abgehalten würde. Er machte Erich noch beſonders auf einen Mann mit weinſeligem Geſichte aufmerkſam, es war dies der Aichmeiſter, die feinſte Weinzunge im Gau.

Die Locomotive pfiff; der Doctor faßte nochmals die Hand Erichs und ſagte:

„Wenn einmal Einer von uns aufhören ſollte, der Freund des Andern zu ſein, ſo verpflichtet er ſich hiemit, es ihm acht Tage vorher wiſſen zu laſſen. Und nun leben Sie wohl.“

Erich fuhr heimwärts.

Er ſchaute vor ſich nieder, aber plötzlich hörte er im Wagen rufen:

„Da reitet der junge Sonnenkamp!“

Er ſchaute hinaus, er erblickte Roland, der aber ſchnell hinter einer Böſchung verſchwand.

Erich hörte nichts von dem lebhaften, oft von lautem Lachen unterbrochenen Geſpräche der Weinprober; er hatte viel in ſich hineinzudenken und war froh, als auf der nächſten Station die Weingeſellſchaft ausſtieg und er allein blieb.

Zu Roland dachte er hin. Der Knabe iſt ihm nochmals nachgeritten, und wie iſt nun ſeine Seele bewegt, da er allein heimkehrt?

Es war wol weltklug, nicht ſofort auf einen Abſchluß zu dringen, aber giebt das dem Knaben nicht das bittere Gefühl, daß der ihn verlaſſen kann, dem er ſich ſo frei und ſchön angeſchloſſen?

Als ſollte Erich immer und immer wieder an Roland erinnert werden, ſtiegen von Station zu Station Knaben mit Schulränzchen auf dem Rücken zu ihm in den Wagen.

Er erfuhr auf ſeine Fragen, daß ſie, bei ihren Eltern auf Landhäuſern und in entfernteren Dörfern wohnend, tagtäglich nach der Feſtungsſtadt zur Schule fuhren und Abends wieder heimkehrten.

Welch eine ganz andere Jugend wird das werden! Schon in der Morgenfrühe ins Eiſenbahngeräuſch verſetzt, dann zum Unterricht ſich ſammelnd und wieder auf der Eiſenbahn heimkehrend. Dieſe Jugend muß lernen, in Unruhe und Geräuſch

der neuen Zeit ſich ihr Innenleben zu bewahren, das freilich ein anderes wird als das unſere war. Und ſchauen wir weiter hinaus in eine Zukunft, wo die erſchreckende Vergrößerung der Städte verſchwindet: die Menſchen ſiedeln ſich wiederum draußen an, wo das Grün des Feldes, das Blau des Himmels und der rauſchende Strom täglich vor Augen und ihnen doch gegeben iſt, alle Bildungselemente ſich anzueignen und Alles, was das Zuſammenwohnen der Menſchen in großen Städten darbietet. Es dringt wieder Feldluft in die Seele.

Um dieſelbe Zeit, als Erich mit dem Doctor abgereist war, ſaß die Frau Landrichter mit ihrem Mann und ihrer Tochter bei dem Morgenkaffee und erzählte vom Abendſpaziergange mit Erich.

„Iſt gut ... iſt gut!“ ſagte der Landrichter. „Der Mann iſt höflich und gewandt, aber es iſt doch gut, daß er fort iſt; er iſt ein gefährlicher Menſch.“

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Sperlinge auf den Erlen und Weiden am Ufer der Kloſterinſel zwitſcherten und ſchetterten lärmend durcheinander; ſie mußten ſich wunderviel zu ſagen haben, was ſie heut erlebt, und wer weiß, ob ein Heute für ſie nicht ein viel größerer Zeitraum als für uns. Ein von Erfahrung Aufgeblähter — es konnte aber auch ein Weibchen ſein, denn er trug bereits das unterſchiedsloſe Altersкleid — ſaß ruhig in der Ecke eines Aſtes, bequemlich an den Stamm gelehnt; er berichtete mit nachſchmatzendem Behagen, wie herrlich das geweſen drüben im Gaſthofsgarten am Ufer unter den kurz gehaltenen ſchattigen Linden. Da hatten die Kellner lange verſäumt, die Reſte eines engliſchen Frühſtücks wegzuräumen, und da gab's Kuchen — leider waren die Stücke zu groß — Eier und Honig und Zucker die Menge; es war ein Schmaus ohne Gleichen. Er behauptete, die echte Lebensfreude beginne erſt dann, wenn man von allem Andern nichts mehr wiſſen wolle und nur Freude an Eſſen und Trinken habe. Das verſtünde freilich erſt das reifere Alter.

Andere wollten nichts von dem ſatten Prahlhans wiſſen, und es gab eine zuchtloſe Debatte, ob Salatſamen oder junger Kappis nicht viel beſſer wären, als alle Menſchennahrung. Ein junger Schelm umflatterte eine junge Schelmin und berichtete ihr: hinten am Hauſe des Fergen hinge ein ſtrotzendes Säckchen voll Hanfſamen am Dachfenſter; wenn man nur die Naht ein Bischen aufzutrennen verſtünde, könnte man den Leckerbiſſen allmälig verſpeiſen, aber man müſſe es geheim halten, ſonſt kämen die Anderen auch, und Hanfſamen wäre doch anerkannt das höchſte

Gut, was dieſe Erdkugel zu bieten vermag. Der Schelm behauptete, daß der zierliche Schnabel der Schelmin gerade fein genug ſei, um die Naht aufzutrennen; niederträchtig boshaft ſei es aber von den Menſchen, juſt die beſten Leckerbiſſen gebunden und verſchloſſen in die freie Luft zu hängen.

Ein ſpät Hinzufliegender verkündete, daß die Scheuche, die im Feld ſtehe, nur ein Stock mit drüber gehängten Kleidern ſei.

„Die dummen Menſchen meinen, wir ſeien noch ſo dumm, an Vogelſcheuchen zu glauben," lachte er und ſchlug die Flügel auf und nieder vor Staunen und Erbarmen über die Einfalt.

Es war ein toller Lärm auf den Erlen und Weiden und faſt ebenſo toll war er auf der großen Wieſe, wo die Mädchen aus dem Kloſter einander haſchten, durcheinander plauderten, kicherten, neckten und lachten.

Abſeits von den lärmenden Genoſſinnen und manchmal unter den Erlenbäumen dahinwandelnd, wo es ſo luſtig zuging, ſchritt ein Mädchen von ſchlanker Geſtalt und von biegſam zierlicher Erſcheinung, mit dunklem ſchwarzem Haar und leuchtenden Augen, neben einer Frau in Ordenstracht, einer hohen herriſchen Geſtalt, aus deren Mienen ruhige und entſchiedene Kraft ſprach. Ihre Lippen waren ſo zuſammengepreßt, daß der Mund nur als ſchmaler rother Streif erſchien. Die ganze Stirn war mit einem weißen Tuch bedeckt und ſo hatte das Geſicht mit den großen Augen, ſchmalen Brauen, ſcharfer Naſe, dem feinen zuſammengepreßten Munde, dazu das ſcharfe, aber nicht unſchöne Kinn etwas Herrſchvolles und Unbewegtes.

„Würdige Mutter," begann das Mädchen, „Sie haben den Brief von Fräulein Perini geleſen?"

Die Nonne — es war die Oberin — wendete nur ein wenig das Antlitz; ſie ſchien zu erwarten, daß das Mädchen — es war Hermanna Sonnenkamp — weiter ſpreche. Da Manna indeß ſchwieg, ſagte die Oberin:

„Herr von Prancken wird alſo zum Beſuch kommen. Er iſt ein Mann aus gutem Hauſe und von guter Sitte, ſcheint ein Weltling, iſt es aber eigentlich nicht. Freilich hat er noch die Ungeduld derer draußen; ich vertraue indeß, daß er jede Werbung unterläßt, ſo lange du noch hier unſer Kind biſt, das heißt, das Kind des Herrn."

Sie ſprach ſehr gemeſſen und hielt jetzt an.

„Laß uns hier weggehen, der Vogellärm da oben läßt ja kaum das eigene Wort hören.“

Sie gingen an dem inmitten der Insel liegenden Kirchhof vorüber nach dem Wäldchen zu einer kleinen Felsenpartie, von den Kindern die Schweiz der Insel genannt; dort setzten sie sich nieder und die Oberin fuhr fort:

„Von dir, mein Kind, bin ich gewiß, daß du in schicklicher Weise jedes nach Liebesbekenntniß oder Werbung zielende Wort des Herrn von Prancken ablenken wirst.“

„Sie wissen, würdige Mutter,“ entgegnete Manna — sie hatte eine herzbewegende Stimme — „Sie wissen, daß ich gelobt habe, den Schleier zu nehmen.“

Ich weiß und weiß es auch nicht. Was du jetzt sagst oder bestimmst, ist für uns wie ein in den Sand geschriebenes Wort, das der Wind und die Fußtritte der Menschen verwischen. Du mußt zuerst wieder hinaus in die Welt, du mußt die Welt überwunden haben, ehe du ihr entsagst. Ja, mein Kind! Die ganze Welt muß dir erscheinen wie deine Puppen, von denen du mir erzählt: vergessen, nichtig, todt ... ein Kinderspiel, kaum denkbar, daß man je so viel Aufmerksamkeit, so viel Liebe daran vergeuden konnte.“

Stille war es geraume Zeit, man hörte nichts als den Sang der Nachtigall im Busche, und auf dem Strome hin flogen in Schaaren die Raben und sangen — die Menschen nennen es krächzen — und schwangen sich ihrer Heimat auf dem Felsenberge zu.

„Mein Kind,“ begann die Oberin nach einer Weile, „heut ist der Todestag meiner Mutter, ich habe für ihre Seele, die in der Ewigkeit, gebetet, heut wie damals. Als sie starb, was die Menschen Sterben nennen, was aber nur ein Geborenwerden ist, hat mein Gelübde es mir versagt, an ihrem Todtenbette zu stehen; es kostete mir kaum einen Kampf, denn ob meine Eltern noch draußen in der Welt oder dort oben in der andern, das ist uns gleich. Sieh, die Welle färbt sich jetzt im Abendroth, da stehen nun die Menschen draußen auf Bergen und am Ufer und sprechen voll Entzücken über die Natur, diesem neuen Götzen, den sie sich gemacht, denn sie sind Kinder der Natur; wir aber sollen Gottes Kinder sein, vor dessen Auge die ganze Natur nichtig erscheint, ob so, ob so gefärbt, ob blühend oder im Schnee.“

„Ich glaube, ich faſſe das," ſtimmte Manna bei; die Oberin fuhr fort:

„Es iſt ein Großes, die Welt zu überwinden, ſie von ſich zu ſtoßen, ohne je eine Secunde nach ihr zu verlangen, und dafür die ewige Glückſeligkeit zu empfangen noch während wir im Leibe wandeln. Ja, mein Kind" — ſie legte beide Hände auf das Haupt Manna's — „ich möchte dir die Kraft geben, meine Kraft ... nein, nicht die meine, die mir von Gott verliehene ... du ſollſt ſchwer und redlich mit der Welt gekämpft, du ſollſt ausgerungen haben, bevor du zu uns in den Vorhof des Himmels eintrittſt für dieſes zeitliche Leben."

Manna hatte die Augen geſchloſſen und in ihrem Innern war der einzige Wunſch, daß eine überirdiſche Gewalt kommen und ſie hinwegheben möge über Alles. Als ſie aufſchaute und die wunderſame Pracht des Abendhimmels, den violetten Duft der Berge und den rothglühenden Strom ſah, blinzte ihr Auge, und ihre Hand machte eine abwehrende Bewegung, wie wenn ſie ſagen wollte: ich will dich nicht, du ſollſt für mich untergeſunken ſein; du biſt nichts als eine Puppe, eine lebloſe, an die wir unſere Liebe verſchwenden.

Mit zitternder Stimme bekannte nun Manna, wie ſie ſich im Innerſten zerriſſen und verworfen vorkäme; ſie habe vor wenigen Tagen die Botſchaft des verkündenden Engels geſungen und geſprochen, und dabei hätten ſchwarze Dämone ſie innerlich zerwühlt. Den ganzen Tag habe ſie gebetet, daß ſie würdig ſein möge, ſolche Botſchaft zu verkünden; und da ſei ihr in der Dämmerung ein Mann erſchienen, und ihr Auge habe mit Wohlgefallen auf ihm geruht; es ſei der Verſucher geweſen, der ihr nahe gekommen, und die Geſtalt habe ſie in ihre Träume verfolgt. Sie ſei mitten in der Nacht aufgeſtanden und habe geweint und zu Gott gebetet, er möge ſie doch nicht in Sünde und Abfall verſinken laſſen. Sie verachte die Erſcheinung, ſie haſſe ſie; aber die Erſcheinung weiche nicht von ihr. Sie bitte nun, daß ihr eine Buße auferlegt werde; es möge ihr geſtattet ſein, drei Tage zu faſten.

Die Oberin tröſtete mild und ſagte, ſie ſolle ſich nicht ſolche Vorwürfe machen, denn dieſe Selbſtpeinigung ſteigere ihre Phantaſie und ihre Empfindung. Zur Zeit, wenn der Flieder blüht und die Nachtigall ſingt, werde ein ſiebzehnjähriges Mädchen

leicht von Träumen heimgesucht; Manna solle über diese Träume nicht weinen, sondern sie nur verspotten.

Manna küßte der Oberin die Hände.

Es war Nacht geworden. Die Sperlinge waren verstummt, die lärmenden Kinder ins Haus zurückgekehrt, nur die Nachtigall sang fort und fort im Gebüsch. Manna kehrte, von der Oberin an der Hand geführt, in das Kloster zurück. Sie ging nach dem großen Schlafsaal, nahm Weihwasser und besprengte sich. In ihrem Bette betete sie noch lange still, und mit gefalteten Händen schlief sie ein.

Der Strom rauschte zu Thal und rauschte an der Villa vorüber, wo Roland mit trotzig aufgeworfener Lippe schlief; er rauschte an dem Städtchen vorüber, wo Erich im Hause des Doctors hin und her gesonnen; er rauschte am Gasthof vorüber, wo Prancken im Fenster liegend nach dem Kloster hinüberschaute.

Der Mond glitzerte auf dem Strom, hüben und drüben sangen die Nachtigallen und in den Häusern schliefen die Tausende von Menschen und vergaßen Leid und Freud, bis der Tag wieder erwacht.

Zweites Kapitel.

Auf der Westseite des Klosters unter hohen, breitästigen und dicht belaubten Kastanienbäumen, Buchen und Linden und weiter hinein unter Tannen mit frischen Schossen standen festgerammte Tische und Bänke. Am Morgen saßen hier blau gekleidete Mädchen, lesend, schreibend, mit Handarbeiten beschäftigt. Manchmal war leises Summen, aber nicht lauter als das Summen der Bienen in den blühenden Kastanienbäumen, manchmal auch ein Hin- und Herhuschen, aber nicht mehr als das Aufflattern eines Vogels droben in den Zweigen.

Unter einer großen Tanne am Tische saß Manna und nicht weit von ihr unter einer schlanken, hochaufgeschossenen Buche, an deren Stamm viele Namen eingeschnitten waren und ein eingerahmtes Madonnenbild hing, auf einem Kniebänkchen ein kleines Kind; es sah manchmal zu Manna auf und sie nickte ihm zu mit dem Bedeuten, es möge fleißiger in seinem Buche lernen, sie müsse auch arbeiten. Das Kind wurde Heimchen genannt, da

es so sehr an Heimweh gelitten hatte, und Heimchen war die Spielpuppe der ganzen Kinderschaar auf der Klosterinsel geworden. Manna hatte das Kind geheilt, wenigstens schien es so, denn am Tage nach Aufführung des heiligen Stückes hatte sie von einer Laienschwester, die der Gärtnerei vorstand, die Erlaubniß erhalten, für das Kind ein besonderes Gärtchen herrichten zu dürfen, und nun schien das Kind mit den Pflanzen, die es begoß und pflegte, sich in der Fremde einzuwurzeln; von Manna aber war es unzertrennlich.

Manna arbeitete eifrig; sie hatte vor sich auf dem Tische himmelblaues Tonpapier liegen, auf das sie aus kleinen Muscheln mit feinem Pinsel Sternbilder in Goldfarbe auftrug. Manna setzte einen besonderen Stolz darein, die saubersten Schreibhefte zu haben, jedes Blatt war mit feinen Linien eingerändert und mit größter Nettigkeit und in gleichmäßiger, nie zu hastiger und nie zu langsamer Schrift geschrieben. Sie hatte seit wenigen Tagen die höchste Ehre erhalten, die für einen Zögling zu erlangen ist, sie war einstimmig zum ruban bleu ernannt worden; die drei Classen der Kinder: enfants Jésus, anges und enfants de Marie hatten ihr diese Würde zuerkannt. Es war kaum eine Wahl gewesen, so selbstverständlich erschien es, daß Niemand als Manna zum blauen Bande bestimmt sein könne. Diese Auszeichnung machte sie gewissermaßen auch zu einer Art Oberin.

Während sie nun zeichnete und manchmal ihr Auge über die ihrer Aufsicht anheimgegebenen Kinder hingleiten ließ, hatte sie ein offenes Buch neben sich liegen: es war Thomas a Kempis. Im Auftragen der Sternbilder, die sie mit jener Zierlichkeit und Genauigkeit ausführte, wie solche vielleicht nur im Kloster möglich ist, haschte sie gewissermaßen Worte von Thomas a Kempis, um doch während dieses spielerischen Thuns einen höheren Gedanken in die Seele zu nehmen.

Da tönte Ruderschlag vom Ufer drüben; die Mädchen schauten auf und erblickten einen schönen jungen Mann, der im Kahne stand, den Hut hob und schwenkte, als grüßte er die Insel.

„Ist dies dein Bruder? dein Vetter?“ lispelten die Mädchen unter einander.

Sie kannten den Fremden nicht. Manna, die Prancken alsbald erkannt hatte, blieb ruhig sitzen.

Der Kahn landete. Die Mädchen waren voll Neugier, aber

sie durften die Arbeit nicht verlassen, denn Alles hatte seine gemessene Zeit. Glücklicherweise hatte ein großes hochblondes Mädchen die grüne Wolle aufgebraucht, sie durfte nach dem Kloster zurückkehren und winkte einverständlich den Anderen zu, sie werde schon erkunden, wer da gekommen sei. Aber noch ehe die Hochblonde zurückkam, erschien eine dienende Schwester und meldete Manna Sonnenkamp, sie möge ins Kloster kommen. Manna stand auf, Heimchen wollte mit ihr: sie befahl dem Kinde hier zu bleiben und es setzte sich still wieder auf das Kniebänkchen unter der Buche mit dem Madonnenbilde. Manna riß einen kleinen Zweig mit frischen Sommertrieben vom Baume, unter dem sie gesessen, und legte den Zweig als Zeichen in ihr Buch; dann übergab sie die blaue Schärpe, die sie über der rechten Schulter trug, einer Genossin und folgte mit dem Buche in der Hand der dienenden Schwester.

Unter den Zurückgebliebenen war ein Hin- und Herfragen: Wer ist das? Ist es ein Vetter? Die Sonnenkamps haben ja gar keine Verwandten in Europa. Vielleicht ein Vetter aus Amerika.

Die Kinder hatten keine Ruhe und in ihrer Beschäftigung schien kein rechter Trieb mehr zu sein. Die Genossin hielt es für Pflicht, strenge Aufsicht zu halten.

Manna kam nach dem Kloster. Als sie in das Empfangszimmer zur Oberin eintrat, stand Otto von Prancken rasch auf und verbeugte sich.

„Herr von Prancken," sagte die Oberin, „bringt dir Grüße von deinen Eltern und Fräulein Perini."

Prancken näherte sich Manna und streckte ihr die Hand entgegen, sie aber hatte das Buch in der rechten Hand und gab ihm zögernd die Linke. Prancken, der Redefertige, brachte nur mit Stottern hervor — denn der Anblick Mannas hatte ihn verwirrt — wie sehr er sich freue, sie so wohl und erwachsen zu sehen, und wie glücklich die Eltern und Fräulein Perini sein würden, solches nun auch bald zu sehen. Der stotternde, von einer gepreßten Innigkeit bewegte Ausdruck Pranckens hörte nicht auf, auch während er länger fortsprach; denn inmitten der unwillkürlichen Ergriffenheit wurde er sich plötzlich bewußt, daß diese offenbare Herzbewegung von Manna nicht unbemerkt und bei ihr nicht ohne Eindruck bleibe. Er sprach im begonnenen Tone fort

und freute ſich ſelbſt über ſeine Kunſt, ſo den Blöden, Verzagten, Betroffenen zu ſpielen. Er erzählte manches Erfreuliche vom Elternhauſe und pries die Jungfrau glücklich, die auf einer ſeligen Inſel leben dürfe, bis ſie wieder auf den Continent zurückkehre, wo eine ſchöne Gemeinſchaft von Freunden gleichſam auch einen geſellſchaftlichen Continent bilde.

Manna ſprach lange nicht, endlich ſagte ſie:

„Roland ſchreibt mir ſehr begeiſtert von einem Hauptmann Dournay, der ſein Hofmeiſter werden ſoll. Sie kennen ja den Mann, erzählen Sie mir von ihm.“

In Prancken zuckte etwas, aber er ſagte lächelnd:

„Ich war ſo glücklich, den armen jungen Mann zu finden, der unſerm Roland . . . Sie erlauben mir, ihn ſo zu nennen, denn ich liebe ihn wie einen Bruder . . . an Stelle des Herrn Knopf Unterricht gebe. Die Prüfung ſeines Charakters und die Beſtimmung ſeiner Annahme bleibt natürlich Sache Ihres Herrn Vaters, der ein größerer Menſchenkenner iſt, als ich.“

„Roland ſchrieb mir, daß er Ihr Freund ſei.“

„Ich werde es nicht beſtreiten, wenn Roland dadurch endlich mehr Reſpect vor einem Lehrer bekommt. Aber Ihnen darf ich's ſagen, ich bin mit dem Worte Freund etwas karg.“

„Was iſt es denn für ein Mann?“ drängte Manna.

„Man hat ihm Veranlaſſung gegeben, den Dienſt zu quittiren.“

„Doch nicht wegen ehrenrühriger Handlungen?“ fiel die Oberin ein.

Prancken ſuchte ſie zu beruhigen und die Oberin fuhr fort:

„Es thäte mir doppelt leid auch um ſeine Mutter, die eine Jugendgenoſſin von mir war; ſie iſt zwar proteſtantiſch, aber doch das, was die Weltkinder gut und edel nennen.“

Prancken ſchien in Verlegenheit; aber mit einer Bewegung der Hand, die etwas mild Zudeckendes hatte, ſagte er, zur Erde ſchauend, man könne Erich gerade nichts Beſonderes vorwerfen, er gehöre nur zu jenen ſogenannten ſtarken Geiſtern, die keine Autorität im Himmel und auf Erden anerkennen.

Groß und ſtreng wurde plötzlich das Angeſicht Mannas, da ſie ſagte:

„Aber ich begreife nicht, wie man einen Knaben, meinen Bruder, einem Manne übergiebt, der . . .“

Prancken bat um Entſchuldigung, daß er ſie unterbreche; er

erzählte, wie er ſich von Mitleid mit dem verlaſſenen Kameraden und von Dankbarkeit für ſeinen Lehrer habe überraſchen laſſen, verſprach indeß, dafür zu ſorgen, daß Erich nicht in das Haus käme. Er zeigte ein ſo gutes Herz, ſo viel Menſchenliebe, daß Manna ihm jetzt freiwillig die Hand reichte.

Die Oberin ſtand auf; ſie glaubte, daß es Zeit ſei, das Geſpräch abzubrechen. Eine neue Begegnung mit Prancken hatte ſtattgefunden; das konnte einſtweilen genügen. Die Oberin war in der That nicht ſo ausſchließlich für das Kloſter, daß ſie dagegen gekämpft hätte, wenn es Prancken gelingen mochte, die Liebe Mannas zu gewinnen. Ein ſolches Haus und eine ſolche Familie, mit ſo ungeheuren Reichthümern ausgeſtattet, konnte dem Kloſter und der Kirche überhaupt genugſam förderlich ſein.

„Es war ſehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns beſuchten," ſagte ſie jetzt. „Bitte, bringen Sie auch Ihrer Schweſter, Gräfin Bella, meinen Gruß und ſagen Sie ihr, daß ich ſie in mein Gebet einſchließe."

Prancken ſah ſich verabſchiedet und doch hatte er noch keine Gewähr für die Erfüllung ſeines Wunſches. Ein Leuchten ging durch ſein Geſicht, indem er plötzlich auf das Buch in der Hand Mannas deutend in demuthsvollem Tone ſagte:

„Fräulein Manna! Wir irrenden Menſchen draußen haben gern ein feſtes Zeichen in der Hand."

„Was wünſchen Sie?" fuhr die Oberin raſch und ſcharf dazwiſchen.

„Würdige Mutter," wendete ſich Prancken ſchnell mit beſcheidenen Mienen nach der ernſten Frau, „ich wollte Sie bitten, daß Fräulein Sonnenkamp das Buch in meine Hand gebe."

„Wunderbar!" rief Manna, „das wollte ich ja! Ich wollte es Ihnen ja geben, daß Sie es meinem Bruder bringen. Er ſoll hier einen feſten und ſichern Führer gewinnen, er ſoll jeden Tag von hier an, wo der grüne Zweig liegt, ein Capitel weiter leſen und ſo jeden Tag denſelben Gedanken in die Seele nehmen wie ich."

„Wie glücklich mich dieſe gleiche und im Moment zuſammenſtimmende Seelenregung macht! Ich wollte das für mich ſelber bitten," ſagte Prancken.

Die Oberin wußte ſich nicht zu helfen und Prancken fuhr fort: „Ich bitte, Fräulein Manna, vergeben Sie meine Unbeſcheidenheit,

geben Sie mir dies heilige Buch zu meiner Erbauung, daß auch ich gleichen Schritt mit den Geschwistern halte."

„Aber mein Name steht in dem Buche," sagte Manna erröthend.

„Um so besser," wollte Prancken ausrufen, aber er konnte es glücklicherweise zurückhalten; er wendete sich zur Oberin, legte die Hände zusammen und stand, wie im Gebete sie anflehend. Auch Manna wendete sich, Bescheid erwartend, gegen die Oberin, die endlich sagte:

„Mein Kind, du kannst Herrn von Prancken diese Bitte wohl gewähren; er wird deinem Bruder ein anderes Exemplar geben. Und nun leben Sie wohl."

Prancken empfing das Buch. Er verließ das Kloster. Als er im Kahne saß, sagte der Ferge zu ihm:

„Sie haben wohl eine Braut da drüben?"

Prancken antwortete nicht, aber er gab dem Fergen ein großes Stück Geld. Mit freudetrunkenem Herzen stürmte er das Ufer hinan und gab sofort ein Telegramm an seine Schwester auf.

Der Telegraphist war erstaunt, da der junge Mann mit dem weltmännischen Ansehen und dem bescheidenen Wesen, das aber doch eine vornehm geringschätzige Läßlichkeit gegen Bedienstete nicht verleugnen konnte, ein Telegramm in geheimnißvollen Worten aufgab. Das Telegramm lautete:

Gott gesegnet! Ein grüner Zweig von der Insel der Glückseligkeit. Neuer Stammbaum. Himmelsmanna. Unendlicher Besitz. Ein Geweihter. Neugeboren.

Otto v. Prancken.

Drittes Kapitel.

In den geschmackvoll geordneten Anlagen des Bahnhofes ging Prancken umher, schaute hinaus nach den Bergen, hinab in den Strom, nach der Insel; die ganze Welt war ihm wie neu geschaffen, ein Schleier war weggenommen und entzückend schön war Alles.

Die Luft war voll würzigen Duftes, untermischt von jenem milden Harzgeruch, den die springenden Knospen ausströmten;

an dem Geländer hingen, wie wartend, zahllose Roſenknospen; von der ſteilen Felswand, die man zum Bau der Eiſenbahn losgeſprengt hatte, rief ein Kuckuck und viele andere Vögel ſangen drein. Die ganze Welt war voll Blüthenduft und Vogelſang, Alles wie erlöst, befreit, geſegnet.

Die Leute auf dem Bahnhofe glaubten, daß der junge Mann, der ſo unruhig hin und her ging, bald eilend, bald ſtillſtehend, bald ausſchauend, bald den Blick zur Erde geſenkt, ein ſehnlich Erwartetes mit dem nächſten Zuge begrüßen müſſe; aber Prancken erwartete Niemand und nichts. Was konnte denn noch kommen in der Welt? Alles war ja erfüllt. Er begriff nur nicht, wie er noch hier weilen könne und Manna da drüben; keine Minute ſollte mehr vergehen, ohne daß ſie bei einander, eins, unzertrennlich.

Jetzt flog ein Fink vom Baume weg, unter dem er ſtand, er flog über den Strom nach der Inſel. Ach, könnte ich auch ſo hinüberfliegen und vom Baume aus ſie ſehen und grüßen, und am Abend auf ihr Fenſterſims fliegen und hineinſchauen, wenn ſie ſchläft, und am Morgen, wenn ſie erwacht!

Alles, was je ein jugendliches Herz bewegt, erfaßte für einen Augenblick Prancken, und er erſchrak vor ſich ſelber, als jener Dämon der Eitelkeit und Selbſtbeſpiegelung, den er in ſich groß gezogen, ihm zuraunte: du biſt ein edler ſchwärmeriſcher Jüngling! ... Er haßte dieſen Dämon und fand ein Mittel, ihn zu bannen.

In einer abgelegenen Laube ſaß er und las in Thomas a Kempis. Er las die Mahnung: Lerne dich ſelbſt beherrſchen, dann kannſt du die Dinge der Welt beherrſchen. Prancken hatte das Leben bisher immer als leichten Scherz angeſehen, gar nicht der Mühe werth, daß man ſich etwas daraus mache. Er hatte jenen übermüthigen Ton, mit dem man einen Pudel über den Stock ſpringen läßt; er ſchaute verwundert um, wie nun das werden ſolle. Kann man dieſe Tonart auch bei der Kirchlichkeit bewahren? In meines Vaters Haus giebt es viele Wohnungen, vielleicht iſt es gerade gut, den Weltkindern einmal zu zeigen, daß das freie Spiel mit der Welt nicht blos ihnen allein gehöre.

Wenn ein Mann, der einmal leichthin von der Sage gehört, da drunten im Strome den großen Nibelungenſchatz fände, altes, prächtiges, ſeltſames, gediegenes Geſchmeide ... ſo müßte ihm

ſein, wie es jetzt Prancken zu Muthe war, als er in dieſem tief eindringenden Büchlein die chriſtliche Lehre zum Erſtenmal recht eigentlich entdeckte. Da iſt Alles ſo verſtändnißreich, ſagt dir deine Beſtrebungen vor, ſagt ſie ſo mild, erklärt dir ihre Entſtehung und giebt dir Weiſung, wie du Verkehrtes abzulegen und das Wahre aufzunehmen haſt.

Lange ſaß Prancken träumend und ſinnend; Bahnzüge kamen, Bahnzüge gingen, Schiffe zogen auf und ab auf dem Strom, er ſah und hörte Alles nur wie im Traume. Erſt als die Mittagsglocke vom Kloſter läutete, erwachte er. Er ging nach dem Gaſthof.

Hier traf er einen Kameraden, der mit ſeiner jungen Gattin auf der Hochzeitsreiſe war. Prancken wurde hoch willkommen geheißen, man freute ſich dieſer Begegnung. Er ſollte am Nachmittag eine Waſſerfahrt und eine Bergpartie mitmachen; er lehnte ab, er wußte nicht warum; aber mit glänzenden Augen betrachtete er das junge Paar: ſo wird es ſein ... bald wird es ſein, wenn er mit Manna reist! Es durchſchauerte ihn wonnig, daß er ſie allein habe, allein draußen in der weiten Welt! Warum kann er ſie nicht ſchon jetzt herausholen?

Er gelobte ſich, Geduld zu lernen.

Man war heiter am Mittag und Prancken war ſo aufgeräumt wie je; der Kamerad ſollte nicht auf dem Militär-Caſino erzählen, und der dicke Kannenberg nicht darüber ſpötteln und zehn Flaſchen Sect wetten, daß die fromme Stimmung nur eine vorübergehende Laune Pranckens ſei. Wie alte eingelernte Stücklein brachte er ſeine Witzreden vor, und es dünkte ihn ein Jahrhundert, ja es mußte ein Vorleben geweſen ſein, daß man einmal auf Parade gegangen war.

Man ſprach davon, daß morgen mit großem Gepränge eine Wallfahrt aus der nahen Stadt abgehe. Das junge Paar berieth, ob es nicht auch das Schauſpiel am Wallfahrtsorte anſehen ſolle; man wollte ſich am Abend entſcheiden.

Als Prancken das junge Paar nach dem Kahn begleitet hatte, ging er nach dem Bahnhofe und nahm eine Karte nach der Stadt; er wollte im Dom der Abendandacht beiwohnen. Er kam nach der Stadt; willfährige Diener auf der Straße, die ſich ihm als Wegweiſer zu Luſtbarkeiten anboten, wies er unwillig ab und er lächelte, da ein Diener in der Kirche den „gnädigen Herrn“ fragte, ob er ihm Alles zeigen ſolle. Prancken kniete unter den Andächtigen.

Er wandelte durch die Stadt und ſtand lange vor einem Friſeurladen, der angefüllt war mit verſchiedenen Odeurs, mit Haartouren für Männer und Frauen, mit Puppenköpfen, deren Glasaugen ſtarr dreinſahen unter den künſtlichen Brauen und Wimpern. Ueber der Thüre ſtand mit goldenen Buchſtaben: Hier wird friſirt und raſirt.

Es war ein heroiſcher Entſchluß, daß Prancken ſich gelobte, die Wallfahrt mitzumachen, und zwar wollte er ohne irgend einen auszeichnenden Stolz ſich den Wallfahrern einreihen, mit ihnen beten und ſich kaſteien. Um indeß kein Aufſehen zu erregen und ganz allein, in ſich verborgen, die Wandlung ſeines Weſens gewähren zu laſſen, ſchien es ihm angemeſſen, daß er den trotzigen Schnurr- und Knebelbart zuerſt abnehme, und ſich damit unkenntlich zu machen. Beſonders bangte ihm vor dem jungen Ehepaare, das ſich die Wallfahrt wie ein Schauſpiel anſehen wollte, von dem man dann bei der Heimkehr erzählen könne.

So trat er endlich in die duftende Bude, ſetzte ſich auf einen Lehnſtuhl und betrachtete in einem großen gegenüberhängenden Spiegel zum Letztenmale Schnurr- und Knebelbart. Ein weißer Mantel, ein wahrer Opfermantel für das Opferlamm, wurde ihm übergelegt und ein äußerſt gefälliger Jüngling, der keine Ahnung davon hatte, welches Prieſteramt ihm beſchieden, fragte:

„Belieben . . . raſirt oder friſirt?“

„Friſirt!“ antwortete Prancken mit Blitzesſchnelle, denn wie eine Offenbarung ging es ihm auf: friſirt, elegant gekleidet, will er ſich unter die Wallfahrer mengen; das iſt tiefer und bekenntnißvoller, und es wird nicht ohne Bedeutung ſein, wenn man ſieht, daß ein vornehmer Mann, ein Militär unverkennbar, ſeine kirchliche Verehrung darbringt.

Schön friſirt ging Prancken aus der Bude hervor und kehrte in einem Gaſthof ein, der vorzugsweiſe vom hohen Adel beſucht wurde. Er hoffte dort einen ebenbürtigen Genoſſen zu finden, den er beſtimmen könne, gemeinſam die Wallfahrt zu begehen. Er fand Niemand. Im großen Speiſeſaal aber ſah er eine berühmte Schauſpielerin, die hier Gaſtrollen gab und die er ehemals gekannt; er that als ob er ſie nicht erkenne und zog ſich auf ſein Zimmer zurück.

Der Morgen kam, die Glocken tönten zur Wallfahrt; da faßte Prancken einen großen Entſchluß. Nur nichts Uebereiltes!

ſagte er ſich. Kein Aufſehen machen, der Welt keinen Anlaß zu Mißdeutungen geben! Man iſt der Welt und der Vergangenheit auch etwas ſchuldig, man muß allmälig und ſtetig den alten Menſchen abthun und den neuen heraus kehren.

Vom Fenſter des Gaſthofes aus, die Dampfwölkchen ſeiner Cigarre in die Luft blaſend, ſah Prancken die Wallfahrt vorüberziehen. Dann fuhr er nach dem Bahnhofe, um nach Wolfsgarten zurückzukehren.

Viertes Kapitel.

Im Lande, wo der Schoppen regiert, verſammeln ſich die Frauen zum Kaffee, und Wein und Kaffee geben ſich darin nichts nach; beide wiſſen ſich in alle Jahreszeiten zu finden. Im Frühling und Sommer trinkt ſich's gut auf einer bequem zu erſteigenden Anhöhe, in ſchattiger Laube mit ſchönem Ausblick in die Landſchaft; im Herbſt und Winter in den guten Stuben mit den zum Ueberfluß vorhandenen Sophakiſſen von geſtickten Papageien und in Wolle aufgebauſchten Hunden.

Die Kaffeegeſellſchaft hat das Beſſere, daß ſie reihum geht. Man kommt zum Schoppen, zu einer Taſſe Kaffee zuſammen, aber ſo wenig der Schoppen buchſtäblich wahr iſt, ſondern ſich füglich vermehrt, ebenſo iſt der Kaffee nur ein beſcheidener Ausdruck für nachfolgende Maiweinbowlen und mit Früchten geſpickten Kuchen. Wer ſich aber noch beſonders hervorthun will, läßt auf der Eiſenbahn aus der Feſtungs-Stadt behutſam gehaltenes Eis kommen.

Die Frau Landrichter begann den Reigen der Frühlingskaffees. Der kleine Garten am Hauſe war ſehr angenehm und der Flieder blühte dort in ſeinem ganzen Uebermuthe; aber man konnte aus den umliegenden Nachbarhäuſern hineinſchauen, und ſo war es beſſer, die Feſtlichkeit im Prunkzimmer oben bei geöffnetem Balcon abzuhalten.

Die mit rauſchendem Zindel überzogenen Sophakiſſen waren enthüllt, die Einladungen ergangen, auch an die Gräfin Wolfsgarten. Sie hatte zuſagende Antwort geben laſſen, aber es war ſtehendes Herkommen, daß eine Stunde vor dem Kaffee ein fein

duftendes, zierlich geschriebenes Briefchen eintraf, worin Frau Bella bedauerte, daß ihre leidige Migräne ihr die längst erwartete Freude versage, die verehrte Frau Landrichter und die ehrenwerthe Gesellschaft zu begrüßen.

Heute war gegen alle Erwartung die Frau Gräfin selbst gekommen, und was doch gar nicht vornehmen Stiles ist, als die Erste von der Gesellschaft.

Die Frau Landrichter schickte schnell Lina in das Prunkzimmer, einen Stuhl mehr hinzustellen, denn man hatte sicher darauf gerechnet, daß die Gräfin Wolfsgarten nicht komme.

„Ich erwarte heute meinen Bruder, der nach dem Niederrhein gereist ist," erzählte Bella bald.

Sie wollte allerdings ihren Bruder im Städtchen abholen, um alsbald Näheres über Manna und das räthselvolle Telegramm zu erfahren. Sie hatte aber noch eine zweite Absicht, und die Gelegenheit, dieselbe auszuführen, ergab sich von selbst.

Die Frau Landrichter beklagte sich, daß der Hauptmann und Doctor Dournay . . .

„Ach, wie soll man ihn nur nennen?"

„Nennen Sie ihn nur Doctor."

. . . also Doctor Dournay Besuche gemacht habe beim Pfarrer, beim Major und beim Doctor . . . ja, die Wirthschafterin des Majors habe dem Amtsdiener viel von ihm erzählt . . . aber auffallender Weise habe er den eigentlichen Mittelpunkt des Städtchens, das Landgericht, vernachlässigt. Er habe sich freilich an dem Abend, als er beim Doctor übernachtete, sehr bescheiden entschuldigt und die Frau Doctor sage, er werde bald wiederkehren, um bei Sonnenkamp einzutreten. Herr von Prancken habe eine edle That vollzogen, dem Manne diese Stelle zu verschaffen, der sich hoffentlich dieser Empfehlung würdig erweise.

Bella lobte die Frau Landrichter, die das Gute, das man thue, freundlich erkenne, sie werde aber auch die Gefahr sehen; unzuverlässige Menschen verderbe man durch nichts mehr, als durch Wohlthaten, man erziehe sich damit nur Feinde, die auf den Augenblick lauerten: sich als solche zu demaskiren.

Die Frau Landrichter war entzückt über die Art, wie die bekannte hochgeistige Frau ihren schlichten Hausmannsverstand schmückte. Sie behauptete, sobald man in persönlichen Verkehr mit der Frau Gräfin trete, denke man über Alles schärfer und verstehe Alles

beſſer. Es gab beiderſeitiges glückliches Lächeln, man fand ſich beiderſeits paſſend und geſchmackvoll gekleidet, natürlich unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß das Bedeutendere immer der Gräfin Wolfsgarten zukomme; denn in irgend einer Sache mit ihr zu wetteifern, wäre Thorheit.

Bella ſah in der That heute ſehr belebt aus. Sie erzählte leichthin von dem kleinen Unfalle, den der Graf auf Villa Eden gehabt, und bemerkte, daß Herr Dournay, der den Grafen ſehr aufgeregt hatte, ſich dabei recht wacker benommen.

Die Frau Landrichter erging ſich nun im Lobe des Grafen und pries die zärtliche Sorgfalt, mit der die Gräfin über ihm wache.

Bella lenkte das Geſpräch wieder zurück und wußte mit umſichtiger Behutſamkeit anzudeuten, daß Erich den Beſuch im Landgericht darum unterlaſſen, weil er wol eine gewiſſe Scheu vor treuen Dienern des regierenden Herrn habe.

Die Frau Landrichter drängte, daß Näheres erzählt werde, und unter Gelöbniß ſtrengſter Verſchwiegenheit — nur der Herr Landrichter müſſe natürlich Alles wiſſen — wurde erzählt, daß man von politiſchen Aeußerungen wiſſe, ja ſogar von gedruckten Kundgebungen in einem ausländiſchen, das heißt in einem jenſeits der grüngelben Grenzpfähle herausgegebenen Blatte, die den ehemaligen Lieutenant Dournay veranlaßt hätten, ſeinen Abſchied zu nehmen, bevor man ihm ſolchen gab.

„Warum hat man ihm dann aber in ſo jungen Jahren den Hauptmannsrang gegeben?“ fragte die Frau Landrichter.

„Sie fragen ſo klug wie der Herr Landrichter ſelbſt,“ erwiderte Bella.

Sie ſchien auf dieſe Frage nicht gefaßt; ſie ſagte indeß, ſehr wahrſcheinlich habe man das — und dabei wurde die Hand der Frau Landrichter zwiſchen beiden Händen gehalten, als ſinnbildliche Aufforderung, daß man ihr ein tiefes Geheimniß in Verſchluß gebe — wol um der Mutter willen gethan, die eine Lieblings-Hofdame der Fürſtin-Mutter geweſen ſei; man wollte natürlich jedes Aufſehen vermeiden.

Das Antlitz Bellas wollte freundlich lächeln und kämpfte doch mit dem Ausdrucke ſpottenden Hohns, als die Frau Landrichter ſagte:

„Da hat doch mein Mann wieder das Richtige getroffen. Als wir von Ihrer Geſellſchaft — ach, es war ſo heiter und

ſchön — wegfuhren, ſagte er zu mir und meiner Tochter: Kinder, dieſer Herr Dournay iſt ein gefährlicher Menſch. Ach, die Männer ſind immer viel klüger, ſie kennen einander viel beſſer, als wir Frauen ſie je erforſchen."

Die Frau Landrichter ſchien ſich in allgemeine Menſchenbetrachtungen zu verlieren, ſie that das gern und behauptete immer, wer über einem Erdgeſchoß voll Gerichtsacten wohne, bekomme eine ſehr düſtere Anſchauung von den Menſchen.

Bella ſchien aber heute nicht damit gedient; ſie fragte leichthin:

„Hat Ihr Herr Gemahl ſeine ſcharfſinnige Beobachtung, daß der Doctor Dournay ein gefährlicher Menſch ſei, auch Herrn Sonnenkamp mitgetheilt?"

„Das iſt wahr," fuhr die Frau Landrichter auf, „da wär' es am Platze. Wollen Sie nicht, gnädige Frau, meinem Mann ſagen, daß er dort ſeine Anſicht kundgeben mag? Mir willfahrt er leider nicht, Ihnen aber in Allem ſo gern."

„Ich bitte," wendete Bella ab, „Sie begreifen, daß ich mich nicht in dieſe Angelegenheit miſchen kann. Mein Bruder hat ein gewiſſes kameradſchaftliches Verhältniß, obgleich ſie nicht in demſelben Regiment ſtanden, und dazu hat mein Mann eine krankhafte . . . ich wollte ſagen, ſchwärmeriſche Neigung zu dem jungen Mann gefaßt. Sie haben ganz Recht, Ihr Herr Gemahl wäre verpflichtet . . ."

Bella arbeitete ſo ſicher, daß ſie Gewißheit erhielt, der Landrichter iſt noch vor Abend bei Sonnenkamp und Herr Dournay kann ſein ſicheres Benehmen anderswo verwerthen; denn Bella wollte aus vielfachen Gründen, daß Erich ſich nicht in der Nähe anſiedle, er war ihr ſtörend, faſt beleidigend. Während ſie ihren zuſammengelegten Fächer in der einen Hand haltend, in raſchem Tacte in die andere Hand auf und nieder ſchlug, ſprach ſich ihr das Wort des Landrichters in der Seele: dieſer Dournay iſt ein gefährlicher Menſch.

Die Frau Landrichter war eigentlich eine freiſinnige Frau; war ſie ja die Tochter des Gerichtspräſidenten, der zur Zeit, als Metternich Deutſchland regierte, unbeugſamen Widerſtand geleiſtet hatte. Sie war von Hauſe aus wohlhabend, und das hilft viel zur Bewahrung freier Geſinnung. Sie ſetzte einen gewiſſen Bürgerſtolz darein, ſich dem Adel gegenüber nichts zu vergeben; aber ſie ſah in Frau Bella die liebenswürdige, geiſtig hochſtehende

Dame, der sie sich unterordnete, ohne sich zu bekennen, daß sie diese Unterordnung, einer Gräfin gegenüber, bis zur Unterwürfigkeit steigerte. Bella war klug genug, das Alles zu sehen und zu wissen. Sie benahm sich gegen die Frau Landrichter mit jener Zutraulichkeit, wie man sie nur unter Gleichen walten läßt; aber sie hütete sich, besonders liebenswürdig zu sein, denn die Frau Landrichter könnte dann den geheimen Zweck ihres Besuches entdecken.

Lina trat in die Stube; sie sah anmuthig wirthlich aus in dem blauen Kleide mit der hohen weißen Latzschürze. Die Mutter schickte sie alsbald wieder fort, das Kind sollte nicht dabei sein, wenn Gräfin Bella vielleicht noch etwas Besonderes zu sprechen hatte.

„Ihr liebes Kind hat sich vortrefflich entwickelt und spricht sehr gut französisch."

„Ich danke Ihnen," sagte die Frau Landrichter. „Ich weiß nicht, wie die heutige Jugend ist, aber Lina ist noch so schwerfällig, es fehlt ihr alles Pikante, und dabei ist sie von einer erschrecklichen Naivetät."

Sie klagte, daß ihr nicht gelingen wolle, aus Lina ein aufgewecktes Mädchen zu machen.

Bella hätte ihr wol sagen können: du willst das einfache Kind ohne besonderes Talent, ohne besondere Schönheit, aber tüchtig und offen, ändern, du zerrst immer an ihm herum: sei doch lebhaft, sei doch neckisch, sei doch lustig, sing und spring! Du willst aus deinem blonden Kinde mit den hellen blauen Augen ein dunkelhaariges Mädchen mit brennenden braunen Augen machen! Bella hätte ihr das Alles sagen können, aber es war ihr erspart, etwas zu äußern, denn allmälig kamen die geladenen Frauen. Sie waren überaus glücklich, die Gräfin Wolfsgarten zu treffen, und doch ärgerte sich Jede, daß sie heute nach Putz und Ansehen vor ihr zurückstehen mußte.

Ja, solch ein Damenkaffee!

Es giebt Dinge, Institute und Stände, die nun einmal einen schlimmen Namen haben und nicht mehr los werden; dasselbe Schicksal hat auch das schöne Institut des Damenkaffees. Und doch sind die Damenkaffees eine schöne Sache, ausgenommen, wenn Karten gespielt wird. Hier aber in unserm freundlichen Städtchen sind die Spielkarten noch nicht das Buch der Erlösung von allem Uebel der Langeweile; man unterhält sich noch selbst-

thätig, so gut man eben kann. Und warum soll man nicht von Personen sprechen und bisweilen auch etwas scharf? Was thun denn die Männer in höheren Regionen und beim Schoppen?

Man spricht hier wie dort von Stadtneuigkeiten, und diese Frauen hier, die sich das und jenes erzählen von sogenannten Honoratioren wie von sogenannten minderen Leuten, sind dieselben Frauen, die auch wohlthätige Vereine gegründet haben und aufrecht erhalten. Darum laßt uns behaglich und ohne böse Nebengedanken beim Damenkaffee zu Gaste sein.

Da kommt Frau Weiß. Hinterrücks wird sie Frau Kohle genannt, denn sie ist die Gattin eines Holz- und Kohlenhändlers; sie hat schwarze Locken und eine dunkle Hautfarbe, die immer so aussieht, als ob sie nicht vollkommen rein gewaschen wäre; und da die gute Frau wußte, daß sie Frau Kohle genannt wurde, kleidete sie sich immer in sogenanntes Nachtweiß, was freilich zu ihrer dunklen Haut- und Haarfarbe am hellen Tage gar nicht stimmte, während sie bei Licht eine anziehende Erscheinung war. Leider hat sie den Fehler, daß sie schielt und zwar mit einem so süßen Ausdruck, als wären ihre Augen mitten in einem schmachtenden Liebesblick für immer stehen geblieben.

Da ist die Frau des Cementfabrikanten, groß und stattlich; sie lacht nie, ist immer unsäglich ernst, als trüge sie ein schweres Geheimniß mit sich herum; sie hat aber gar kein Geheimniß zu verrathen, als daß sie nichts zu sagen weiß.

Da sitzt die schöne, nur ein wenig zu wohlbeleibte Frau des Schul-Directors, genannt Frau Kleiderleib, denn sie weiß sich vortrefflich zu kleiden; sie lächelt immer und zeigt sehr schöne Zähne, man könnte fast vermuthen, daß sie auch lächeln wird, wenn sie eine Todesnachricht zu verkünden hat.

Da ist die Frau des Dampfschiffsagenten, von behaglichem Anblick, Mutter von elf Kindern. Die ganze Gesellschaft ist ärgerlich auf die kleine, runde, brave Frau, da sie die Tasse nicht auf dem Tische stehen läßt, sondern in der linken Hand erhoben hält und dabei fortwährend Kuchen eintunkt und Jedem zunickt und Recht giebt, aber sich selten selbst vernehmen läßt oder doch nur aus vollgestopftem Munde, wobei man nichts versteht.

Da sind die beiden Engländerinnen, die im Städtchen wohnen; sie sind einfach bürgerlich und beliebt, sie sind nicht vornehm, aber sie erscheinen so, weil sie immer selbständig und keines

Anſchluſſes an Andere bedürfen. Sie leben in ihrem Hauſe, haben keine Beſuche nöthig, ſind ſelbſt wie die Inſel, von der ſie ſtammen. So oft die beiden Frauen in eine Geſellſchaft kommen, werden ſie neu und friſch begrüßt. Die liebenswürdige unbehülfliche Art, mit der ſie Deutſch ſprechen und ungewöhnliche Wortfügungen machen, erhöht noch das allgemeine Wohlwollen. Auch Bella war beſonders freundlich gegen ſie.

Häkel-, Stick- und Näharbeit hatte man natürlich bei ſich, aber es ſind nur Schauarbeiten, um nicht müßig zu erſcheinen.

Die Frauen ſprachen durch einander, es war wie das Singen der Vögel im Walde; jeder ſingt ſeine Weiſe, putzt ſein Schnäbelchen und kümmert ſich nicht um das Andere, hört kaum zu. Nur zwei Aeußerungen wurden allgemein gehört und nochmals erzählt. Frau Weiß hatte die erfreuliche Bemerkung gemacht, man ſehe Graf Clodwig ſeine vielen hohen Orden an, auch wenn er gar keinen trage, und die Frau Landrichter ließ ſich's nicht entgehen, das Wort gegen Bella zu wiederholen. Noch ein Zweites erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Man kam, man wußte nicht woher, auf das Thema, ob es angenehm oder unangenehm ſei, wenn die Männer rauchen. Frau Kleiderleib erzählte, ihr guter Mann wünſche oft, daß er recht leidenſchaftlich rauchen möchte, um es ihr zu Liebe ſich abzugewöhnen. — Bella hatte das ſtändige Gefälligkeitslächeln, das ſo kalt und doch ſo bezaubernd war.

Nur kurz ſtreifte das Geſpräch Herrn Sonnenkamp, es blieb bei Erich haften. Und warum nicht? Da jagen zur Sommerszeit Tauſende am Städtchen vorüber, man wohnt am Wege, der zur alten Burg, zu anderen Sehenswürdigkeiten führt, aber wann hat man eine bleibende Erſcheinung und noch dazu eine ſo ungewöhnliche? Nun war Erich ein fremder Vogel, der ſich am geheimnißvollen Hauſe Sonnenkamp anniſten wollte; man thut ihm nichts, keine Feder wird ihm ausgerupft, nur will Jedes ſagen, von wannen er kommt und wie er erſcheint.

Die Frau Landrichter bedauerte, daß der Major nicht da ſei, denn er wiſſe am meiſten von dem Hauptmann Doctor zu erzählen.

Man ſprach davon, daß die Mutter Erichs eine Dame vom beſten Adel, und Jede wollte ihm das angeſehen haben, denn ſo etwas verleugne ſich nicht. Bella gab auf dieſe Bemerkung einen allgemeinen freundlichen Blick zum Beſten.

Als nun der Landrichter zur Begrüßung in die Kaffeeviſite

kam, bat Bella, daß er ſich einen Stuhl neben ihr nehme; ſie ſagte, wie froh man in dieſem harmloſen Kreiſe ſei und nur wünſchen müſſe, daß nie ein ſtörendes Element eintrete, das zerſetzend auf denſelben einwirke.

Der Landrichter ſchaute ſie mit ſeinen gutmüthigen Augen befremdet an und ſtrich ſeinen reglementwidrigen Schnurrbart; er konnte nicht ahnen, daß dies eine Vorbereitung war zu dem, was ihm dann ſeine Frau mittheilen ſollte. Er entſchuldigte ſich und entfernte ſich bald wieder. Seine Frau berichtete nun, daß Lina in den Liederkranz des Städtchens eingetreten ſei; man übe jetzt zu dem großen Muſikfeſte, das in der nahen großen Stadt abgehalten werden ſolle, und Lina werde wahrſcheinlich eine Solopartie übernehmen.

Frau Bella ſprach ſehr belehrend und wegwerfend zugleich. Sie haßte die Muſikfeſte, denn ſie war überzeugt, daß nur ſie allein Muſik verſteht, und nur die Muſik, die ſie treibt, wirkliche Muſik iſt. Nun ſingen bei ſolchen Muſikfeſten Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen gewöhnlichen Standes ein Oratorium von Händel, Haydn, Bach, und das ärgerte Bella; dieſe Menſchen reden ſich dann gewiß ein, ſie verſtünden auch etwas. Wenn Bella die Macht gehabt, ſie hätte dieſe Muſikfeſte polizeilich verboten. Auch haßte ſie die Oratorien; ſie ſagte freilich nur: ich habe keinen Sinn dafür; aber da ſie das ſagte, ſollte es für Jeden als volles Zeugniß beſtehen, daß an der Sache nichts ſei.

Sie ließ die deutſchen Oratorienmeiſter, wie ſie ſagte, recht gern gelten, aber empörend blieb ihr, daß da die Frau Landrichter und die Schuldirectorin und zwei Töchter des penſionirten Forſtmeiſters und auch noch Schneider- und Schuſterstöchter ſich einbilden dürften, ſie betheiligten ſich an der höchſten Kunſt.

Nun wurde allgemein gewünſcht, daß Lina ſinge. Die Engländerinnen baten beſonders dringend um einen deutſchen Geſang; doch Lina, die ſich ſonſt gar nicht zierte, wollte nicht willfahren. Die Augen der Mutter rollten in Zorn, aber Bella legte ihre Hand auf den Arm der zürnenden Mutter und ſagte, ſie gebe Lina Recht: ſo unvermittelt zu ſingen, das wolle ſich nicht fügen. Sie ſtand auf, ging an den Flügel und präludirte, dann ſpielte ſie eine Mozart'ſche Sonate mit voller Meiſterſchaft. Alles war entzückt und das Haus des Landrichters ward hoch erhoben.

Bella erhielt überſchwängliches Lob, aber ſie lehnte es ab

und ging auf die Sucht über, daß Alles, was lange Kleider trägt, Clavier spielen wolle, indem sie sagte:

„Da glaubt jedes Mädchen auch einen Tonstrickstrumpf stricken lernen zu müssen."

Sie wiederholte das Wort Tonstrickstrumpf im Dreivierteltact. Die Gesellschaft lachte, die Engländerinnen schauten verwundert drein, Bella erklärte ihnen, was sie unter diesem Worte verstehe, und setzte hinzu:

„Ja, sie stricken einen Strumpf von Tönen und die Hauptsache ist ihnen, daß sie keine Tonmasche fallen lassen. Ich glaube gar, die guten Kinder betrachten die vier Theile der Sonate als die vier Theile des Strumpfes; der Ranft ist das Andante, die Wade das Adagio, die Ferse das Caprizzio, die Zehenspitze das Finale. Nur wer wirkliches Talent hat, sollte Musik lernen dürfen."

Nun erzählte Jegliches, wie viel Zeit man in der Jugend für das Clavier aufgewendet und wie man es nach der Heirat doch aufgegeben.

Der Landrichter war herbeigerufen worden; Bella lobte Lina, die nun sang, und bat, daß man Lina auf einige Wochen ihr zum Besuch gäbe, sie könne sie vielleicht doch noch in Manchem unterrichten. Der Blick, mit dem die Frau Landrichter umschaute, drückte den Triumph aus, daß alle Frauen das mit angehört hatten. Sie kam sich sehr gutmüthig und herablassend vor, daß sie noch vertraulich mit der Frau Doctor und nun gar mit Frau Kohle und den Kaufmannsfrauen verkehrte.

Bella rühmte auch den schmackhaften Kuchen, den die Frau Landrichter so vortrefflich zu bereiten verstünde; sie wünschte die Bestandtheile desselben zu kennen. Die Frau Landrichter sagte, daß sie eine bestimmte Dosis bitterer Mandeln hinzufüge. Sie versprach, das Recept aufzuschreiben.

Man hatte kaum den Maiwein gekostet und gefunden, daß Niemand ihn so vortrefflich zu bereiten wisse als der Herr Landrichter, da wurde gemeldet, daß Herr von Prancken angekommen sei. Der Landrichter trat vor das Haus, seine Frau hielt Bella zurück und Lina schaute zum Fenster hinaus und sah, wie Prancken ablehnte, einen Augenblick heraufzukommen. Bella verabschiedete sich rasch und fuhr mit ihrem Bruder davon.

Als Bella fortgegangen, rückte man vertraulicher zusammen; jetzt erst fühlte man sich heimisch und wohlgemuth.

Die Engländerinnen waren nach Bella die Ersten, die sich verabschiedeten; die Anderen wollten nicht minder vornehm sein als sie, bald war die Gesellschaft aufgelöst.

Als die Frau Landrichter mit ihrem Manne allein war, erzählte sie, daß viel von Herrn Dournay gesprochen worden und daß es Pflicht des Beamten wäre, den Bezirk sauber zu halten.

Der Landrichter war treu im Amte, aber durchaus nicht begeistert für seinen Beruf, er sagte stets: Was gehen mich die Händel fremder Menschen an? Wenn ich Gutsbesitzer wäre, würde ich mein Lebenlang mich nicht in die Streitigkeiten Anderer mischen, sondern still und vergnügt für mich leben. Nun aber, da er einmal in das Amt gesetzt war, vollführte er es pflichtgetreu. Nur sehr widerwillig ließ er sich bestimmen, in die Angelegenheit Erichs einzugreifen; er erklärte sich erst bereit, als seine Frau ihm geradezu sagte, es sei der Wunsch der Gräfin Bella.

Fünftes Kapitel.

„Warum bist du nicht einen Augenblick zu den ehrenwerthen Leuten heraufgekommen?" fragte Bella ihren Bruder, als Beide im Wagen saßen.

Wenn sie aus einer Gesellschaft in fremdem Hause kam, in der sie liebenswürdig gewesen, hielt diese Stimmung immer noch etwas vor; sie lächelte dann in die Luft hinein, und so war's auch jetzt; sie war im Ausklingen einer siegreichen Stimmung. Der Bruder aber kam aus einer ganz fremden Welt, er hatte heute noch mit Niemand gesprochen, als — wer hätte das je von ihm gedacht! — mit seiner eigenen Seele oder eigentlich mit der Seele Mannas.

„Ach, laß mich mit der Welt," sagte er, „ich will sie vergessen und sie soll mich auch vergessen. Ich kenne das ja. Alles schal, öde, welk, Puppenspiel. Hast die Puppen dort eine Weile tanzen lassen, kannst sie jetzt wieder in den Schrank der Vergessenheit legen."

„Du siehst etwas erregt aus," sagte Bella, dem Bruder die Hand auf die Schulter legend.

„Erregt? Das ist auch wieder eine gesprächliche Spielmarke.

Erregt! Wie oft habe ich nicht das Wort gehört und ſelbſt geſagt. Was heißt erregt? Nichts. Ich bin zuſammengebrochen und neu aufgebaut. Ach, Schweſter, mir iſt ein Wunder geſchehen und alle Wunder ſind mir offenbar. Ach, ich weiß nicht, aber ich werde mich ſchon wieder in die Weltworte finden."

„Schön, gratulire, du ſcheinſt in Wahrheit verliebt."

„Verliebt! O Gott, ſage das nicht. Ach, daß ich mich noch ſchäme vor dir, meiner einzigen Schweſter, zu bekennen ... Ach, ich hätte nie geglaubt, daß ich ſolcher Bewegung, ſolcher Erhebung noch fähig. O, Schweſter, welch ein Mädchen!"

„Es iſt nicht wahr," ſagte Bella und legte den Kopf in das ſchwellende Wagenkiſſen zurück; „es iſt eine Fabel, daß wir Frauen die Räthſel der Welt ſeien; ihr Männer ſeid es weit mehr. Ueber dich, über Otto von Prancken, den Feinſchmecker des Ballets, kommt nun ſolche Romantik. Aber gut, die beſte Kraft iſt die Illuſionskraft."

Prancken ſchwieg, und doch tanzten bei dieſem Worte luſtige, hochgeſchürzte, ſchelmiſch lächelnde Geſtalten vor ſeiner Erinnerung und die zärtlichſte hieß Nelly.

Der Herzſchlag in ſeinem Buſen pochte, dort wo das Buch in der Bruſttaſche ſteckte. Er war im Begriff, der Schweſter zu ſagen, daß er wie im Fiebertraume durch die Welt gehe, die nur ein Schattenſpiel ſei: da rollten Bahnzüge, beſchauten ſich Städte und Burgen im Strom, und Alles iſt nur Schattenſpiel und wird verſinken.

Er konnte der Schweſter ſeine Umwandlung nicht begreiflich machen, ſie konnte es nicht faſſen, faßte er ſelbſt es ja kaum. Er beſchloß, noch Alles in ſich zu bewahren; und mit großer Selbſtbeherrſchung den Ton ändernd, ſagte er lächelnd:

„Ja, Bella, die Liebesmacht hat gewiſſermaßen etwas Heiligendes, wenn das Wort erlaubt iſt."

Bella neckte ihn, daß er das in einem Tone ſage, wie ein proteſtantiſcher Pfarrcandidat, der am Sonntag Nachmittag einem blonden in Roſa-Kattun gekleideten Pfarrerstöchterlein in der Laube des Pfarrgartens eine Liebeserklärung macht.

Otto konnte jetzt von Manna erzählen; er that es in ſo ſanftem Tone und in ſo ergriffenem Ernſt, daß Bella immer mehr ſtaunte. Sie ließ ihn ruhig erzählen, aber ſie klappte dabei die Finger der rechten und linken Hand ein und ſagte leiſe vor ſich hin:

„Siebenmal nußbraune Augen, dreimal Reh-Augen, verklärt iſt ohne Zahl.“

Man fuhr durch einen kleinen harzduftigen Tannenwald, und Prancken ſagte drein ſtarrend:

„Seit dem Großonkel, dem Erzbiſchof Hubert, iſt Keiner aus unſerer Familie im Dienſte der Kirche geſtanden; ich werde ...“

„Doch nicht du?“

„Ich werde meinen zweiten Sohn der Kirche weihen.“

Bella, die ſonſt auf Alles eine raſche Erwiderung oder gewandte Fortführung hatte, antwortete nichts, und Otto empfand die Mißlichkeit, in einen neuen Ton einzulenken. Er, der Luſtige, der Uebermüthige, mußte wie ein Prahler, der in eine Trinkgeſellſchaft gerathen war und ſich als Genoſſe dargeſtellt hatte, immer weiter trinken, wenn's ihm auch nicht mundete.

„Ich möchte dir einen Rath geben,“ ſagte Bella endlich.

„Ich höre gern.“

„Otto, ich glaube, daß in dieſem Augenblicke deine Stimmung wahr iſt, ich will auch an ihre Dauer glauben; aber um des Himmels willen laß dir nichts davon merken, denn man wird es als Heuchelei, als unterwürfige Werbung betrachten, damit Du dieſe reiche fromme Erbin gewinnſt. Alſo, um deiner Ehre, um deiner Stellung willen verſchließe derartige Extravaganzen. Ich ſpreche nicht aus mir, ich ſpreche aus dem Munde der Welt, verſchließe derartige Verhimmelungen. Sei wie du vor deiner Reiſe warſt, wenigſtens vor dem Angeſichte der Welt. Biſt du mir bös? Deine Mienen verziehen ſich ſo ſchmerzlich.“

„O nein, du biſt geſcheidt, ich folge dir.“

Als wäre ein neues Regiſter gezogen, fragte nun Prancken ſofort:

„Wie ſieht's auf der Villa aus? Iſt die große Weltſeele noch dort?“

Bella lächelte; der Bruder hatte wieder ſeinen ſcharfen Ton. Prancken ſelbſt wollte ihn noch eine Zeit lang behalten, ja vielleicht immer, er iſt eine gute Waffe zur Bekämpfung der Freigeiſterei.

„Du meinſt wol deinen Freund?“ konnte ſich Bella nicht enthalten, ihren Bruder zu ſchrauben.

„Meinen Freund? Er war nie mein Freund, und ich habe ihn ſo nie genannt. Ich habe mich nur aus Gutmüthigkeit über-

tölpeln laſſen. Es iſt ein tiefer Zug in unſerer Familie, wir können keinen geforderten Beiſtand verſagen, und ich, wenn ich eine Gefälligkeit erweiſe, komme leicht in ein vertraulicheres Verhältniß als eigentlich angemeſſen iſt."

Bella übergab ihrem Bruder ein Briefchen, das ſie von Fräulein Perini für ihn erhalten hatte. Prancken erbrach es und las; ſein Geſicht erheiterte ſich.

Dürfte ich vielleicht das Briefchen von Fräulein Perini leſen?" ſagte Bella, die Hand ausſtreckend.

Otto übergab es. Es enthielt die Nachricht, daß Erich ohne Entſcheidung abgereist ſei.

Prancken athmete tief auf, dann aber machte er mit der Hand eine wegwerfende Bewegung. Bella fuhr fort, ihm zu berichten, wie ſie eben in der Kaffeegeſellſchaft dafür geſorgt, daß die Weltſeele — das Wort ſchien ihr für Erich ſehr zu gefallen — ſich eine andere Heimath zu ſuchen habe; der Landrichter werde ihm den Garaus machen. Staunend vernahm ſie, daß Otto mit dieſem Verfahren nicht einverſtanden war. Es ſei für das höhere Leben — er ließ unentſchieden, ob er damit das höhere geſellſchaftliche oder höhere geiſtige meinte — unbedingt unwürdig, ſich einer Intrigue zu bedienen; er werde vielmehr offen zu Werke gehen und Herrn Sonnenkamp geradezu aufklären.

Bella war heiter und gar nicht empfindlich. Sie erklärte, wie lächerlich es ſei, daß man von der Anſtellung eines Hofmeiſters ſo viel Aufhebens mache; eine ſolche Figur, wenn ſie ſich auch noch ſo ſehr aufputze, bleibe immer untergeordnet.

Otto nahm ſich vor, andern Tags Herrn Sonnenkamp zu beſuchen und die Anknüpfungen Dournays zu durchſchneiden. Aber er ließ den nächſten Tag und noch einen zweiten vorübergehen, bevor er nach der Villa fuhr. Wenn fremde Werkzeuge die Sache zu nichte machen, iſt's doch beſſer. Der Landrichter ſollte Zeit haben, ſeinen Vorſatz auszuführen.

Am dritten Tage nach ſeiner Heimkehr fuhr Prancken nach der Villa. Er hielt beim Landrichter an, er wollte wiſſen, was dieſer bereits gethan. Der Landrichter ſagte ſo beſcheiden als klug, er habe es nicht für angemeſſen gehalten, etwas zu thun, bevor er Herrn von Prancken geſprochen; er ſei indeß bereit, ſofort, wenn er ſeine Uniform angezogen, mit Herrn von Prancken nach Villa Eden zu fahren.

Prancken verbeugte sich verbindlich. So mußte er also doch selber in die Sache eintreten. Er lehnte das Anerbieten des Landrichters nicht ab; vielleicht ließ sich das etwas pedantische Männchen ins Vordertreffen stellen, man konnte durch ihn Fühlung gewinnen, wie und wo der Feind steht. Ein tactisches Manöver ist immer erlaubt, ja geboten. Man darf und muß den Feind packen, wie und wo man immer kann. Prancken legte sich die Methode zurecht: er wollte eine Scheinvertheidigung Erichs anwenden, um dem Landrichter besser und nachdrücklicher zum Erfolge zu helfen.

Die Beiden fuhren nach Villa Eden.

Sechstes Kapitel.

Am Morgen nach der Abreise Erichs wurde Roland zu seinem Vater gerufen und dieser stellte ihm einen Mann von wohlgefälligen Manieren vor, der nur französisch und etwas gebrochen deutsch sprach. Der junge Mann nannte sich Chevalier de Canne, war aus der französischen Schweiz und von einem Genfer Banquier warm empfohlen. Der Banquier kannte selbst die letzte Quelle nicht, die ihm diesen Mann zugeführt, denn schließlich war es Fräulein Perini, die ihn hieher gebracht.

Man sah Fräulein Perini nie einen Brief zur Post geben, diese gingen durch die Hand des Pfarrers; aber ihre Verbindungen mit der französischen Geistlichkeit waren derart, daß durch unverfängliche Vermittlung ein Laienzögling, dessen man sicher sein konnte, auf den Posten bei Sonnenkamp berufen ward. Man kannte die Widerspenstigkeit Sonnenkamps gegen eine solche Bezugsquelle, sie war daher sehr geschickt verdeckt.

Der Chevalier wußte durch bescheidenes und haltungsvolles Wesen sämmtliche Hausgenossen, Herrn Sonnenkamp nicht ausgenommen, bald für sich einzunehmen. Im Gegensatze zu Erich hatte er etwas Unpersönliches, er drängte nie einen fremden Gedanken auf, ging auf jede Bemerkung gewandt ein und wußte die Worte eines Jeglichen, ohne zu schmeicheln, so wiederzugeben, daß Jedes vor sich selbst bedeutsam und schön erschien; dazu war er, und das machte ihn Herrn Sonnenkamp besonders willkommen, mit vollendetem Wissen in der Botanik ausgestattet.

Mit Fräulein Perini betete er vor Tiſch, aber ſo beſcheiden, ſo zierlich, daß ſein Anblick dabei nur um ſo ſchöner war. Alles war entzückt, nur Roland nicht; er konnte nicht ſagen warum; aber er verglich den Chevalier ſtets mit Erich. Jetzt zum erſtenmale bat er ſeinen Vater, ihn in ein Erziehungs-Inſtitut zu bringen, in welches es auch ſei; er verſprach unbedingte Fügſamkeit. Aber der Vater ging auf dieſen Wunſch nicht ein, er äußerte vielmehr, daß er ſich freue, ſolch einen Mann für Roland gefunden zu haben, den man vorläufig probe.

Roland konnte nicht klagen, daß der Chevalier ihm das Lernen irgend erſchwerte; dennoch dachte er ſtets an Erich. Schon zweimal hatte er heimlich an ihn geſchrieben; es war wie die Klage eines liebenden Mädchens, das dem Geliebten kund giebt, wie es zu einer liebloſen Ehe gezwungen werden ſoll, und ihn anruft, herbeizueilen . . .

Es war nun am Morgen; Roland zeichnete auf einem Feldſtein ſitzend jenſeits der Straße, wo man einen ſchönen Ausblick auf den Park hat, aus dem ſich der Thurm des Hauptgebäudes wie herausgewachſen aufſetzt; der Chevalier zeichnete das Gleiche mit Roland; von Zeit zu Zeit verglichen ſie ihre Aufnahme. Roland gelang die Arbeit. Manchmal glaubte er, daß er ſelbſt dies gemacht habe, dann aber erſchien ihm Alles wieder wie eine Komödie, denn der Lehrer hatte ihm doch das Meiſte hineingezeichnet.

Da hörte Roland einen Wagen daher kommen; ſein Herz pochte; gewiß kommt Erich. Er eilte nach der Straße, er ſah Prancken und neben ihm den Landrichter.

Der Chevalier war Roland gefolgt. Prancken reichte Roland die Hand und dieſer ſtellte den Chevalier vor, der im Tone gemeſſenen Gehorſams hinzuſetzte, in welcher Stellung er ſich hier befinde. Prancken nickte ſehr freundlich, ſtieg aus und ging mit Roland, er brachte Grüße von ſeiner Schweſter und ſagte, daß er ihm ſpäter noch einen beſondern Auftrag mittheilen werde. Prancken lobte das Benehmen des Fremden, und daß ein ſolcher Mann weit beſſer ſei, als ein eingebildeter deutſcher Doctor.

„Erich dürfte eingebildet ſein, aber er iſt es nicht," erwiderte Roland.

Prancken drehte ſeinen Schnurrbart; er muß ruhiger ſein, man darf ja Erich ſchon gelten laſſen, denn er iſt beſeitigt.

Bei der Villa bat Prancken den Landrichter vorerſt allein zu Herrn Sonnenkamp zu gehen: er ſelbſt ging zu Fräulein Perini.

Es war eine herzliche Begrüßung, ſie reichten ſich beide Hände. Mit großer Befriedigung und beſonderm Danke lobte Prancken das Verfahren des Fräulein Perini, die ſtatt des gottloſen Dournay einen ſolchen Mann wie den Chevalier ins Haus gebracht. Fräulein Perini lehnte ihr Verdienſt ab; überdies ſei der Chevalier noch nicht definitiv angenommen, denn Roland dränge ſeinen Vater noch immer, Erich zu berufen.

Prancken ſprach die Zuverſicht aus, daß durch den Landrichter jeder Gedanke an Erich vertilgt werde; er erzählte nun vom Beſuche bei Manna und nur theilweiſe gab er kund, welche Wandlung in ihm vorging.

Fräulein Perini hörte aufmerkſam zu und hielt dabei ihr perlmutternes Kreuz in der Linken.

Siebentes Kapitel.

Prancken ging zu Sonnenkamp; er traf denſelben in einem allgemeinen Geſpräche mit dem Landrichter; die Begrüßung zwiſchen dem Hausherrn und Prancken war ſehr vertraulich und Prancken ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl.

„Ich werde Ihnen, verehrter Freund," begann Prancken — er nannte Herrn Sonnenkamp vor der Welt gern verehrter Freund — „ich werde Ihnen ſpäter von meiner Reiſe erzählen. Nun laſſen Sie mich Ihnen nur Glück wünſchen, daß für unſern Roland ein allem Anſchein nach überaus paſſender Mann gefunden worden."

Herr Sonnenkamp erwiderte, daß er den Chevalier ſchwerlich behalte; er ſei nur auf Probe im Hauſe; es ſei zu beſorgen, daß der höchſt gebildete Schweizer das Naturell Rolands vielleicht zu ſehr nach dem Kirchlichen hin lenke; Erich wäre doch eigentlich der Mann, den er ſich wünſchen möchte.

Prancken ſchaute um, wie wenn er ſich nochmals überzeugen müſſe, daß der Feind eine andere Stellung einnehme.

„Wir müſſen allerdings den Marktwerth dieſes Mannes genau meſſen," ſagte er.

Sonnenkamp betrachtete ihn scharf, da Prancken das Wort Marktwerth eigenthümlich rasselnd betonte. Glaubte der Baron, er müsse sich ihm, dem Kaufmann anbequemen? Er konnte nicht wissen, daß Prancken stolz war auf dieses Wort, und Sonnenkamp erwiderte:

„Sein Marktwerth ist nicht gering; doch ist dieser Hauptmann-Doctor ein excentrischer Mensch; excentrische Menschen sind zuweilen angenehm, aber man kann sich nicht auf sie verlassen."

Nur behutsam hob Prancken die Freigeisterei Erichs hervor und wie nothwendig es sei, daß Roland in die Leitung eines wahrhaft frommen und zugleich weltmännisch formvollen Mannes käme.

Im Bewußtsein der Ueberlegenheit und im Triumphe mit den Menschen zu spielen, berichtete Sonnenkamp, wie Doctor Richard ihm Erich so schwärmerisch geschildert habe, daß man nicht genug eilen könnte, den Mann mit sechs Pferden abzuholen.

„Ah, der Doctor!" rief Prancken und schwenkte dabei die rechte Hand hin und her, als hätte er eine unsichtbare Reitpeitsche in der Hand. „Ah, der Doctor! Natürlich! Atheisten und Communisten halten zusammen. Hat der Doctor Ihnen auch gesagt, daß er am Sonntag ein geheimes Gespräch mit Herrn Dournay gehabt hat?"

„Nein. Woher wissen Sie denn das?"

„Durch einen Zufall. Man hat eine ärztliche Rathgebung vorgeschützt, hat sich heimlich die Hände gerieben und dazu gesagt, Herr Sonnenkamp braucht nicht zu wissen, daß man von Alters her verbunden ist."

Sonnenkamp dankte für diese Mittheilung, aber im Innern bestätigte sich ihm der Verdacht, daß Prancken einen seiner Diener in Sold hatte. Der Pole, den Prancken immer besonders freundlich anrief, der war's, der mußte aus dem Hause.

Unhörbar pfiff Sonnenkamp.

Der Landrichter hielt es für Pflicht, den Doctor als fürstlichen Kreis-Physicus nicht angreifen zu lassen; das verlangt die Solidarität. Nachdem er den Doctor vor jedem Unglimpf, der wol nicht ernst gemeint sei, sichergestellt, wobei Prancken beständig seinen Schnurr- und Knebelbart streichelte, machte der Landrichter eine Wendung, indem er sagte:

„Herr von Prancken hat in bester Absicht den jungen Mann empfohlen, aber dürfte ich auch meine Meinung aussprechen?"

Sonnenkamp entgegnete, daß er sehr viel Gewicht auf die Meinung des Landrichters lege. Jetzt war der Moment, wo das tactische Manöver vor sich gehen sollte. Prancken setzte sich fester auf seinen Reitstuhl, er ermuthigte den Landrichter, gradaus ins Feuer und drauf loszugehen und er rief:

„Erklären Sie nur geradezu ... Ich selber muß mir Vorwürfe machen, daß ich nicht daran gedacht habe ... eine Verbindung mit Herrn Dournay würde bei den allerhöchsten Herrschaften als eine Ungehörigkeit, ja vielleicht als Feindseligkeit angesehen werden."

„Gestatten Sie mir," entgegnete der Landrichter, und es war in Wort und Miene etwas, wie man im Amtszimmer einen Angeklagten in seine Schranken zurückweist, „gestatten Sie mir, daß ich genau die Grenze inne halte, die mir zusteht."

Prancken war außer sich über den Landrichter; dieser so unansehnliche Mann bewahrte eine Haltung, die ganz unbegreiflich schien. Er hatte erwartet, der Landrichter würde Herrn Sonnenkamp die Hölle heiß machen und ihm vor Allem den Haß des Regenten gegen Erich ins Herz brennen — und was kam nun? Ein höchst mildes, vorsichtig abgewogenes, freundschaftliches Bedenken.

Der Landrichter hatte Erich nur als Menschen, als Gesellschaftsmitglied ... er sagte, er wisse sich nicht recht auszudrücken ... einen gefährlichen Menschen genannt; er habe das nur in moralischem Sinne gemeint; sofort aber nahm er das Wort moralisch zurück, denn Erich war bekanntermaßen ein höchst sittlicher Mann. Und als er jetzt auf die Erwägung kam, daß man sich durch eine Verbindung mit Erich die Ungunst des Hofes zuziehe, leuchtete aus dem Gesichte des kleinen Mannes eine freundlich milde Loyalität.

„Die Fürsten unseres Hauses," sagte er, „sind nicht rachgierig, vielmehr höchst mild und versöhnlich; und nun gar unser jetzt regierender Herr! Mein Gott! er hat seine Eigenheiten, aber sie sind höchst unschuldig, und dabei ist er von unerschöpflicher Güte, und nun gar, wie wird er den Sohn seines Lehrers, ja den Jugendgenossen seines Bruders verfolgen wollen? Ich möchte eher behaupten, daß er dem eine Gunst zuwendet, der Herrn Dournay fördert, der es unmöglich gemacht hat, daß er ihn selber fördere."

Prancken war voll Verzweiflung. Er sah auf den Landrichter

wie auf einen Jagdhund, der nicht parirt. Er machte die Hand auf und zu, die Hand sehnte sich verzweifelt nach einer Peitsche; er winkte dem Landrichter mit den Augen, es half nichts, und er lächelte endlich bitter vor sich hin. Er sah dem Manne in den Mund, er meinte, es müßten ihm wieder Zähne gewachsen sein; er sprach so geläufig, so bestimmt, wie noch nie. Ja, diese Bureaukraten! dachte Prancken, während er seine Stulpenstiefel heraufzog, sie sind unberechenbar!

„Es ist mir angenehm," rief er endlich und lächelte dabei gewaltsam, „es ist mir höchst erfreulich, daß unser verehrter Herr Landrichter alle Besorgnisse verscheucht. Ja, die Herren Beamten wissen die Acten vortrefflich zu ordnen."

Der Landrichter hatte seinen Stich, aber er ging nicht durch die Uniform.

Sonnenkamp schien es genug zu haben, die Beiden zu schrauben. Mit triumphirender Miene ging er zu seinem Schreibtisch, wo mehrere fertige Briefe lagen, riß von einem das Couvert ab, gab den Inhalt und sagte:

„Lesen Sie, Herr von Prancken, und auch Sie, Herr Landrichter, lesen Sie laut."

Der Landrichter las:

Villa Eden, den * Mai 186*.

Geehrter Herr Hauptmann Doctor Dournay!

Einem vielerfahrenen Manne werden Sie es nicht verargen, wenn er von seinem einseitig praktischen Standpunkte aus Ihnen zu bedenken giebt, ob Sie nicht ein Unrecht begehen, indem Sie Ihren von der Natur reich angelegten und durch Wissenschaft wohlgerüsteten Geist auf einen einzelnen Knaben statt auf eine große Gesammtheit verwenden.

Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen: ich betrachte Vernunft und Wissenschaft auch als Capital und Sie legen Ihr Capital zu einem viel zu geringen Zinsfuße an. Ich ehre Ihren Edelsinn und Ihre Bescheidenheit, die sich in Ihrem Anerbieten kundgeben; aber in der Zuversicht, daß Sie in einer Täuschung befangen sind, wenn Sie in einem so beschränkten Beruf sich genügen zu können glauben, muß ich nicht minder dankbar als entschieden Ihr Anerbieten, die Erziehung meines Sohnes zu übernehmen, ablehnen.

Ich wünſche, daß Sie mir Gelegenheit geben möchten, durch eine Bethätigung meinerſeits Ihnen zu beweiſen, wie ſehr ich bin

Ihr Sie hochachtender
Heinrich Sonnenkamp.

So las der Landrichter und Sonnenkamp pfiff leiſe vor ſich hin und ſchlug dazu den Tact mit dem übergeſchlagenen Fuße. Mit einem triumphirenden Blick empfing er den Brief zurück, that ihn in einen neuen Umſchlag und adreſſirte ihn an Erich. Während er die Adreſſe ſchrieb, ſagte er:

„Ich hätte Luſt, den Mann in anderer Weiſe in mein Haus zu nehmen; er ſollte zu nichts weiter verpflichtet ſein, als bei Tiſche gute Unterhaltung zu führen. Warum ſoll das nicht für Geld zu haben ſein? Wenn ich ein Fürſt wäre, würde ich Converſationsräthe ernennen. Sind nicht vielleicht die Kammerherren etwas Aehnliches?“ fragte er mit leiſem Anfluge von Spott Herrn von Prancken.

Prancken war empört. In dieſem Manne war oft etwas Anmaßliches, daß er ſogar die Hoheit des Hofes nicht ſchonte; aber Prancken lächelte ſehr verbindlich. Lutz wurde durch das Sprachrohr gerufen, der Brief in das Poſtpacket gethan und Lutz ging davon.

Roland wartete auf Prancken, und dieſer nahm ihn nun mit an einen ſtillen Platz des Parks, erzählte von der Reiſe, und übergab ihm ein zweites Exemplar des Thomas a Kempis. Er zeigte ihm die Stelle, wo er heute zu leſen beginnen ſolle und ſo täglich weiter, aber ſtets verborgen, ob er nun einen gläubigen oder ungläubigen Erzieher haben werde.

„Kommt Herr Dournay nicht mehr zurück?“ fragte Roland.

„Dein Vater hatte bereits, ehe ich kam, eine entſchiedene Ablehnung an ihn geſchrieben, die nun ſchon zur Poſt iſt.“

Der Knabe ſaß mit dem aufgeſchlagenen Buche in der Hand im Park, las aber nicht.

Achtes Kapitel.

Sonnenkamp war ungewöhnlich heiter bei Tiſche; er hatte heute wieder neuen Grund zur Menſchenverachtung bekommen und ſeine Kraft gefühlt, mit den Menſchen zu ſpielen. Wie eine

Befreiung empfand er es daneben, daß dieser Herr Dournay nun abgethan war. Dennoch mußte er sich gestehen, daß er vielleicht keine bessere Wahl für seinen Sohn hätte treffen können.

Prancken ließ den Landrichter, der Eile hatte, in einem Wagen Sonnenkamps nach der Stadt fahren; er selber blieb in vertraulichem Gespräche bei Sonnenkamp, der die Kunst bewunderte, mit welcher ein junger Mann, der um ein reiches Mädchen wirbt, sich dabei eine Schwärmerei einredet.

Als auch Prancken abgereist war, ging Sonnenkamp nach dem Pflanzenhaus; bald stand Roland vor ihm und sagte:

„Vater, ich habe eine Bitte."

„Es freut mich, wenn du eine Bitte vorträgst, die ich erfüllen kann."

„Vater, gieb mir Herrn Dournay wieder. Ich kann nur bei Herrn Dournay lernen und ich werde keinem Andern gehorchen, als nur ihm."

„Nur ihm? Also auch mir nicht?" rief Sonnenkamp. Der Knabe schwieg und der Vater wiederholte:

„Auch mir nicht?"

Seine Stimme war heftig, seine große Faust ballte sich.

„Auch mir nicht?" fragte er zum drittenmale, die Hand erhebend.

Der Knabe wich zurück und rief mit durchdringender Stimme:

„Vater!"

Die Faust Sonnenkamps entballte sich und mit erzwungener Ruhe sagte er:

„Ich habe dich nicht berühren wollen, Roland ... komm her ... komm näher."

Der Knabe ging zu ihm, der Vater legte ihm die Hand auf die Stirn; die Stirn des Knaben war heiß, die Hand des Vaters war kalt.

„Ich liebe dich mehr als du verstehen kannst," sagte der Vater. Er beugte sich nieder, aber der Knabe streckte beide Hände aus und rief mit angstvoller Stimme:

„Ach, bitte, Vater! ... ach, bitte, Vater! Nicht küssen! Laß mich! Laß mich gehen!"

Er stürzte davon. Sonnenkamp erwartete, daß der Knabe wiederkommen und ihn umhalsen werde; aber er kam nicht.

Im Warmhause bei den Palmen stand Sonnenkamp, ihn

fröſtelte; aus den Waſſerdämpfen rieſelte und tröpfelte es ſo leiſe und märchenhaft von den großen Blättern, von dem Glasdache. Sonnenkamp hielt die Hand ans Auge, ſein Auge war trocken. Ein Deutſcher, jener Doctor Fritz, hatte ihm einſt in einem offenen Briefe zugerufen: Du, der du Eltern- und Kindesliebe in deinen Mitmenſchen ausrotteſt, wie kannſt du Liebe von deinen Kindern hoffen? ...

Dieſe Worte gingen ihm jetzt durch den Sinn, eine Erinnerung aus einem Kampfe, den er vergeſſen wollte, der längſt abgethan war.

God bless you, massa! tönte es, wie von einer Geiſterſtimme. Sonnenkamp erſchrak.

Er forſchte nach und fand den Papagei ſeiner Frau, der mit dem Käfig ins Warmhaus gebracht war. Der herbeigerufene Gärtner berichtete, daß Frau Ceres befohlen habe, man ſolle den Papagei hieher bringen, da es ihm im Wohnhauſe zu kalt ſei.

God bless you, massa! rief der Papagei hinter Sonnenkamp drein, als dieſer das Palmenhaus verließ.

Unterdeß ſtand Roland bei dem umgelegten Stuhl unter der Hänge-Eſche; der Park, das Haus, Alles ſchwamm vor ſeinen Blicken. Er überdachte, ob nirgends ein Zufluchtsort ſei. Er ging in das Zimmer Mannas, aber die Bilder an der Wand und die Blumen im offenen Kamin ſahen ihn fremd und fragend an. Er wollte Manna ſchreiben, ihr Alles klagen, aber er konnte nicht ſchreiben. Er ſtand am Fenſter und ſtarrte hinaus ins Weite. Die Schiffe zogen auf dem Strom auf und ab. O, wer dort wäre! Die Vögel flogen in ihr Neſt. O, wer auch eine ſtille Heimat hätte! ...

Roland verließ das Haus und ging in den Hof. Der Chevalier kam; Roland ſah ihn mit einem Blicke an, wie wenn er ihn gar nicht kenne; er gab auf keine Frage eine Antwort. Er holte ſeine Armbruſt, aber ſpannte ſie nicht. Die Sperlinge und Tauben flogen hin und her, die ſchönen Hunde drückten und ſchnupperten an ihm herum; er ſtarrte wie verloren drein.

Von Satan, ſeinem großen Hunde, gefolgt, ging er nach dem Ufer; dort ſaß er unter den dichten hohen Weidenbäumen und legte den Hut neben ſich; der Kopf brannte ihm. Er wuſch ſich die Stirn mit Waſſer, aber die Stirn wurde nicht kühler. Da hörte er ſeinen Namen rufen. Unwillkürlich hielt er ſchnell

dem neben ihm liegenden Hunde die Schnauze zu, er selbst hielt den Athem an, um sein Versteck nicht zu verrathen. Die Stimme zog weiter und verlor sich. Er saß noch immer still und ermahnte leise den Hund, ganz ruhig zu sein; der Hund schien ihn zu verstehen.

Die Nacht brach herein. Unhörbar wie ein Jäger, der ein Wild beschleicht, verließ Roland sein Versteck und wanderte die Straße landeinwärts enge Pfade durch die Weinberge. Er wollte zum Krischer, er wollte zum Major, er wollte zu Menschen, die ihm helfen. Plötzlich hielt er an.

„Nein! zu Niemand ... zu Niemand!" hauchte er leise vor sich hin, als vertraute er es kaum der schweigsamen Nacht. „Zu ihm! Zu ihm!"

Er duckte sich nieder, daß man ihn nicht in den Weinbergen sehe, und doch war's Nacht. Erst als er oben wieder auf einer Landstraße war, richtete er sich auf.

Neuntes Kapitel.

Wie ein Mann, der aus blendend erleuchtetem Gesellschaftssaale in sein Studirzimmer zur einsamen Lampe zurückkehrt, unwillkürlich sein Auge reibt, denn es hat sich an eine größere Masse von Licht gewöhnt, so kehrte Erich nach der Heimat zurück.

Das Gefahrvolle des Reichthums liegt nicht nur darin, daß er den Besitzer, sondern auch darin, daß er den Besitzlosen verderben kann. Die Sprache hat es noch nicht vollkommen deckend ausgedrückt, wenn sie diesen Unmuth und die Unruhe in der Seele Mißgunst, Neid und Scheelsucht nennt; es ist Keins von Alledem, es ist vielmehr die Pein der Frage: warum bist du nicht auch reich? Nein, das verlangst du nicht; aber warum bist du nicht mindestens sorglos gestellt? Die Kämpfe des menschlichen Daseins sind hart genug, warum noch dazu dieses Ringen mit der gemeinen Noth?

Das Härteste, was die Wahrnehmung des Reichthums dem Besitzlosen anthun kann, ist, daß sie ihm Unlust an der Arbeit, Verdrossenheit, Bewußtsein der Knechtschaft einflößt, ja noch mehr, daß sie alles Thun fraglich erscheinen läßt. Was hilft alles

Dichten und Trachten, aller Aufbau von großen Gedanken, so lange es noch Menschen neben dir giebt, die mit dir diese Erde bewohnen und darben müssen!

Die Ameise am Wege ist sicherer bedacht, es giebt keine Nachbar-Ameise, die schwelgt, während die andere hungert. Was ist alles Arbeiten, so lange dieser Unhold der Noth noch unter uns wandelt! Hat eine Weltweisheit, eine Glaubenslehre siegende Macht der Wahrheit, die diesen Unhold nicht zu tilgen vermag?

Erich fuhr heimwärts, er träumte am hellen Tage jenen unruhigen Traum unserer Zeit, der vom Locomotivgeklapper begleitet ist.

Er kam in der Universitätsstadt an; die Hügel ringsum, die ihm ehedem so frei und schön erschienen, und wo er allein und mit dem Vater gewandelt, stellten sich ihm jetzt so klein und gedrückt und der Strom so dürftig war. Sein Auge hatte Größeres, Freieres gesehen, ein anderer Maßstab hatte sich in seiner Betrachtungsweise festgesetzt.

Er sah die alten Gestalten am Bahnhofe. Der Universitätsstimpel, den jede kleinere Universität hat, grinste ihn an und hieß den Herrn Doctor willkommen; Studenten mit bunten Mützen vergnügten sich, mit ihren Stöcken Quarten in die Luft zu schlagen und mit ihren Hunden zu spielen. — Alles erschien ihm wie ein vergessener Traum. Und wie? War es nicht ehedem sein höchster Wunsch, hier zu leben und zu lehren?

Er ging durch das Städtchen; nirgends dem Auge ein wohlgefälliger Anblick, Alles eng, winkelig, verhockt. Er kam ins elterliche Haus; die enge hölzerne Treppe erschien ihm so steil. Er trat in die Wohnstube; Niemand war da. Mutter und Tante waren ausgegangen. Er ging in das Bibliothekzimmer des Vaters; da standen die Bücher, die bis jetzt Niemand in ihrer Ordnung zu stören gewagt hatte, größtentheils auf dem Boden, und ein langer hagerer Mann, der über die Brille wegsah, die ihm auf der Nasenspitze saß, betrachtete Erich fragend.

Erich gab sich zu erkennen; der Mann nahm seine Brille in die Hand und nannte sich als einen wohlbekannten Antiquar der Hauptstadt, der gekommen, die Bibliothek zu kaufen.

So war also die Hoffnung der Mutter zu nichte, dachte Erich. Er sagte dem Antiquar, wie werthvoll die Bemerkungen seines Vaters seien, die sich fast auf jeder Seite der Bücher fänden.

Der Antiquar zuckte die Achseln und entgegnete, daß diese Bemerkungen werthlos, ja eher eine Entwerthung seien. Hätte der Vater ein großes Werk geschrieben, das seinen Namen berühmt gemacht, so wären die Anmerkungen von Bedeutung; nun aber sei alles Eingeschriebene, wenn auch an sich von Werth, für den Antiquar entschieden eine Entwerthung.

Erich traten Thränen in die Augen.

Die ganze Lebensarbeit seines Vaters sollte eine verlorene sein! Da war kein Blatt, auf dem nicht das Auge des Entschlafenen geruht, da waren seine Gedanken daheim, seine Empfindungen und sein reiches Wissen, und das nun in alle Welt verschleudert, verachtet und vielleicht doch von einem Fremden ausgebeutet!

Erich schalt sich, daß er nicht sofort und entschieden die Stelle bei Sonnenkamp angenommen; er hätte es erwirken und dann auch eine namhafte Summe aufnehmen können.

Mit Trauer sah er auf einen Stoß geschriebener Hefte und Blätter und eingelegter Drucksachen, die der Vater sein Lebenlang zusammengetragen und ausgearbeitet hatte.

Der Vater Erichs hatte ein Buch schreiben wollen unter dem Titel: „Echte Menschen in der Geschichte," er war gestorben, ehe es zur Ausführung kam. Viele treffliche Notizen, ja einzelne Abschnitte lagen ausgearbeitet, aber es war kaum etwas zu benutzen. Manche Betrachtungen waren bruchstückweise in verschiedener Fassung da. Alle einschlagenden Wissenschaften und die entlegensten Thatsachen der Geschichte waren herbeigezogen, aber der leitende und verbindende Gedanke war verschwunden mit dem Manne, der nun in der Erde ruht.

Der erste, größere Theil sollte jene Züge sammeln, die zerstreut im Laufe der Zeiten das rein Menschliche, wie es in Wirklichkeit erschienen war, darstellen; der zweite Theil sollte eine exacte Lehre geben von den Vorgängen des Seelenlebens, die so genau bestimmt werden sollten, wie die Vorgänge in der äußeren Natur. Von da aus sollte der Punkt bezeichnet werden, wo das Genie, das scheinbare Wunder im Geistesleben, den Grund zu neuen Thatsachen bildet. So wenigstens hatte Erich sich's gedacht, als er die hinterlassenen Papiere zu ordnen suchte.

Er ging nach der Stube zurück; sie erschien ihm mit altem

Hausrath überfüllt und drückend; die neu erkannte Armuth warf einen dunkeln Schleier auf alle Umgebungen.

Jetzt faßte er ſich, denn er hörte Mutter und Tante zurückkehren.

Die Mutter umhalste ihn in voller Freude des Wiederſehens. Er erzählte von ſeiner Reiſe und erſchrak, da ſie ſagte, ſie hätte es ganz in der Ordnung gefunden, wenn er ſofort die Stelle bei Sonnenkamp angenommen, denn in der Lage, in der man jetzt ſei, erſcheine dies als ein doppeltes Glück.

Erich ſah, daß die Mutter, die nie hatte gebeugt werden können, jetzt gebeugt und zaghaft war.

Sie hatte der verwittweten Fürſtin, deren Lieblingshofdame ſie vordem geweſen, eine Darſtellung ihrer Verhältniſſe gegeben. Sie hatte der hohen Frau ihr ganzes Herz ausgeſchüttet und ſie, die nie um etwas gebeten, wünſchte nur eine entſprechende Summe, um die Bibliothek ihres Mannes, die ein Familienheiligthum und für ihren Sohn von großer Bedeutung ſei, nicht verkaufen zu müſſen.

Die Fürſtin hatte durch ihren Secretär mit einigen wohlſtyliſirten, theilnehmenden Wendungen antworten laſſen. Eine kleine Summe, die nicht entfernt ausreichte, war dem Briefe beigelegt.

Die Mutter wollte das Geld wieder zurückſchicken, aber man durfte die hohen Herrſchaften nicht beleidigen, ja man mußte noch unterthänigſt danken, um eine nutzloſe Huld nicht zu verſcherzen.

Erich beruhigte ſie, daß binnen Kurzem die Bibliothek geſichert ſein ſolle.

Er ging ſofort auf ſein Zimmer und ſchrieb einen Brief an den Grafen Wolfsgarten.

Nun erſt kam er dazu, ausführlich von der Reiſe zu erzählen. Die Mutter hörte ihm ruhig zu; nur als von Bella die Rede war, ſagte ſie:

„Bella Prancken iſt eine unberechenbare Frau.“

Die alten Pläne wurden neu erörtert. Erich wollte eine Erziehungsanſtalt errichten. Mutter und Tante waren ſehr geeignet, ihn darin zu unterſtützen, ſie hatten viele Verbindungen mit den beſten Familien des Landes; nur konnte man noch nicht einig werden, ob man ein Mädchen- oder ein Knaben-Inſtitut errichten ſolle. Erich war für das letztere, die Mutter aber wollte, daß er noch einige Jahre eine wiſſenſchaftliche Reiſe mache, um dann

durch ein großes Werk einen Ruf zu erlangen und nicht den kleinen mühseligen Weg zu gehen. Sie und die Tante wollten indeß in der Hauptstadt so viel erwerben, daß Erich sorglos leben könnte.

Vorerst kam man überein, nichts zu beschließen, denn ein Brief des Herrn Sonnenkamp mußte abgewartet werden.

Erich besuchte seinen alten Lehrer und Freund, den Professor Einsiedel. Er war ein voller Priester der Wissenschaft, ein Mann, der beständig und ausschließlich im reinen Denken und Erforschen für Bereicherung der Erkenntnißwelt lebte, ganz allein für sich, mäßig, geregelt, ohne irgend eine Leidenschaft, überaus bescheiden in Speise und Trank, aber immer lächelnd, immer heiter, immer getragen von etwas, was eben neu aufgeschlossen ist, immer allseitig umherblickend ins weite Reich des Denkens.

Bei jeder wissenschaftlichen Frage, mit der Erich zu Professor Einsiedel kam, erhielt er sofort Aufschluß, Bezeichnung der Quellen, ja mit der größten Selbstlosigkeit gab er eigene mühsame Aufzeichnungen Jedem hin. Es war ihm gleich, ob er selber mit seinem Namen das gab, oder ob es von einem Andern mit fremdem Namen ausging; wenn es nur da war und wirkte.

Professor Einsiedel war mit Erichs Vater nahe befreundet gewesen und bedauerte stets, daß dieser, der das Beste und Vollendete gewollt, das Gute und nothwendig Abzuschließende nicht geleistet habe. Wir müssen, war sein Grundsatz, damit fürlieb nehmen, ein Einzelnes, einen kleinen Beitrag gegeben zu haben; das reiht sich dann in das große Ganze ein. Wir schaffen nie etwas, das uns voll befriedigt, zu dem wir nichts mehr nachzutragen hätten. Nur von Gott heißt es bei der Schöpfungsgeschichte, daß er zu dem, was er geschaffen, sagen konnte: er sah, daß es gut war. Daß das Gewordene dem Gedachten, die That der Idee vollkommen entspreche, steht nur dem absoluten Geiste zu; der endliche Geist bleibt immer unter der Idee dessen, was er zu können glaubte und sollte.

Im Zimmer des Professors war ein Bild von Rembrandt, ein kleiner Kupferstich, der fast wie ein Porträt des Professors selber war. Da ist dargestellt, wie Faust in der Schlafmütze den Zauberkreis anstarrt, der sich selbst beleuchtet. Faust ist ein altes vertrocknetes Männchen, des verjüngenden Zaubertrankes wohl bedürftig. Professor Einsiedel hatte keinen solchen Zaubertrank,

aber er trank jeden Tag neue Erquickung aus Schriften der classischen Welt.

Als ihn nun Erich besuchte, um sich von ihm Rath zu holen, fand er den guten alten Professor in einer ungewöhnlichen Verfassung. Der Professor bedauerte, daß Erich sich nicht gänzlich der Wissenschaft widme, gestand aber auch zu, daß die Natur Erichs zu einer praktischen, persönlichen Wirksamkeit geeignet sei.

Erich wollte nicht warten, sondern selbstthätig etwas schaffen; er reiste am nächsten Tage nach der Hauptstadt, denn er hatte gehört, daß ein älterer Mann, der ein angesehenes Erziehungs-Institut für Knaben leitete, von demselben zurücktreten und es in gute Hände geben wolle.

Er kam nach der Residenz, wo er Jahre lang als Officier wohlangesehen gelebt hatte. Manche Kameraden in Uniform schienen ihn nicht mehr zu kennen, Andere besannen sich, als er vorüber war, und riefen zurück: „Ah, Sie sind's? Guten Morgen!“ und gingen weiter.

Beim Director der Erziehungsanstalt fand er gute Aufnahme und die Bedingungen waren in der Hauptsache annehmbar. Er sollte aber alte Einrichtungen und die bisherigen Lehrkräfte annehmen; das machte ihn bedenklich. Ohne zu einem festen Abschlusse gekommen zu sein, verließ er das Institutsgebäude.

Als er wieder über die Straße ging, traf er einen alten Freund des Vaters, den jetzigen Cultusminister, der ihn anhielt, sich nach seiner Mutter und nach seinen Verhältnissen erkundigte und ihm die Stelle als Custos beim Antikencabinet anbot mit der Zusicherung, daß er in kurzer Zeit zum Director aufsteigen solle.

Eben als Erich vom Minister wegging, kam der Kamerad, der in seine Stelle als Hauptmann eingerückt war, von der Parade; er nahm Erich mit auf das Militärcasino. Dort war viel davon die Rede, daß Otto von Prancken eine Creolin mit vielen Millionen heiraten würde; Erich fand es nicht nöthig, zu sagen, daß Manna keine Creolin sei und daß er überhaupt von der Sache etwas wisse.

Zehntes Kapitel.

„Wo ist Roland?“

Sonnenkamp fragt Joseph, Joseph fragt Bertram, Bertram fragt Lutz, Lutz fragt den Obergärtner, der Obergärtner fragt

das Eichhörnchen, das Eichhörnchen fragt die Bauern, die Bauern fragen die Kinder, die Kinder fragen die Luft, Fräulein Perini fragt den Chevalier, der Chevalier fragt die Hunde und Frau Ceres darf von Allem nichts erfahren.

Sonnenkamp reitet eilig zum Major, der Major fragt Fräulein Milch, aber diesmal weiß auch die Alles Wissende nichts. Der Major reitet nach der Burg; in alle Graben und Verließe hinein wird der Name Roland gerufen, es kommt keine Antwort.

Sonnenkamp schickt den Reitknecht zum Krischer, der Krischer ist im Felde und nicht zu finden.

Sonnenkamp reitet nach dem Bahnhof und nimmt Puck, das Pferdchen Rolands, mit, er schaut oft nach dem leeren Sattel. Auf dem Bahnhof fragt er leichthin, wie wenn er ihn von einer Reise erwarte, ob Roland noch nicht angekommen wäre. Man hat nichts von ihm gesehen. Er reitet zurück, an der Villa vorüber und fragt hastig, ob Roland noch nicht da sei, und da man verneint, reitet er nach der nächsten Bahnstation stromauf. Auch hier fragt er, jetzt weniger behutsam, auch hier weiß man nichts.

Er kehrt nach der Villa zurück, der Major ist da, Fräulein Milch hat ihn geschickt, vielleicht kann er noch etwas beistehen. Der Major behauptet, Roland sei gewiß zu Manna ins Kloster gegangen. Der Major und Sonnenkamp fahren nach dem Telegraphenamt und senden eine Frage nach dem Kloster; sie sind voll Ungeduld, da keine Leitung unmittelbar nach dem Kloster geht, die Rückantwort kann zwei Stunden dauern. Sonnenkamp will hier warten, er schickt den Major nach dem Städtchen, um dort beim Doctor und sonst überall, aber ohne Aufsehen zu erregen, Erkundigungen einzuziehen.

Auf dem Bahnhofe geht er umher und legt die heiße Stirn an die kalten steinernen Säulen; Alles ist still und leer. Er geht in den Wartesaal; er findet, daß die Sitze auf dem Bahnhof gar nicht zum Ausruhen geschaffen sind. In Amerika ist das anders... oder ist es nicht? Er geht hinaus; er sieht, wie die Packer einen Lastwagen anfügen, sie thun das so gemächlich; er sieht einem Steinmetzen zu, der Spitzhammer und Breithammer gebraucht; er schaut so starr drein, als müßte er selber das Handwerk lernen. Die Menschen arbeiten alle so geruhig — sie können es, sie haben keinen Sohn verloren. Er betrachtet die Telegraphendrähte, er

hat Luſt, in alle Welt, auch da, wo es nichts nutzte, hinauszurufen:

Wo iſt mein Sohn?

Es wird Nacht.

Der Bahnzug rollt daher und Sonnenkamp ſchreckt zurück, es iſt ihm, als ob die Locomotive gerade auf ihn losſtürzen wolle. Er faßt ſich, er ſucht umher, er ſtrengt ſein Auge an, ſieht nichts von Roland. Die Menſchen zerſtreuen ſich; wiederum iſt Alles ſtill.

Er ging zum Telegraphiſten und ließ nochmals anfragen, ob das Telegramm bereits angekommen ſei. Die Antwort lautet: Ja. Der Aufſchlag des Telegraphenhammers durchzitterte ihn, er fühlte dieſelben Schläge in den Adern ſeiner Schläfe am Kopfe. Er erſuchte den Telegraphiſten, die Nacht dazubleiben, man könne nicht wiſſen, ob nicht eine Botſchaft von irgend woher einträfe oder ob man nicht eine abzuſenden habe. Aber der Telegraphiſt weigerte ſich, trotzdem ihm eine große Summe angeboten ward; es ſei ihm nicht geſtattet, ohne höhere Ermächtigung die Ordnung zu ändern. Er befahl dem Telegraphenboten, bei ihm zu bleiben; er verſchloß mit Geräuſch die Thür des Telegraphenbureaus und ging davon. Er fürchtete ſich offenbar vor Sonnenkamp.

Sonnenkamp war wieder allein. Da hörte er Ruderſchläge über den Strom daherkommen.

„Sind Sie es, Herr Major?“ ruft er in die ſternenhelle Nacht hinein.

„Ja.“

„Haben Sie ihn?“

„Nein.“

Der Major ſteigt aus; er hatte im Städtchen keine Spur von Roland gefunden. Eine Antwort aus dem Kloſter kann erſt morgen früh kommen. Jetzt ſteigt der Gedanke auf, Roland ſei vielleicht beim Grafen Wolfsgarten. Ein Bote wird dahin geſchickt; man kehrt zur Villa zurück.

Als Sonnenkamp dem Major die Hand zum Einſteigen reichte, ſagte dieſer:

„Ihre Hand iſt heute ſo kalt.“

Wie ein Pfeil ſchoß es Sonnenkamp durch das Hirn, daß er den Knaben heute hatte züchtigen wollen. Wenn Roland in den Tod gegangen, in die Fluthen des Rheins?

Der Ring am Daumen preßte ſich ihm ins Fleiſch, wie wenn er glühte.

Auf dem Wege nach der Villa kam Joſeph den Rückkehrenden entgegen.

„Iſt er da?“ rief der Major.

„Nein; aber die gnädige Frau hat's erfahren.“

Im Dorfe, durch das ſie fuhren, ſtanden die Menſchen noch in Gruppen beiſammen in der linden Frühlingsnacht. Man begegnete dem Geiſtlichen, der Major bat ihn, mit nach der Villa zu fahren. Sonnenkamp ſprach kein Wort.

In der Villa ſah man durch die hohen Fenſter Lichter hin und her gehen. Jetzt hörte man einen Schrei; Sonnenkamp eilte hinauf. Im großen Saale lag Frau Ceres im Nachtgewande kniend vor einem Stuhle und drückte ihr Geſicht in die Kiſſen. Fräulein Perini ſtand neben ihr und ſchüttete ein Brauſepulver in ein Glas. Sonnenkamp eilte auf ſeine Frau zu, legte ſeine Hand auf ihre Schulter und ſagte:

„Ceres, ſei ruhig!“

Die Frau wandte ſich um und ſah ihn mit glühenden Augen an, dann ſprang ſie auf, riß ihm das Gewand an der Bruſt auf und ſchrie:

„Gieb mir meinen Sohn! Du haſt auch Roland in den Tod gejagt, du . . .“

Raſch hielt ihr Sonnenkamp ſeine breite Hand vor den Mund, ſie ſuchte ihn zu beißen, aber er hielt ihr den Mund feſt zu und ſie war ſtill.

Sonnenkamp bat den Geiſtlichen und Fräulein Perini, ihn mit ſeiner Frau allein zu laſſen; Fräulein Perini zögerte, aber ein Wink mit der Hand bedeutete ihr entſchieden, daß ſie gehen ſolle. Sie ging mit dem Geiſtlichen. Jetzt nahm Sonnenkamp ſeine Frau auf den Arm wie ein Kind, trug ſie in ihr Schlafgemach und legte ſie auf das Bett. Ihre Füße waren kalt; er umhüllte ſie mit einem Tuche und wickelte ſie ſo, daß ſie feſt waren. Nach einer Weile war's, als ob Frau Ceres ſchliefe, oder heuchelte ſie es nur? Es war genug. Sonnenkamp ging hinaus in das Balconzimmer, wo der Geiſtliche, der Major und Fräulein Perini beiſammen ſaßen. Er bat den Geiſtlichen, ſehr verbindlich dankend, er möge ſich zur Ruhe begeben, das Gleiche

ſagte er Fräulein Perini mit einer ſeltſam höflichen und befehleriſchen Art; den Major bat er, bei ihm zu bleiben.

Eine Stunde noch ſaß er mit dem Major an der offenen Balconthür, er ſchaute hinauf zu dem Sternenhimmel und horchte hinaus nach dem Rauſchen des Rheinſtroms. Nun wünſchte er, daß auch der Major ſich zur Ruhe begebe; der Tag werde ſchon wieder feſtes Verfahren bieten. Er ſelbſt legte ſich im Vorgemach zum Schlafzimmer ſeiner Frau nieder; er ging zuvor nochmals leiſe, die Hand vor das Licht haltend, an ihr Bett; ſie ſchlief ruhig mit glühenden Wangen.

Auf der Villa war Alles ſtill. Sonnenkamp wurde gerufen, der Bote war von Wolfsgarten zurückgekommen; auch dort wußte man nichts von Roland.

„Kommt Herr von Prancken?“ fragte Sonnenkamp. Der Bote wußte keine Antwort.

Sonnenkamp war müde und überwacht, aber er konnte keine Ruhe finden; er ſtand bald wieder auf dem Balcon und hörte, wie die Vögel ſangen und der Strom rauſchte, er ſah die Sonne am Himmel aufgehen, er hörte die Glocken läuten, die ganze Welt, ſo ſchön und friſch, erſchien ihm als das Chaos.

Er ging hinab in den Park; die Bäume ſtanden ſtill ſchauernd in der erſten Morgenfrühe, durch die Blätter ging ein Säuſeln und Flüſtern, als gewänne der erſte Morgenſtrahl Ton und Bewegung. Die Vögel jauchzten, ſie hatten ihre Heimat, ihre Familie, ihnen fehlte kein Kind ...

Hin und her wandelte Sonnenkamp. Dieſer Boden iſt ſein eigen, dieſe Bäume ſind ſein, Alles grünt und blüht und athmet friſch. Athmet auch der noch, für den dies Alles Leben hatte, für den es leben ſoll, für den es gepflanzt und geordnet iſt?

Er kam in den Obſtgarten. Da ſtanden die Bäume, deren Zweigen er die Richtung ſeines Willens gegeben hatte; ſie ſtanden in Blüthe und jetzt im erſten Morgenſtrahle fielen die Blüthenblätter wie ein leiſe rieſelnder Regen nieder und bedeckten den Boden ſchneeweiß.

Je höher der Morgen ſtieg, um ſo mehr war es Sonnenkamp wie eine Sicherheit, daß Roland todt dort in den Wellen ſchwimme, die ſich jetzt purpurn färben, ein blutiger Strom. Nichts als Blut die weiten Wellen! Er ſtöhnte tief und ſtreckte die Hand aus, wie wenn er etwas packen und würgen müſſe. Er faßte einen

Baum und schüttelte ihn fort und fort, daß auch kein Blüthenblatt mehr an ihm war; er stand von Blüthenblättern über und über bedeckt. Und jetzt lachte er höhnisch auf.

„Ich sollte keine Kinder haben! Allein sein! Allein und stark!“

In diesem Augenblicke sah er eine weiße Gestalt mit seltsamer Kopfverhüllung durch den Garten schleichen und hinter Bäumen verschwinden. Was ist das? Er rieb sich die Augen. War das bloße Einbildung oder Wirklichkeit?

Er ging der Erscheinung nach.

„Halt,“ rief er, „dort sind Fußangeln.“

Eine Frauenstimme schrie ängstlich. Sonnenkamp trat näher, Fräulein Milch stand vor ihm und sagte:

„Ich wollte zum Herrn Major.“

„Er schläft noch.“

„Ich kann es auch Ihnen sagen,“ begann Fräulein Milch sich fassend, „es läßt mir keine Ruhe.“

„Nur heraus . . . keine Einleitung!“

Fräulein Milch erhob sich stolz und sagte:

„Wenn Sie barsch sind, kann ich wieder gehen.“

„Entschuldigen Sie, was wünschen Sie denn?“ fragte er sanft.

„Ich glaube zu wissen, wo Roland ist.“

Sonnenkamp brach in Ungeduld einen Blüthenzweig ab. Fräulein Milch fuhr fort: es sei ihr unbegreiflich, wie man nicht sofort daran gedacht habe, daß Roland zum Hauptmann Dournay gereist sei; man solle sich telegraphisch an ihn wenden.

Sonnenkamp dankte mit heiserer Stimme und sagte, er wolle den Major wecken und in den Garten schicken; Fräulein Milch bat, daß man ihm ruhig seinen Schlaf lasse. Sie kehrte nach Hause zurück und Sonnenkamp machte einen weiteren Gang durch den Park.

Die Rosen waren aufgeblüht über Nacht, von Stämmen und Büschen sandten sie den Duft dem Herrn des Gartens, er aber war nicht erquickt davon.

Da ist der Park, das Haus, da sind die Bäume: das Alles ist zu erwerben, zu gewinnen. Aber Eines läßt sich nicht durch Willenskraft gewinnen: ein Leben, ein Kindesleben, ein Kindesherz, ein Zusammenhang von Seele zu Seele, ein unzertrennlicher und unerschöpflicher.

Und wieder kam ihm jetzt jenes scharfe Wort: Ihr habt in

euren Mitmenſchen das Gefühl von Vater und Mutter und Kind getödtet. Nun trifft's euch!

Warum umſchwebte ihn heut das Wort jenes Kämpfers in der neuen Welt, heut wie geſtern? Iſt vielleicht jener Mann auf dem Schiffe, das mit der erſten Morgenfrühe jetzt ſtromaufwärts ſteuert?

Er konnte nicht ahnen, daß jetzt das Kind des Doctor Fritz mit Roland im Walde ſprach ...

Elftes Kapitel.

In der Nacht brachen die Blüthen auf im Garten und in der Seele des Jünglings.

Zu Erich! ſprach Roland, aber kein Ton wurde laut, er ſprach es nur ſich. Die Nacht war ſternenhell, am Himmel ſtand der abnehmende Mond, er leuchtete mild und Roland war von einem Frohgefühl durchdrungen, daß er oft die Arme ausbreitete, als müſſe er auffliegen können. Er ging eilig, als würde er verfolgt; er hörte Schritte hinter ſich, er hielt an; es war ſein eigener Schritt geweſen.

In der Ferne zeigte ſich eine Gruppe ſtillſtehender Männer, die auf ihn zu warten ſchienen. Er kam näher; es waren Holzpfähle, die zur Einhegung eines Weinberges dienten. Er mäßigte ſeinen Schritt; er wollte ſingen, aber er fürchtete, ſich durch einen Laut zu verrathen. Auf einer Anhöhe ſtand er ſtill; er hörte weit drunten auf dem Strome einen Schleppdampfer keuchen, ſah die Lichter auf den Maſtbäumen der angehängten Schiffe, die Lichter bewegten ſich ſo wunderſam fort; Roland zählte ſie, es waren ſieben.

„Die dort wachen auch," ſprach er laut vor ſich hin, und zum Erſtenmal ging ihm auf, daß Menſchen zu ihrem Lebensunterhalt die Nacht durchwachen und arbeiten müſſen, die dort bei der Maſchine im Schleppſchiff und die Steuerleute und die Schiffer auf den angehängten großen Kähnen.

Warum iſt das? Was drängt die Menſchen?

Unwillig ſchüttelte er den Kopf. Was ficht das ihn an?

Er wanderte weiter auf der Hochebene und ſtieg einen Berg hinter derſelben hinan. Er freute ſich kindiſch, daß ſein Schatten

mit ihm ging. Er hielt sich stets in Mitte der Straße, die Gräben an den Wegen hatten etwas unheimlich Lauerndes; er sah befremdet nach den Schatten, den die Bäume im Mondesschein warfen, er freute sich, wo es wieder hell und licht war. Nahte er sich einem Dorfe, fühlte er sich geborgen, obgleich Alles schlief; man ist doch unter Menschen. Man hatte ihm stets gesagt: in der Nacht wandeln auf allen Straßen Diebe und Mörder und suchen zu rauben und zu tödten. Was hatte er bei sich, das sie ihm rauben konnten? Seine Uhr an der Kette. Er that sie heraus, er wollte sie verstecken.

„Schäme dich," sagte er plötzlich laut. Er war inne geworden, wie er sich im Grunde der Seele fürchte; das wollte er nicht. Mit herausfordernder Kühnheit dachte er sich vielmehr Gefahren aus, die er bestehen wolle; er freute sich ihrer und rief:

„Kommt nur! ich bin dabei und der Satan auch! Nicht wahr, Satan? Sie sollen nur kommen," schmeichelte er dem Hunde. Der Hund sprang an ihm empor.

Er kam durch ein Dorf, Alles schlief, da und dort bellte ein Hund, der die Nähe des fremden Hundes witterte. Roland gebot Satan zu schweigen; der Hund gehorchte. Der Knabe erkannte das Dorf, hier war er ja am Sonntag mit dem Doctor und Erich gewesen, hier war das Haus, wo der Mann gestorben, auf der andern Seite war der Turnplatz, wo er mit Erich geturnt hatte. Endlich kam er an das Haus des Siebenpfeifers, da schlief jetzt das ganze Orchester. Eine Weile stand er still, ob er nicht einen aus dem Hause wecken, mitnehmen oder zu seinem Vater schicken solle. Er verwarf Beides und ging weiter.

Die Nacht war still, nur bisweilen hörte er noch von Ferne das Bellen eines Hundes wie aus dem Schlafe. Ein Bach rieselte am Wege, das tönte so wundersam, der Bach ging eine Weile wie plaudernd mit, bald aber verlor er sich und wieder war Alles still. Er kam durch eine Schlucht, wo es von hohen Bäumen hüben und drüben so dunkel war, daß er den Weg zu seinen Füßen nicht sah; ruhig sich fassend ging er vorwärts und dachte sich, wie schön das am hellen Tage sein müsse. Er kam aus der Schlucht hervor und freute sich wieder des offenen Weges. Ueber dem Sattel eines Berges erschien ein Stern, so groß, so glänzend, der Stern stieg immer höher und glänzte so funkelnd. Ob wol Manna diesen Stern kennt?

Im ersten Hause eines Dorfes war Licht; er hielt an. Er hörte sprechen. Drinnen klagte und jammerte die Frau, daß morgen die einzige Kuh verkauft werden solle. Schnell entschlossen legte Roland mehrere Goldstücke auf das Fensterſims der niedern Stube, pochte an die Scheiben und rief:

„Ihr Leute, es liegt Geld für die Kuh auf dem Sims.“

Athemlos rannte er davon, eine Angst befiel ihn, als wäre er ein Dieb; erst draußen vor dem Dorfe hielt er an, sich in einen Graben niederduckend. Er wußte nicht, warum er davon gerannt war. Wie er nun so sich niederduckte, und aufhorchte, ob die Beschenkten ihm nachfolgten, kicherte er in sich hinein, wie ein Geist thun müßte, der umwandelt, das Leid der Menschen heilt und sich dem Dank entzieht. Es kam Niemand. Rüstig schritt er weiter, und beseligt im Gedanken dessen, was er gethan, dachte er sich aus, wie es wäre, wenn man mit viel Geld ungesehen so in der Welt umherwandelte und wo man hinkäme, Alles glücklich machte.

Als er jetzt den Blick wieder auf die Straße heftete, sah er auf dem Felde am Wege einen abenteuerlich aussehenden Mann stehen, der eine Waffe geradezu auf ihn gerichtet hielt. Bebend stand er still und forderte den Mann auf, zu sagen, was er wolle; der Mann rührte sich nicht. Er hetzte den Hund nach ihm, der Hund kam zurück und schüttelte den Kopf. Roland trat auf die Erscheinung zu und lachte und zitterte zugleich; die Erscheinung war nichts als eine Vogelscheuche.

Ein schwer knarrendes Fuhrwerk kam auf der Straße heran, näher und näher. Es war ein seltsames Schettern und Klappern, wie der Wagen auf den Achsen sich hin und her bewegte und die Räder, Steine zermalmend knarrten. Roland glaubte bestimmt unterscheiden zu können, daß der Wagen nur zwei Räder habe und mit Einem Pferde bespannt sei. Er hielt an, um das genau herauszubringen; dann aber hörte er wieder verschiedenen Hufschlag. Er stellte sich hinter einen Baum und wartete das Herannahen des Wagens ab, er sah, daß zwei Pferde der Länge nach vor einen in der That nur zweiräderigen Wagen gespannt waren; der Fuhrmann ging pfeifend und mit der Peitsche knallend neben her. Als der Wagen vorüber, wanderte Roland, eine Strecke sich entfernt haltend, dem Fuhrwerke nach. Eine Bangigkeit hatte den jugendlichen Wanderer in der Nacht ergriffen,

jetzt wußte er sich in der Nähe eines wachenden Menschen; wenn eine Gefahr drohte, konnte er ihn anrufen.

Er erschrak, als er plötzlich nichts mehr von dem Fuhrwerk hörte; der Fuhrmann hatte Halt machen müssen, um das Weggeld zu bezahlen. Als es nun wieder knarrte, war Roland wohlgemuther. Am ersten Hause des nächsten Dorfes hielt der Wagen an. Der Hausknecht, der auf den Fuhrmann gewartet zu haben schien, war nicht wenig erstaunt, beim Scheine der Laterne, mit der er herauskam, auch einen schönen Knaben mit funkelnden Augen zu erblicken.

„He! Wer ist denn das?" rief der Hausknecht und brachte vor Staunen und Schreck den Mund nicht mehr zusammen, denn der große Hund umschnüffelte die Beine des Hausknechts, stellte sich dann vor den Erschreckten, zeigte seine gesunden Zähne und blinzelte nach seinem Herrn zurück, nur auf den Anruf wartend: „Faß ihn!"

Roland befahl dem Hunde, zurückzutreten. Seine Stimme mußte etwas haben, das dem Fuhrmann und dem Hausknecht Respect einflößte.

Sie fragten, ob er auch einen Schoppen trinken wolle; Roland bejahte. Und so saß er nun bei dem einsamen Oellicht mit dem Fuhrmann hinter dem Tische und stieß mit ihm an. Der Hausknecht war neugierig; schmunzelnd auf Rolands feine Hand deutend, sagte er:

„Das ist ein schöner Fingerring; da ist ja ein Stein drin, der glänzt! Der ist wol viel werth? Thu mir einen Gefallen! Du, schenk mir den Ring."

Der Wirth in der Kammer, der das gehört hatte, kam, gespensterhaft anzuschauen, nur mit Hemd und Unterkleidern angethan, auch herbei. Roland wurde nun gefragt, wer er sei, woher er käme, wohin er wolle. Er gab ausweichenden Bescheid.

Der Fuhrmann machte sich wieder davon, Roland ging neben her und vernahm, daß auf dem Wagen frische irdene Krüge waren, die nach einem nahen Heilbrunnen gebracht wurden, um dann in die weite Welt bis nach Holland hinunter zu gehen. Für den Fuhrmann war Holland das Ende der Welt. Roland staunte, als er erfuhr, wie vielerlei Thätigkeit erforderlich ist, bis das auf seinem elterlichen Tisch gewohnte Mineralwasser getrunken wird.

Roland wurde viel ausgefragt, er antwortete nur befangen. Der Fuhrmann ſagte ihm, er ſei ein ehrlicher Kerl, Alles, was er auf dem Leibe trage, ſei ſchwer verdient und er möchte eher hungern und betteln, als daß er unrecht Gut beſäße. Er ermahnte Roland, wenn er etwas gethan habe, wofür er Strafe befürchte — wenn er vielleicht den Ring geſtohlen — möge er lieber zurückkehren und Alles wieder gut machen. Roland beruhigte den Mann.

Der Weg führte durch einen kleinen Wald von ſchönen Eichen. Man hörte das Schreien der Nachteule, es klang wie neckiſches Lachen.

„Gottlob, daß du bei mir biſt," ſagte der Fuhrmann; „haſt du auch das Lachen gehört?"

„Das iſt kein Lachen, das iſt ein Nachtvogel geweſen."

„Ja, Nachtvogel — der Lachgeiſt iſt's."

„Der Lachgeiſt? Wer iſt denn das?"

„Ja, meine Mutter hat ihn einmal am hellen Tag gehört, wie ſie noch ein ganz klein Mädchen geweſen iſt. Da ſind einmal die Kinder hinaus in den Wald, um zu eicheln. Du weißt wol, man ſchüttelt die Eicheln und legt ein Tuch unter den Baum und da ſammelt man die Eicheln; das iſt das beſte Schweinefutter. Nun ſind die Kinder im Walde an einem ſchönen Mittag im Herbſt, die Buben ſteigen auf den Baum und ſchütteln die Eicheln, daß es nur ſo praſſelt. Da hören ſie im Dickicht plötzlich lautes Lachen. Was iſt das? — O, ſagt meine Mutter, das iſt ein Geiſt. — Was? ſagt da ein kecker Bub, wenn es ein Geiſt iſt, ſo will ich auch einmal einen ſehen. — Er geht ins Dickicht hinein, und da ſitzt ein winzig klein Männchen auf einem Baumſtumpf, ſein Kopf iſt faſt größer als der ganze Leib, es iſt ganz grau und hat einen langen grauen Bart. Und der Bub fragt: Biſt du's, der ſo gelacht hat? — Freilich, ſagt das Männchen und lacht noch einmal, gerade ſo wie vorher. Ihr habt die Eicheln geſchüttelt, aber eine iſt unter das Tuch gefallen tief ins Moos hinein, die findet ihr nicht, und aus der Eichel wird ein Baum wachſen und wenn er groß genug iſt, wird man ihn umhauen und aus dem einen Theil der Bretter wird man eine Wiege machen und aus dem andern eine Thür, und in die Wiege wird man ein Kind legen, und wenn das Kind zum erſtenmal wird die Thür aufmachen können, bin ich erlöst. So lang muß ich

noch umgehen, weil ich ein Waldfrevler geweſen und von unrecht Gut gelebt habe. — Das Männchen lacht noch einmal und verſchwindet im Baumſtumpf. Seitdem hört man's noch manchmal, geſehen hat man's aber nicht mehr. Alle kennen die Eiche im Walde, aber Niemand rührt ſie an."

Roland glaubte nicht an das Mährchen, aber er hörte doch, wie der Fuhrmann ihm fort und fort erklärte, unrecht Gut ſei ſchwer abzuwälzen.

Allmälig begann es zu dämmern. Der Fuhrmann ſetzte ſich auf den Wagen und machte ſich ein Lager zurecht, es ſei jetzt Tag und da könne er ein wenig ſchlafen. Roland reichte dem Fuhrmann die Hand und ſagte Lebewohl.

Auf einem Steinhaufen am Wege ſaß der Knabe und ſtarrte vor ſich hin und hörte, wie allmälig das Knattern und Knarren des Fuhrwerks in der Ferne austönte. Er ſah wie im Traume den Fuhrmann an ſeinem Beſtimmungsorte ankommen, er ſah ihn im Schuppen auf dem Heubündel liegen, das er nachher ſeinen Pferden vorwarf.

Noch nie war Roland ſo allein geweſen, ohne Geleit und im Bewußtſein, daß Niemand ihn anrufe.

Die Sonne war aufgegangen, er ertrug den Glanz nicht; er ſchaute nieder.

Er verfolgte den Weg eines kleinen Käfers, der hurtig am Boden kroch und einen Halm hinaufkletterte.

Unfaßbare Gedanken regten ſich in dem jungen Geiſte. Welch eine unendliche Fülle von Sein iſt die Welt! In den Hecken der eben aufgebrochenen wilden Roſen am Wege, an deren Dornen und Blättern Thautropfen hingen, ſaßen regungslos Käfer und Fliegen aller Art und große Hummeln flogen ſummend von einem offenen Blumenkelche zum andern. Hier hatten Käfer, Schmetterlinge, Fliegen und Spinnen übernachtet und Schnecken mit ihren Häuſern auf dem Rücken wohnten ſtill an den Zweigen.

Er ſah eine Feldmaus in ihrem Loche, ſie blieb zuerſt am Rande liegen, lauſchend, ſchauend, die Kiefer bewegend, endlich ſchlüpfte ſie heraus und verſchwand ſchnell unter den Raſen in ein ander Loch. Ein bunter Käfer rannte in der Morgenfrühe eilig über den Feldweg; er fürchtete die offene Straße erſt im Dickicht des Getreides fühlte er ſich ſicher. Ein Haſe lief dahin.

Satan ſprang ihm nach, Roland griff an die Seite, ob er nicht ſeine Flinte bei ſich habe.

Wie auftauchend aus einem Strome ſich überſtürzender Eindrücke ſtand er auf. Den Blick auf den Weg geheftet, ging er weiter; ſein Schritt war zögernd, denn in ihm ſprach es:

„Kehre zurück zu Vater und Mutter!“

Aber ein Bangen vor dem Vater überfiel ihn, und die Kraft ſeines Vorſatzes erwachte aufs Neue. Plötzlich rief er laut:

„Erich!“

„Erich!“ tönte es wieder in vielfältigem Echo, und wie von den Bergen neu aufgerufen, wandelte Roland weiter. Es war ihm, als wandelte er nicht, ſondern als würde er gehoben und getragen. Die durchwachte Nacht, der genoſſene Wein, Alles, was er erlebt, wogte traumhaft durcheinander und ihm war, als müßte er jetzt etwas finden, was noch Niemand auf der Welt vor ihm gefunden: ein Unnennbares, ein Unfaßbares, ein Wunder. Er ſchaute um, ob es ſich nicht zeige; es muß etwas kommen, was ihm ſagt: Auf dich habe ich gewartet; biſt du endlich da? Und wie er jetzt umſchaute, bemerkte er, daß der Hund ihn verlaſſen hatte. Dort war der nahe Wald, der Hund war gewiß wieder einem Haſen oder wilden Kaninchen nachgelaufen. Roland pfiff, er wollte laut rufen: „Satan!“ aber er brachte jetzt das Wort nicht heraus. Er rief den alten Namen: „Greif!“ — Der Hund kam fröhlich daher, die Zunge hing aus dem Maule, er war naß vom Thau des Kornfelds, durch das er gerannt war. Roland hatte Mühe, den Hund abzuwehren, der ganz glücklich ſchien, daß er ſeinen alten Namen wieder hatte; er ſchaute verſtändnißvoll auf, während er ſchnell athmete.

„Ja, Greif heißt du!“ rief ihm Roland zu. „Jetzt zurück!“ Der Hund folgte ihm auf dem Fuße.

Als nun die Straße durch den Wald führte, legte ſich Roland im Mooſe unter einer Tanne nieder; über ihm ſangen die Vögel und rief der Kuckuck. Greif ſaß neben ihm, ſchaute ihn zufrieden an und ſchien zu billigen, daß Roland ſich Ruhe gönnte. Roland that ihm das Maul auseinander und freute ſich der prächtigen Zähne, dann ſagte er — der eigene Hunger mochte ihn daran erinnern:

„Im nächſten Orte, wo ein Fleiſcher iſt, bekommſt du eine Wurſt.“

Greif leckte sich mit der Zunge die Lefzen, sprang, wie wenn er die Worte verstanden hätte, im Kreise herum, jagte die Raben auf, die schon so früh ihre Nahrung im Felde suchten, und bellte in die höher steigende Sonne hinein.

Der ermüdete Knabe schlief bald ein; Greif setzte sich neben ihn, aber er kannte seine Pflicht, er legte sich nicht nieder; er blieb sitzen und verscheuchte sich den Schlaf. Nur manchmal blinzelte er, als ob es ihm schwer würde, die müden Augen offen zu halten; dann aber schüttelte er den Kopf und hielt getreulich Wache bei seinem Herrn.

Plötzlich erwachte Roland. Er hörte eine Kindesstimme.

Zwölftes Kapitel.

Roland rieb sich die Augen; vor ihm stand ein Kind, ein Mädchen, schneeweiß angethan, mit einer blauen Schärpe. Ihr Antlitz war rosig, große blaue Augen schauten daraus hervor, und vom Kopfe hingen lange, aufgelöste, dunkelblonde, wellige Haare weit über den Nacken herab. Das Kind hielt mit beiden Händen einen Strauß von Waldblumen.

Greif stand vor dem Kinde und ließ es nicht weiter.

„Greif! Zurück!" rief Roland sich aufrichtend. Der Hund trat hinter den Rücken seines Herrn.

„Der deutsche Wald! der deutsche Wald!" sagte das Kind in fremdländischem Ton und mit einer Stimme, die der Prinzessin aus dem Märchen angehören konnte. „Das ist der deutsche Wald! Ich habe mir nur Blumen geholt. Bist du der Waldprinz?"

„Nein. Wer bist denn du?"

„Ich bin aus Amerika. Der Onkel hat mich vom Schiff geholt und jetzt bleib' ich in Deutschland."

„Lilian, komm! Wo bleibst du so lange?" rief eine Männerstimme vom Rande des Walds her.

Roland sah durch die Bäume hindurch einen offenen Wagen und einen großen stattlichen Mann mit schneeweißen Haaren.

„Ich komme schon," antwortete das Kind, „ich habe schöne, schöne Blumen."

„Hier nimm diese von mir," sagte Roland und pflückte eine voll aufgeblühte Maiblume vom Boden.

Digitized by Google

Das Kind warf alle Blumen, die es in der Hand hatte, weg, faßte die eine, rief: „Good by!“ und rannte ſchnell nach dem Wagen. Der Mann hob das Kind, das nach dem Walde zurückdeutete, in den Wagen, der davon rollte.

Roland hielt ſich die Hand an die Stirn.

War das wirklich geſchehen oder hatte er nur geträumt? Aber noch hörte er das Rollen des Wagens, und die abgebrochenen Blumen am Boden zeigten, daß er in der Wirklichkeit lebte. Hatte das Kind in der That geſagt, es ſei aus Amerika? Warum biſt du ihm denn nicht nachgegangen? Warum haſt du nicht mit dem Alten geſprochen? Und Niemand kann dir ſagen, wer das Kind war und wohin es geführt wurde.

Eine Weile ſtarrte Roland auf die vor ihm liegenden Blumen, er hob aber keine auf. Greif bellte ihm zu, als wollte er ſagen: Ja, und da behauptet man, man erlebe keine Wunder mehr! Er ſchnüffelte an den abgebrochenen Blumen herum, dann rannte er der Spur des Kindes und dem Wagen nach, als wollte er den Wunſch ſeines Herrn erfüllen, die Leute anhalten, damit er noch mit ihnen reden könne. Roland pfiff und ſchrie; Greif kam und Roland ſchalt:

„Für deine Untreue verdienſt du, daß ich dir die Wurſt nicht gebe.“

Greif legte ſich bittend zu ſeinen Füßen nieder; er konnte ihm ja nicht ſagen, wie gut er es gemeint.

„So, nun wollen wir abziehen,“ ſagte Roland. Und weiter ging's des Weges.

Er hörte den Pfiff der Locomotive aus der Ferne, er ging dem Pfiffe nach. Der Wald war bald durchſchritten; nun ging's wieder durch Weinberge.

An einem Wege abſeits ſah Roland, wie mehrere Frauen ab- und zugingen: ſie trugen Schiefererde in einen neu angelegten Weinberg. Am Rain neben einer Hecke brannte ein Feuer, an welchem Töpfe ſtanden. Eine Alte rührte mit einem dürren Zweige in den Töpfen. Roland ſtand ſtill und die Alte rief ihn an, ob er mithalten wolle. Er ging auf die Gruppe zu und ſah, daß hier Kaffee gekocht wurde. Nun kamen auch die anderen Frauen herbei, junge und ältere, es gab viel des Lachens und Scherzens; man ſtülpte die Körbe um und ſetzte ſich darauf. Roland wurde auch ſolch ein Sitz bereitet, man legte noch einen

Bauſch unter und fragte, ob er vielleicht ein Prinz ſei. Roland verneinte lachend.

Ein alter Winzer, der die Arbeit leitete, ſagte zu Roland, er trinke keinen Kaffee, das ſei eine dumme Mode, damit ginge das Geld aus dem Lande nach Amerika und käme gar nicht mehr zurück.

Die Frauen hörten aufmerkſam zu, wie Roland berichtete, daß nicht der Kaffee, ſondern der Zucker aus Amerika käme.

„Und unſer Zucker," ſagte die Alte, „iſt ganz und gar in Amerika geblieben, denn wir haben keinen."

Die erſte Taſſe und der Rahm von der Milch wurde Roland gegeben, auch ein Stück Schwarzbrot bekam er. Er hätte gern den Leuten etwas dafür gegeben, aber jetzt merkte er, daß er ſein Geldtäſchchen nicht mehr habe. Im Wirthshauſe hatte er's noch gehabt; hatte er es im Walde verloren oder hatte ihn der ſchelmiſch blickende, betaſtende Hausknecht beſtohlen?

Weiter wanderte er und erreichte bald den Bahnhof.

Mit Bedacht hatte er vermieden, auf einer der nächſten Stationen einzuſteigen, denn da kannte man ihn und ſeine Flucht wurde verrathen; er wollte, die Eiſenbahn in einem Bogen umgehend, erſt auf einer entfernten Station einſteigen.

Auf dem Bahnhofe wurde Roland von einem Manne in zertragenen Kleidern, der einen Stiefel und einen abgetretenen Pantoffel an den Füßen hatte, wie ein alter Bekannter begrüßt.

„Guten Morgen, lieber Baron! Guten Morgen, lieber Baron!" rief ihm der Verwahrloste zu und drängte ſich an ihn.

Ein Bahnbeamter bat in höflicher Weiſe den halb Betrunkenen, halb Wahnwitzigen, er möge den Fremden in Ruhe laſſen.

Der Zudringliche ließ ſich beſeitigen, winkte aber Roland immer von ferne vertraulich zu, wie wenn ſie ein tiefes Geheimniß mit einander hätten.

Roland hörte, daß dies der Sproſſe einer angeſehenen Adelsfamilie ſei; ſeine Verwandten hätten ihm helfen wollen und ihm ein Jahrgehalt ausgeſetzt, aber er thue nicht gut. Nun ſei er hier in Koſt bei einem Packknecht und ſeine einzige Freude ſei der Bahnhof. Man habe alle Rückſicht mit ihm, er ſei doch ein Baron und ſehr zu bedauern.

Roland fürchtete ſich vor dem Manne wie vor einem Geſpenſt. Die Aufregung der Nacht und Alles, was er erlebt, wirkte nach,

und doch ging der Gedanke nebenher, wie wunderbar es ist, daß der Verkommene noch rücksichtsvoll behandelt wird, weil er eben ein Baron ist.

Roland verpfändete seinen Brillantring bei dem Wirth des Bahnhofs. Er aß und gab auch Greif die versprochene Wurst; dann löste er ein Billet nach der Universitätsstadt. Nun saß er endlich im Wagen und konnte sich nicht enthalten, einem Nachbar zu sagen:

„Ach, wie schön, daß wir jetzt fortgezogen werden."

Der Nachbar sah ihn groß an; er konnte ja nicht wissen, wie es den Knaben glücklich machte, daß er, schwerermüdet, nun ohne weitere Selbstbestimmung fortgerollt wurde zu Erich.

„Wohin geht der Weg, Herr Baron?" fragte der Nachbar.

Roland nannte sein Ziel; aber er sah den Mann groß an, daß er ihn Baron nannte. Ist er es denn über Nacht geworden? Bei einer Abzweigung, wo andere Schaffner antraten und der Nachbar ausstieg, sagte dieser zu dem neuen Schaffner:

„Geben Sie auf den jungen Baron Acht, der da drin sitzt."

Roland ließ sich's gefallen, daß er so genannt wurde, und ein eigenthümliches Gefühl kam über ihn, wie schön es doch sein müsse, wenn man ein Baron sei; da habe man in der ganzen Welt einen Titel mit festen Ehren. Der Gedanke streifte ihn nur, verflog aber bald, denn er dachte sich jetzt die Freude, die Erich haben würde; sein Antlitz glühte vor Ungeduld und Sehnsucht.

Plötzlich überfiel ihn ein Schreck. Wo war denn der Hund geblieben? Er hatte ihn verloren oder vergessen. Aber fort rollten die Wagen durch Thäler, Bergeinschnitte und Tunnels, und Roland war's, als sei er schon ein Jahr von daheim fort.

Nicht weit von der Universitätsstadt, wo die Bahn sich wieder abzweigte, stiegen Studenten ein. Sie sangen lustige Lieder und waren sehr freundlich gegen Roland.

Es war Dämmerung eingetreten, als man in der Universitätsstadt ankam.

Roland fragte nach Doctor Dournay. Einer der Studenten, ein Jüngling mit feinem Antlitz, sagte, er möge mit ihm kommen, er wohne neben der verwittweten Professorin. Roland ging mit ihm. Und jetzt überfiel ihn eine seltsame Angst. Wie ist's, wenn er Erich nicht mehr findet? wenn Erich nichts mehr von ihm will? Wie viel kann geschehen sein in dieser Zeit!

Klopfenden Herzens ging er die ſteile, dunkle, hölzerne Treppe hinauf. Oben öffnete ſich eine Stubenthür und eine Frauenſtimme fragte:

„Zu wem wünſchen Sie?“

„Zu Herrn Hauptmann Dournay.“

„Er iſt verreist.“

Dreizehntes Kapitel.

Roland bat, daß er hier warten dürfe; er wurde in die Wohnſtube geführt; das Dienſtmädchen ſagte, daß Erich nach der Hauptſtadt gereist ſei, er käme aber möglicher Weiſe noch heute zurück; die Mutter ſei nach dem Grabe ihres Sohnes gegangen, deſſen Todestag heute war. Das Mädchen ging hinaus, um die Lampe herzurichten. Allein und müde ſaß Roland in der Stube in einer Sophaecke.

Wunderlich! Da ſtehen ſo viele Menſchenwohnungen auf der Welt, da kann man eintreten und ſitzt plötzlich in einem fremden Haus.

Vom Thurme der Stadt tönte nach alter Sitte ein Choral, von Trompeten geblaſen. Roland träumte in die Welt hinein, er wußte nicht mehr, wo er war, er erinnerte ſich nur, daß er einſtmals durch viele Länder und Städte gefahren.

Da trat die Mutter ein. Sie blieb unter der Thüre ſtehen. Roland richtete ſich auf und ſagte:

„Guten Abend, Mutter.“

Die Hände ausſtreckend rief die Mutter:

„Hermann . . .“

„Ich heiße nicht Hermann, ich heiße Roland.“

Die Mutter ging zitternd auf ihn zu, die Tante kam eben mit Licht und jetzt klärte ſich Alles auf. Roland konnte ſagen, daß er Erich nachgereist ſei, denn er laſſe nicht mehr von ihm. Die Mutter küßte Roland und weinte und ſchluchzte.

Man hörte Schritte auf der Treppe. Erich trat ein.

Roland hatte nicht die Kraft, ſich vom Platze zu erheben, und Erich rief ſtaunend:

„Du hier?“

Roland konnte kaum hervorbringen, was er gethan. Starr und irr ſchaute er drein, da Erich ihm ſo fremd gegenüber ſtand und nicht einmal die Hand reichte. Er berichtete kurz, was vorgefallen, er ſchien etwas von dem Unrecht zu erkennen, das er begangen; Erich ſollte ihm nun helfen, Alles zu ordnen. Dieſer erkannte die Aufregung des Knaben und ſuchte ihn zu beruhigen.

„Bleib jetzt hier bei meiner Mutter," ſagte er, „ich muß ſofort durch ein Telegramm deine Eltern benachrichtigen. Ich komme bald zurück."

Eben als er gehen wollte, übergab ihm die Mutter noch einen eingetroffenen Brief, es war der ablehnende Brief Sonnenkamps. Erich überflog ihn nur, dann ging er eilig davon.

Die Mutter faßte Roland nochmals in ihre Arme, aber Erich ſagte kurz:

„Ich gebe ein Telegramm an Herrn Sonnenkamp auf mit der Anfrage, ob er Roland abholen wolle, oder ob man ihn bringen ſolle.

Als Erich wieder nach Hauſe zurückkehrte, fand er Roland auf dem Sopha eingeſchlafen; nur mit großer Mühe war er zu erwecken, daß man ihn zu Bette bringen konnte. Lange ſaß Erich noch bei ſeiner Mutter und ſprach davon, wie wunderſam das Schickſal mit ihnen ſpielte.

Die Mutter berichtete, wie ſie auf dem Heimwege vom Kirchhofe von erdrückend ſchmerzlichen Gedanken überfallen worden. Das Antlitz Hermanns könne ſie ſich noch vergegenwärtigen und das war ja auch feſtgehalten in der Photographie, die mit einem Immortellenkranze eingerahmt in der Fenſterniſche gerade über ihrer Nähmaſchine hing; aber wie Hermann ſich bewegte, wie er dahin ſchritt, wie er den Kopf mit den dichten braunen Haaren zurückwarf, wie er lachte, ſcherzte, liebkoſte, der Klang ſeiner Stimme, der Turteltaubenton ſeines Lachens, das Alles verſchwinde ihr — ihr, der Mutter. So ſei ſie des Weges dahin gegangen, ſich gewaltſam das Lebensbild des Verſtorbenen zurückrufend. So ſei ſie heimgekehrt, und da ſei ihr eine Geſtalt entgegengetreten ganz wie Hermann und habe ihr entgegengerufen: „Guten Abend, Mutter!"

Sie ſprach nun mit demſelben Entzücken von Roland, das Erich empfunden hatte, als dieſer ihn zum erſtenmal geſehen.

Erich erzählte dagegen von den Bedingungen bei Uebernahme

des Instituts, dann berichtete er von dem Anerbieten des Ministers. Er sollte in die Stelle eintreten, die dem Vater nicht geworden und die ihm, wer weiß, doch das Leben erhalten hätte. Dazu belastete ihn, daß er als Erbe und durch Gönnerschaft ohne persönliches Verdienst die Stelle erhalten solle.

Die Momente waren selten, aber sie kamen doch, in denen die Mutter aus ihrer alten Gewohnheit heraus in manchen Empfindungen und Betrachtungen des Bürgerthums eine Aufsässigkeit und Widerspenstigkeit sah, die sie nicht billigen konnte. Bei ihrem Manne hatte sich das mild und nur selten gezeigt, in Erich aber war es lebendiger; er hatte jenes trotzig Anstürmende, das nur sich selber Ansehen und Macht verdanken will. Sie unternahm es nicht mehr, die Sinnesweise ihres Sohnes ändern zu wollen.

Noch spät in der Nacht kam ein Brief von Clodwig, der die doppelte Summe, die Erich verlangt hatte, zur Verfügung stellte.

Mitternacht war vorüber, als Mutter und Sohn noch beisammen saßen. Erich bat die Mutter, sich niederzulegen, er wolle warten, bis eine Antwort von Sonnenkamp käme.

Erich saß lange einsam, Alles überdenkend.

Er ging nochmals, kaum hörbar auftretend, nach dem Zimmer Rolands, der bei seinem Eintritt stöhnend „Erich!" rief, ohne aus dem Schlafe zu erwachen ...

Um dieselbe Stunde war große Bewegung auf Villa Eden; Greif, der Hund Rolands, war vor der Wohnung des Castellans angekommen und hatte so heftig gebellt, daß auch die andern Hunde mit einander zu bellen anfingen und Alles im Hause erwachte. Die Diener jammerten, denn Roland mußte verunglückt sein, da Greif allein heimgekehrt war. Auch Sonnenkamp war erwacht. Alles stand um den Hund, der wol bellte, als man in ihn hinein redete, aber Niemand verstand, was er damit sagen wollte. Glücklicherweise kam bald das Telegramm von Erich, der bedachtsam dasselbe nach der Stadt gerichtet hatte, wo eine Nachtstation war.

Sonnenkamp ließ den Major wecken, er mußte sofort mit ihm abreisen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Major ſaß mit Sonnenkamp in einem Bahnwagen erſter Klaſſe auf einem Extrazuge.

Zögernd und ſtotternd, mit einem ſchwermüthigen Blicke auf den zu ſeinen Füßen liegenden Hund Laadi ſagte er:

„Ich hab' viel erlebt, aber daß ich das auch noch erleben muß! Wenn wir's nur mit geſundem Leibe überſtehen. Das heißt ja das Leben übermüthig aufs Spiel ſetzen ... und man hat keine Vertheidigungswaffen!"

„In Amerika fahren ſie dreimal ſo ſchnell mit einem Extrazug," entgegnete Sonnenkamp.

Er ſchien eine geheime Luſt darin zu finden, dem Major zu zeigen, daß es noch einen Muth gebe, der ganz anders ſei, als der auf dem Schlachtfelde. Er wußte von Wettfahrten zu erzählen, die man in Amerika angeſtellt. Als man jetzt an einer Station Waſſer einnahm, verabſchiedete ſich Sonnenkamp beim Major und ſagte, er gehe auf die Locomotive, er müſſe wieder einmal verſuchen, wie ſich's da fahre.

Der Major ſaß mit der Laadi allein in dem einzigen Wagen, der der Locomotive angehängt war, er ſtarrte immer hinaus, wo Bäume, Berge, Dörfer wie vom Wirbelwind geworfen, vorbeiflogen, und er dankte Gott, daß Fräulein Milch nichts davon wiſſe, wie er ſich dazu verſtanden habe, mit Herrn Sonnenkamp ſolch eine tolle Fahrt in einem Extrazug zu machen.

Und warum eilt der Mann ſo? Manchmal war er karg auf den Kreuzer und ſo beſcheiden, wollte kein Aufſehen erregen, man ſollte ihn nicht merken; manchmal war er dagegen verſchwenderiſch, warf das Geld hinaus und that Alles, um die Blicke der Menſchen auf ſich zu ziehen. Der Major verſtand den Mann nicht. Alſo auch Locomotivführer iſt er geweſen; was mochte der nicht Alles geweſen ſein!

„Ja, Laadi," ſprach er zu dem Hunde, „komm, leg' dich nur neben mich; ja, Laadi, das haben wir nicht denken können, daß wir das erleben müſſen. Wenn wir's auch nur wirklich überleben. Ja, Laadi, ſie trauert auch um dich, wenn wir todt ſind."

Der Hund knurrte in ſich hinein, er war gewiß auch ingrimmig gegen den tollkühnen Sonnenkamp.

Immer wilder wurde die Fahrt; man jagte über Böschungen dahin nahe dem Strom, jeden Augenblick glaubte der Major, daß die Locomotive entgleisen und mit dem Wagen zertrümmert ins Wasser stürzen müsse; es überkam ihn eine solche sichere Erwartung des nahen Todes, daß er die Füße gegen den Rücksitz stemmte und still in sich hineindachte:

„Nun komm, Tod. Ich habe mit Willen Niemand auf der Welt Böses gethan und für dich, liebe Rosalie, ist ja auch so weit gesorgt, daß du nicht Noth leidest. Aber hart ist's ... sehr hart ..."

Thränen beizten ihm die geschlossenen Augen, es kämpfte in seinen Mienen, er wollte die Thränen unterdrücken; er starb doch nicht gern und dazu so ohne Noth. Er öffnete die Augen und ballte die Fäuste in Aerger; diese Extrafahrt ist eigentlich unnöthig; man wußte ja Roland gut aufgehoben. Aber so ist dieser wilde Mann!

Der Major war sehr ingrimmig auf Sonnenkamp und noch mehr auf sich, daß er sich zu dem tollen Streiche hatte verleiten lassen. Jetzt war all sein Heroismus dahin, er war mit der Sache nicht einverstanden, er hatte sich übertölpeln lassen, das schickt sich nicht mehr für ihn; Fräulein Milch hat Recht, er ist schwach, er kann nicht Nein sagen.

So oft er hinausschaute, wirbelte es ihm vor den Augen. Er fand einen glücklichen Ausweg; er setzte sich auf den Rücksitz. Da sieht man nur, was vorüber ist und nicht was kommt. Aber das war noch schrecklicher, da sieht man erst recht die scharfen Curven, die die Bahn macht, und die Wagen legen sich schräg, wie um zu stürzen. Und jetzt traten wirklich Thränen aus den Augen des Majors. Er dachte an die Trauerloge, die für ihn gehalten wird, er hörte die Klänge der Orgel, die Lieder, und er sagte vor sich hin:

„Ihr lobt mich mehr als ich verdiene, aber ein guter Bruder bin ich gewesen. Gott ist mein Zeuge, daß ich's sein wollte! Und vergeßt mir meine Rosalie nicht. Haltet sie in Ehren, sie verdient's."

Der Wagen rollte wieder regelrecht dahin und der Major tröstete sich damit, daß auf dieser Bahn noch kein Unglück geschehen. Aber nein, fuhr er in Gedanken fort, vielleicht fährt man sicherer auf einer Bahn, wo schon einmal ein Unglück

geſchehen; die Leute hier ſind zu ſorglos und du mußt nun das erſte Opfer ſein. Was wol Fräulein Milch für gefährlicher hält? Eine Bahn, die ſchon Unglücksproben beſtanden, oder eine ſolche, die ſie erſt zu beſtehen hat? Ich muß mir's merken, daß ich ihr dieſe Frage vorlege. Nun hatte er Alles überwunden, er wurde ſo frei und kühn, daß er ſeine eigene Aengſtlichkeit verſpottete, und dachte: der Millionär auf der Locomotive hat ein viel reicher ausgeſtattetes Leben, er würde es nicht ausſetzen, wenn dabei etwas zu gefährden wäre.

Der Hund mußte die Gefahr der ſchnellen Fahrt verſpüren, er zitterte immer und ſchaute ſeinen Herrn ängſtlich an.

„Biſt auch ein Frauenzimmer und fürchteſt dich!" ſchalt ihn der Major. „Faſſe Muth! ... Biſt doch ſonſt nicht ſo feig. Komm! So ... ſo ... leg dich auf meinen Schooß. Weiß ſchon ... weiß ſchon," lächelte er, als der Hund ihm die Hand leckte.

Und mitten aus der Angſt heraus freute ſich der Major bereits, wie er in wenigen Tagen in ſeiner ruhigen Laube im Garten Fräulein Milch von der überſtandenen Gefahr erzählen wird. Er ſtreichelte die Laadi und erzählte innerlich im Voraus alles Ueberſtandene.

Man kam auf der Station an, wo die Bahn ſich nach der Univerſitätsſtadt abzweigt. Hier, hieß es, könne kein Extrazug gegeben werden, da nur ein einfaches Geleiſe und dieſes beſetzt ſei. Man mußte eine Stunde bis zum nächſten regelmäßigen Zuge warten.

Sonnenkamp wetterte und ſchalt über die verhockten Europäer, die die Eiſenbahn noch gar nicht zu gebrauchen wüßten; er hatte ja telegraphiſch ſich freie Bahn beſtellt. Es half nichts. Der Major ſtand am Bahnhof und dankte Gott, daß Alles noch feſt gefugt ſei. Er ging landeinwärts, er begrüßte die hohen Aehrenfelder, die ſo ſtill ſtanden und gediehen und ſich von keiner Locomotive aus ihrer ruhigen Ordnung bringen ließen; er freute ſich, zum erſtenmale in dieſem Jahre die Wachtel ſchlagen zu hören, die in den Weinberg-Gegenden keine Heimat hat, er ſchaute den Lerchen nach, die ſingend zum Himmel aufſtiegen.

Ein Zug war in den Bahnhof eingefahren und hielt ſtill. Der Major hörte ſchönen Männergeſang; er fragte Umſtehende und erfuhr, daß viele aus dem Stationsdorfe, die bereits im Zuge ſaßen, nach Amerika auswanderten. Er ſah Mütter weinen,

Väter still nicken und in die Lippen beißen. Während die still stehende Locomotive Dampf auszischte, standen viele Burschen auf der Bahnlände in einem Trupp beisammen und sangen den davonziehenden Kameraden Abschiedslieder nach. Sie sangen mit bewegter Stimme, hielten sich aber im Tacte.

Das wird Fräulein Milch freuen, wenn ich es erzähle, dachte der Major und gesellte sich zu den Daheimbleibenden, ihnen Trost zusprechend; er ging zu den Auswanderern und ermahnte sie, gute Deutsche zu bleiben in Amerika. Unter Weinen rief ein alter Mann:

„Was wartet ihr denn noch? Macht, daß es fortgeht!"

Die andern schalten über den grausamen Menschen, aber der Major sagte:

„Nehmt's ihm nicht übel, er kann nicht anders, es thut ihm zu weh."

Der alte Mann nickte dem Major zu und alle Anderen sahen ihn staunend an.

Unterdeß war der Localzug angekommen, mit dem man auf der Zweigbahn abfahren sollte.

„Herr Major! Herr Major!" schrieen Schaffner von verschiedenen Seiten und schrie Sonnenkamp. Mit großer Mühe gelang es, den Major auf die andere Seite des Zuges zu bringen.

Halb lächelnd, halb scheltend sagte ihm Sonnenkamp:

„Sie sind wie ein Kind, Sie lassen sich von allen Begegnissen auf dem Wege zerstreuen und vom Ziele ablenken."

„Ja, ja," lachte der Major — er hatte wieder sein volles Lachen — „Fräulein Milch sagt mir das auch oftmals."

Er erzählte Sonnenkamp von dem rührenden Abschied der Auswandernden und Zurückbleibenden, aber Sonnenkamp schien keinen Sinn dafür zu haben. Ja, als der Major sagte, daß die Freimaurer sich alle Mühe geben, den Seelenverkäufern, die die Auswanderer betrügen, das Handwerk zu legen, und auch da noch schwieg Sonnenkamp.

Man kam in der Universitätsstadt an. Niemand war da, der sie erwartete. Sonnenkamp war sehr unwillig ...

Im Hause der Professorin saß man beim Frühstück. Roland trank seinen Kaffee aus der Tasse, worauf der Name Hermann stand, und Erich sagte, man müsse in einer Stunde am Bahnhofe sein, da Herr Sonnenkamp wol mit dem Courierzuge kommen

würde, denn daß er mit dem Localzug kam, der keinen Anschluß von Westen her hatte, war nicht vorauszusehen. Eben als Erich dies sagte, klopfte es an und der Major trat zuerst herein, hinter ihm Sonnenkamp.

„Da ist ja unser Teufelsjunge," rief der Major. „Da ist ja der Deserteur!"

Die peinliche Stimmung der ersten Begegnung war damit gebrochen. Roland saß starr, Erich ging Sonnenkamp entgegen; jetzt wendete er sich zu dem Knaben und sein Blick ermahnte und ermuthigte ihn. Roland stand langsam auf, ging zögernd zu seinem Vater und sagte mit stockender Stimme, er habe nicht anders gekonnt und bitte, der Vater möge ihm verzeihen.

Sonnenkamp reichte ihm still die Hand und sagte dann zu den Anderen, wie ihn dieser kecke Streich des Knaben eigentlich freue, er zeige Muth, Entschlossenheit und Selbstführung. Roland sah staunend auf seinen Vater, er faßte nochmals seine Hand und hielt sie fest.

Erich bat den Major und Sonnenkamp, mit ihm in das Bibliothekzimmer zu gehen, und hier sagte er Herrn Sonnenkamp offen, daß er sein Verfahren nicht begreife; er habe die Eigenwilligkeit Rolands offen gelobt, das gebe eine schwere Stellung für die Erziehung. Sonnenkamp lächelte und gab in halben Worten zu verstehen, daß er absichtlich Roland vom Inhalte des ablehnenden Briefes unterrichtet habe, um ihn zu einer kecken That zu veranlassen. Er weidete sich an den erstaunten Blicken Erichs und am Kopfschütteln des Majors, der ihm sagen wollte, wie dann die bis zur Raserei gesteigerte Unruhe des Vaters zu begreifen wäre. Sonnenkamp aber hatte nicht nur seine Lust, die Menschen zu verwirren und mit ihnen zu spielen, er wollte auch Erich den Stolz und die Uebermacht benehmen, daß er Roland und durch ihn das ganze Haus beherrsche.

Erich erzählte nun von den Plänen und Aussichten in der Residenz und daß er jedenfalls Bedenkzeit haben müsse. Er bat, daß Sonnenkamp ihm Roland in die Hauptstadt gebe, es wäre das Beste, wenn Roland in Gemeinschaft mit anderen erzogen würde, und er wolle für gute Gemeinschaft sorgen.

Sonnenkamp preßte die Lippen in die Finger und sagte dann: „Davon kann nie die Rede sein, mir fehlt der Athem, wenn ich das Kind nicht um mich weiß. Ich muß deßhalb bitten, kein

Wort mehr hievon. Ich sehe die Schwierigkeit wol," setzte er hinzu, „Roland jemand Anderem zu übergeben als Ihnen; ich habe den Mann, der bei mir eingetreten war, bereits entlassen."

Er brach rasch ab, ließ Erich und den Major allein und ging zu den Frauen.

Fünfzehntes Kapitel.

Roland saß bei der Tante im Erker vor einem großen Buche; es waren Umrißzeichnungen griechischer Sculptur.

Jetzt schaute der Knabe auf und rief:

„Vater, denke dir, Herr Erich muß die ganze schöne Bibliothek seines Vaters verkaufen; da ist kein Blatt, das nicht von seinem Vater beschrieben ist, und das soll nun in fremde Hände kommen."

„Es wäre mir lieb," sagte Sonnenkamp, sich an die Tante wendend, „wenn Sie mit meinem Sohn einen Spaziergang machen wollten; ich habe mit der Frau Professorin zu sprechen."

Roland ging mit der Tante davon.

Sonnenkamp fragte nun die Professorin, ob es wahr sei, was der Knabe gesprochen.

Die Professorin bejahte mit dem Zusatze, daß die Gefahr vorüber sei, denn Graf Wolfsgarten habe das nöthige Geld geschickt.

Als Sonnenkamp den Namen und die Summe hörte, sagte er, er gestatte Niemand das Recht, Erich in Geldsachen auszuhelfen; er beanspruche das für sich, auch wenn Erich sich ihm entziehe.

Er stand vor dem Blumentisch, der wohlgepflegt und geordnet, mit einer künstlichen Vorrichtung schön pyramidalisch aufgebaut war. Er lenkte das Gespräch auf die Botanik, Erich hatte ihm ja erzählt, daß die Mutter davon Kenntniß habe. Nicht ohne Geschick und Theilnahme wußte er dann das Gespräch auf die Vergangenheit der Professorin zu lenken. Er fragte, ob die Professorin nicht Lust hätte, einmal an den Rhein zu kommen.

Sie erwiderte, daß sie dies wohl möchte, besonders wünschte sie, noch einmal eine Jugendfreundin zu sehen, die Oberin im Inselkloster sei und der Erziehungsanstalt vorstehe.

„Sie ſtehen der Oberin ſo nahe?“ ſagte Sonnenkamp, es ging etwas in ihm vor, was er ſich noch nicht klar machen konnte, aber er prägte ſich dieſe Beziehung zu ſpäterer Benützung ein.

Die Profeſſorin berichtete nun von ihrem Leben als Hofdame:

„Ich hatte nicht nur das Glück und die Ehre, die vielfachen Wohlthätigkeits-Anſtalten, deren Protectorin die Fürſtin war, mit ihr und noch öfter in ihrem Namen und Auftrage zu beſuchen und zu beaufſichtigen; weit wichtiger, oft ſehr traurig, aber mit der größten Herzerquickung geſegnet war mein Beruf, diejenigen zu beſuchen, oder Forſchungen über ſie anzuſtellen, die ſich mit Bitten um Unterſtützung, oft in herzzerreißendem Hülferuf an die Fürſtin wendeten. Der größte Theil der Briefe war mir zur Berichterſtattung und Beantwortung übergeben. Das war ein ſchweres, aber auch geſegnetes und erhebendes Amt.“

Als die Frau ſo ſprach und dabei die zarte feine Hand aufs Herz legte, leuchtete ihr Antlitz.

„Dürfte ich Ihnen, edle Frau, einen Erſatz bieten, wenn Sie ſich dazu beſtimmen ließen, in unſerer Nähe zu leben?“

Die Frau ſah ihn groß an und er fuhr fort:

„Ich bin kein Fürſt, aber ich bin vielleicht nicht weniger mit Bettelbriefen überfluthet.“

Sonnenkamp verſetzte die Frau im Geiſte ſofort in ſeine ſchönen Gemächer, wo ſie die Honneurs des Hauſes machte.

Roland hatte während des Geſprächs an der Hand der Tante das Zimmer verlaſſen; jetzt trat er mit Erich und dem Major ein, er hielt einen großen Brief mit einem Siegel des Cultusminiſteriums in der Hand und ſagte:

„Bitte, Tante, laß mich reden.“

Alle ſtaunten über das Ausſehen des Knaben, der, den Brief erhebend, nun zu Erich gewendet, erklärte:

„Die Tante hat mir vertraut, daß hier dein Anſtellungsdecret ſein kann. Du ſollſt Director werden zur Erhaltung der ſchönen Statuen des Alterthums. Erich! Erz und Marmor bedürfen deiner nicht, und wenn du dort ſein wirſt unter den Figuren, wird's dich frieren und mich wird's frieren immer und ewig, wenn du mich verläſſeſt. Erich, thue es nicht. Bleib bei mir, ich will bei dir bleiben. Verlaß mich nicht ... verlaß mich nicht!“

Erich ging auf Roland zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich bleibe bei dir, komme was da wolle.“

Das Schreiben wurde geöffnet, es enthielt den Ausdruck des Bedauerns, daß die Stelle bereits an einen jungen Mann von Adel vergeben ſei.

Sonnenkamp bat, daß man ihm das Schreiben überlaſſe, er brauche es vielleicht als Document gegen die Feinde Erichs, die ihm die Abneigung des Hofes andichteten. Und nun verlangte er, daß Mutter und Tante ſofort mit nach Villa Eden überſiedelten; aber Erich verneinte entſchieden. Er für ſich habe zugeſagt, aber Mutter und Tante dürften nicht vor dem Herbſte kommen; er müſſe ſich zuerſt mit Roland allein in die Verhältniſſe des Hauſes eingefügt haben.

Niemand war glücklicher, daß ſich Alles ſo gut gewendet hatte, als der Major. Man wollte noch heut abreiſen. Der Major verſprach, daß er und Fräulein Milch der Mutter und Tante in Allem helfen wollten, wenn ſie ſpäter überſiedelten; es ging nicht anders, Fräulein Milch mußte in Allem erwähnt werden. Nun bat er um eine Stunde Urlaub, er habe hier in der Univerſitätsſtadt Freunde zu beſuchen, die er perſönlich noch nicht kenne.

Als der Major weggegangen war, ſagte Sonnenkamp in wohlwollendem Gönnertone, der Major habe wol Brüder Freimaurer zu beſuchen. Auch Erich ſagte, daß er gehen müſſe, um von einem Manne Abſchied zu nehmen.

Er ging zu Profeſſor Einſiedel.

Der Profeſſor war immer gleichmäßig zu freundlicher Anſprache bereit, aber auch ſtets gleichmäßig ärgerlich, wenn man vergaß, in welcher Stunde er ſein Collegium las, und kam man etwa eine halbe Stunde vorher, konnte er ſehr zornig ſein. Sein Zorn beſtand darin, daß er ſagte:

„Aber lieber Freund! Wie können Sie das vergeſſen, Sie wiſſen ja, daß ich um zwei Uhr leſe und jetzt mit Niemand ſprechen kann. Nein, ich muß ſehr bitten ... ſehr ... ſehr ... bitte, merken Sie ſich doch, wann ich leſe.“

Und dabei drückte er die Hand mit großer Güte.

Als Erich ſagte, daß es nichts nütze, wenn er ſich das auch für ſpäter merke, denn er reiſe heute ab, ließ ſich Einſiedel die Stunde angeben, wann der Zug abgeht; er käme vielleicht noch zu ihm, er verſpreche es nicht gewiß, denn wenn er es verſprochen habe, ſtöre es ihn in ſeinem Vortrag.

Erich ging davon.

Der Professor begleitete ihn bis zur Thür, zog sein schwarzes Käppchen ab und entschuldigte sich, daß er ihm nicht das Geleite die Treppe hinab gebe. Mit den Worten: „Ich bitte sehr ... sehr ... ich lese um zwei Uhr," kehrte er in seine Stube zurück. Erich wußte sicher, daß der Professor ihn noch besuchen werde.

Als man am Bahnhofe zur Abreise bereit stand, erschien auch Professor Einsiedel; das war sehr viel, denn das schmächtige Männchen hatte seine Tagesordnung unterbrochen.

Erich stellte ihm den Major und Sonnenkamp vor. Sonnenkamp hatte kein rechtes Wort für ihn und auch der Major konnte trotz seiner Menschenliebe die Wendung nicht finden, mit er sich freundlich gegen diese zarte, gebrechliche Erscheinung benehmen sollte, da ihm Erich den Mann als seinen Lehrer und Meister vorstellte. Roland dagegen faßte in herzlicher Freude die zarte Kinderhand des Männchens und sagte:

„Sie sind mein Großlehrer; Herr Dournay wird ja mein Lehrer und Sie sind sein Lehrer, und wenn Sie einen Hund haben wollen, schicke ich Ihnen einen."

Professor Einsiedel dankte für das Geschenk des Hundes und sagte, er liebe es nicht, im Geräusche Abschied zu nehmen, er sage daher Lebewohl, bevor der Zug ankomme.

Erich schaute dem Männchen nach, wie es davon ging und sich die Kinderhand an dem Rock rieb, die Roland wol etwas zu stark gedrückt hatte.

Der Zug brauste heran. Der Abschied war rasch; Roland küßte Mutter und Tante wiederholt und Sonnenkamp küßte der Mutter die Hand.

Im Wagen neigte sich der Major zu Erich und sagte ihm leise ins Ohr:

„Ich habe auch etwas von Ihrem Vater erfahren."

„Was denn?"

„Es ist gut für Sie und für mich. Ihr in die ewige Heimat eingegangener Vater gehörte auch zu unserem Bruderbunde. Sie haben das Recht und ich habe die Pflicht, Ihnen Beistand zu leisten."

Und nun erzählte der Major die Schrecken der Extrafahrt; das Knattern hätte gar keinen Tact mehr gehabt, es wäre nur einziges Brummen gewesen. Er wußte das sehr deutlich nachzuahmen und behauptete, so sei noch Niemand gefahren und so werde

vielleicht Niemand mehr fahren, so lange Europa mit Eisen beschlagen sei, denn Herr Sonnenkamp habe amerikanisch geheizt.

Auf der nächsten Station nahm er Erich bei Seite und fragte, ob er ein Festes in Bezug auf Gehalt und Entschädigung nach Entlassung und eine Pension nach Vollendung der Erziehung ausgemacht habe. Erich behandelte diese Angelegenheit leichthin und der Major gab ihm zu verstehen, daß er Vollmacht gehabt, ihm jede Forderung zu bewilligen. Er ermahnte Erich, jetzt, da das Eisen noch glühend, es zu schmieden. Erich aber schien gar nicht darauf einzugehen, der Major ließ ab und murmelte lächelnd vor sich hin:

„Da sagt nun Fräulein Milch immer, ich sei unpraktisch; und da ist ein Mann, der so viel gelernt hat und sich siebenmal zu drehen und zu wenden weiß, ehe ich Einmal aufstehe, und der ist weit weniger praktisch als ich."

Der Major war fast froh, daß Erich so unpraktisch sei, er konnte es ja dann Fräulein Milch erzählen.

An der vorletzten Station löste man den Brillantring ein und Erich sagte zu Roland:

„Laß den Ring deinem Vater, ich wünsche, daß du fortan keinen Ring mehr trägst."

Roland gab seinem Vater den Ring und der Major brummte in sich hinein:

„Der hat ihn! Der hat ihn auf Trense und Cantare!"

Es war Abend geworden, als man an dem rebenumrankten Häuschen vorüberfuhr. Mit glänzendem Gesicht nickte Roland Erich zu, ihm das Häuschen zeigend; er sprach kein Wort. Man fuhr in Villa Eden ein; ein Luftstrom von Rosenduft kam den Fahrenden entgegen.

„Wir haben ihn!" rief der Architekt vom Burgbau dem Major, als er ausstieg, zu.

„Wen denn?"

„Wir haben den Brunnen auf der Burg gefunden."

„Und wir haben den da auch!" rief der Major, auf Erich deutend ...

Von diesem Tage an begann der Major viele seiner Geschichten mit den Worten:

„Das war damals, als ich mit Herrn Sonnenkamp im Extrazug fuhr."

Berthold Auerbachs

Schriften.

Zweite Serie.

R o m a n e.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1871.

Berthold Auerbachs

Schriften.

Zweite Serie.

Romane.

Zehnter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.